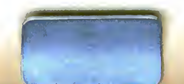
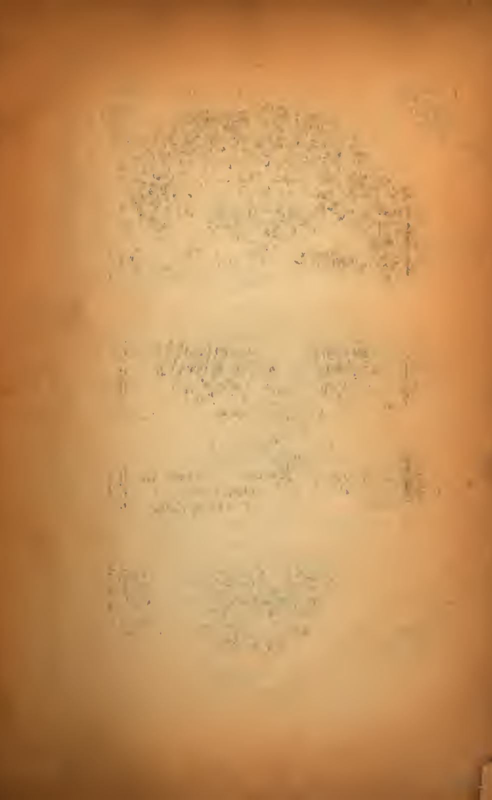

WIDENER
HN JBGL L







Carinthia.

Zeitschrift

für

Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung.

Herausgegeben vom

Geschichtverein und nat. hist. **Landesmuseum**
in Kärnten.

Redigirt von

Dr. Ludwig Jßleib.
Heft 1 — 6.
dann
Leod. Canaval und Ritter v. Gallenstein.

Acht und fünfzigster Jahrgang.

Höfer

1868.

Klagenfurt.
Druck von Ferdinand v. Kleinmayr.

Inhalt.

Geschichte. Topographie. Geografie.

Culturgeschichte. Literatur.

Naturgeschichte. Geologie. Astronomie.

Biographien.

Erzählungen.

Gedichte.

Aufsätze vermischten Inhaltes.

Chronologie.

Kleine Mittheilungen.

Carinthia.

Zeitschrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung.

Herausgegeben vom

Geschichtsvereine und Landesmuseum in Kärnten.

Redacteur Dr. Ludwig Jßleib.

№ 1. Achtundfünfzigster Jahrgang. 1868.

Sommergewinn.

Eine thüringische Dorfgeschichte von Ludwig Jßleib.

Das Haus der Witwe Stricker war keins, das sich durch Größe und ein glänzendes Aeußere vor den andern Häusern im Dorfe hervorthat, und doch richtete jeder Vorübergehende, wenn es nicht ein ganz Fremder war, die Blicke nach den Fenstern. Die Witwe konnte unmöglich die magnetische Kraft besitzen, die Blicke auf sich zu ziehen denn sie war schon bejahrt und ihre Blüthezeit lag hinter ihr; allein ihre Tochter besaß sie im vollem Maße. Wie ein Mairöschen blühte sie und der Ruf ihrer Schönheit war in der ganzen Umgegend bekannt. Und ihre Schönheit stach um so mehr hervor, als sie eingefaßt war von einem hübschen Besitz an Gärten und Ländereien. Martha war also wohl befähigt die Augen auf sich zu lenken; und alle vorübergehenden Männer schauten nach den Fenstern, die jungen Bursche am meisten.

Martha zählte achtzehn Jahre. Sie wußte wohl, daß sie schön war, und obgleich es ihr schmeichelte, das Augenmerk aller Bursche zu sein, so that sie doch darauf nicht stolz und war freundlich gegen Jedermann. Sie stellte sich nicht ans Fenster um mit dem „Grüß Gott, Marthchen!“ zugleich Bewunderung zu ernten; sie war nicht kokett.

Unter den Burschen war einer, der es sich zur Aufgabe machte täglich vorüber zu streichen um sie am Fenster zu grüßen oder auch, wenn sie an der Thüre stand, mit ihr zu plaudern. Oft ging er auch zu ihr in die Hausflur, wenn sie da saß und Kartoffeln schälte; da half er ihr und suchte sich auf alle Weise bei ihr angenehm zu machen.

Martha plauderte gerne mit ihm, ohne gerade besonderes Wohlgefallen an ihm zu haben; er glaubte aber ihrer Gunst sicher zu sein, und der öftere Verkehr Marthas mit Caspar verscheuchte manchen anderen Liebhaber, der ärmer als Caspar, sich mit ihm nicht messen zu können glaubte.

Da war aber noch ein anderer Bursche, der nicht so reich war, als der Schwarze, der nicht so oft vorüberging, der erst einigemale mit Martha gesprochen hatte und der ihr doch zehntausendmal lieber war — Georg, ein junger Weber. Er stammte aus einem Nachbardorfe und war erst seit einem Jahre hierhergezogen.

Auch er war durch des reichen Caspar Anwerbung abgeschreckt worden und hatte nicht gewagt, sich um die schöne Martha zu bemühen, die sicher den reichen Bauernsohn eher nahm als den armen Weber.

Martha aber dachte nicht daran, den Caspar zu heirathen. Er hatte einen wilden, jähzornigen Charakter und ein rohes gefühlloses Herz; Eigenschaften, die sein Vermögen nicht auszugleichen im Stande war. Er sollte sogar einst seine Mutter geprügelt haben — Martha's Inneres sträubte sich dagegen diesem Menschen anzugehören. Caspar jedoch war unermüdlich in seiner Bewerbung. Er führte Martha zum Tanz unter die Linde, er kaufte ihr sogar Bänder und seidene Halstücher, obgleich er ein Filz war — brachte es aber damit nicht weiter. Martha schwatzte mit ihm, tanzte mit ihm; machte er aber irgend Miene seine wahren Absichten zu enthüllen, so wußte sie es stets zu vereiteln und einer Erklärung auszuweichen. Ihn abzuweisen, ein für allemal ihm zu bedeuten, daß sein Werben umsonst sei, wagte sie nicht; sie fürchtete sich vor seinem bösen rachsüchtigen Herzen.

Martha's Mutter war durchaus nicht mit dem Benehmen der Tochter zufrieden. Es war eine kluge Frau — sie berechnete die Vortheile die ihr erwuchsen, wenn ihr einziges Kind in das Haus des reichen Bauern heirathe.

„Ich begreife dich gar nicht" sagte sie einst, als Caspar sie verlassen hatte „was du mit deiner Druxerei willst, warum du ihn nicht anhörst!"

Martha schwieg.

„Was denkst du nur" fuhr die Mutter fort „glaubst du vielleicht, daß ein Prinz kommt und dich freit, weil dir der Schwarze nicht gut genug ist?"

„„Ich will weder den Schwarzen, noch einen Prinzen freien, Mutter, laßt mich zufrieden.""

Das war Caspar, des reichen Bauer Martins Sohn, wegen seiner dunklen Gesichtsfarbe nur „der Schwarze" genannt.

„Gott's Blitz, einfältiges Ding, hast du denn gar keinen Verstand? der Caspar erbt einmal das Gut und wird dann sicher an die Stelle seines Vaters, des alten Schulzen kommen und auch Schulz werden. Siehst du das gar nicht ein? Und er hat dich gern."

„„Und wenn er Kaiser von Frankreich wird, ich mag ihn nicht. Denkt Ihr, ich sollte mich einmal von ihm prügeln lassen? Und das thut er, wenn er mir jetzt auch gut ist, so gewiß als er seine Mutter geprügelt hat.""

„Das wird ihm nachgeredt, wer weiß ob's so schlimm ist" sagte die Mutter; aber es war doch ein wichtiger Grund den ihr Kind vorbrachte und sie ließ ab vom Zureden, d. h. im Augenblick, sie kam später doch wieder darauf zurück.

Georg, der junge Weber, wohnte am Ende des Dorfes, wo der Weg nach einem Hügel führte, der zur Sommerabendzeit ein Tummelplatz der Jugend war; wo sich die Bursche und Mädchen sammelten um zu singen und „wie gefällt dir dein Nachbar" zu spielen. Einige Baumstämme dienten da zu Sitzen, eine Linde streute Schatten.

Georg hatte Niemanden bei sich als seinen alten Vater, der an der Gicht litt und zum Arbeiten untauglich war; und eine Magd. Er war arm, aber als geschickter Weber weithin bekannt, so daß er mit Arbeit stets versehen war und sein gutes Auskommen hatte. Mit unermüdlichem Fleiße saß er an seinem Webstuhe und ließ das Schiffchen durch die Fäden gleiten, die ganze Woche gönnte er sich keine Ruhe; nur Sonntags ging er oft mit andren Burschen Abends auf den Hügel um zu spielen und zu singen. Das Singen war überhaupt seine Lust und oft ließ er zu dem monotonen Geklapper seines Webestuhles seine hübsche Tenorstimme erschallen.

Seit einiger Zeit geschah das aber nicht mehr. Das Schiffchen ruhte öfter in seiner Hand, während das Auge träumerisch zum Fenster hinaus starrte. Auch Sonntags ging er seltener mit den anderen Burschen und wenn er es that, so kam er früher als sonst, und stets traurig zurück, das fiel dem alten Vater auf.

Einst hielt dieser sein Spulrad an — des Alten Geschäft war, zu spulen — blickte nach seinem Sohne, der eben in Gedanken vor sich hinträumte, und sprach:

„Ich weiß nicht Georg, was hast du denn, daß du jetzt immer so still bist und weder singst noch schwatzest?

„„Nichts, Vater,"" sagte erröthend der Sohn, und begann wieder zu weben.

„Nichts meinst du? das mach' mir 'mal nicht weiß, du hast irgend einen Kummer, das seh ich dir an, und wenn du gescheidt bist, so drückst du ihn nicht mit Gewalt hinunter und sagst mir's. Bei so was ist's immer besser man spricht sich aus."

„„Das geht eben nicht.""

„Warum nicht? bin ich etwa ein Fremdling und nicht dein Vater?"

„„Eben weil Ihr mein Vater seid.""

„Da möcht ich doch wissen was das ist, das dein Vater nicht wissen soll. Mag wohl nichts Gut's sein."

„„Was Schlecht's ist's nicht,"" sprach Georg und schien mit einem Entschluße zu ringen. Endlich fuhr er heraus:

„„Ich hab Strickers Martha gern, Vater, und muß doch sehen, wie sie der Schwarze wegfischt.""

Und wie um seine Verlegenheit zu meistern, fing er schnell wieder zu weben an. Der Alte schüttelte den Kopf und drehte sein Rad. Nach einer Weile hielten Beide inne und der Alte sagte: „Bist du denn schon gewiß, daß Martha den Schwarzen nimmt? hast du mit ihr gesprochen?"

„„Nein Vater.""

„Nun, woher weißt du denn, daß sie dich nicht mag?"

„„Das hab ich auch nicht gesagt. Aber es ist doch wahrscheinlicher, daß sie den reichen Bauernsohn lieber nimmt als den armen Weber?""

„Das sehe ich nicht ein," sagte der Alte, „das geht manchmal gar närrisch zu. Sprich erst mit ihr, ehe du so den Kopf hängen läßest."

„„Wo kann ich denn das, der Schwarze ist ja immer bei ihr und läßt sie nicht los, und wenn mir's auch manchmal ist, als ob sie mich freundlicher ansähe, so hab' ich doch auch das Herz nicht, vom Heirathen mit ihr zu reden.""

„Ach was! Du mußt dir ein Herz nehmen und was die Gelegenheit betrifft, so geht das auf nächstem Sonntag am besten. Da ist in Eisenach Sommergewinn; da geht sicher Martha mit den andern Mädchen auch hinein in die Stadt. Zwar, der Schwarze wird auch nicht fehlen, aber es müßte vom Teufel sein, solltest du in dem Gedränge nicht abpassen können, ihr deinen Antrag zu stellen. Es ist ein schönes gutes Kind und da du sie gern hast, so hab' ich auch gar nichts dagegen."

Der Plan schien Georg zu gefallen und er beschloß Erkundigungen einzuziehen ob Martha zum Sommergewinn gehe, um darnach seine Vorkehrungen zu treffen.

Am Sonntag Lätare bietet die St. Georgenvorstadt zu Eisenach ein ungemein belebtes Bild. Eine bunte Menschenmenge, junges Landvolk, Städter, ꝛc. drängen sich auf dem Platze, wo eine lange Reihe Bretterbuden wie zu einem Jahrmarkte aufgestellt sind. Vor den Buden wird gefeilscht und gehandelt, Naschwaaren, Nippsachen, Spielzeug sind meist die Gegenstände. Vorzugsweise aber sind es künstliche Vögel und Eier, die aus dem weißen Mark einer Binsenart gefertigt sind, mit denen man sich gegenseitig beschenkt. Die Häuser der Vorstadt sind mit Tannenreisern geschmückt, und die Kinder erhalten kleine Geschenke wie zur Weihnachtszeit.

Sommergewinn ist der Name dieses Festes. Den Ursprung desselben wird man in der christlichen Religion vergebens suchen, er reicht weiter hinauf in das Alterthum, hinauf bis in jene Zeit, wo in schattigen, heiligen Hainen dem Wodan und dem Thor noch geopfert wurde. Es ist das alte heidnische Neujahrsfest. Die Alten hatten bekanntlich eine ganz andre Zeitrechnung und theilten das Jahr in zwei, später in drei Perioden. Der Winter, die Jahreszeit, wo die Riesen, die finsteren Urmächte des Nordens, herrschten, war ihnen eine traurige Zeit und die Wiederkehr des Sommers, der milderen Periode mußte sie mit großer Freude erfüllen. Wenn der Sommer begann, — Frühling hatte man nicht, — so wurde ein Freudenfest begangen, die Häuser wurden mit grünen Tannenreisern geschmückt und ein Strohmann wurde verbrannt oder ins Wasser geworfen was symbolisch den Tod des Winters bedeuten sollte. Bis vor wenigen Jahren geschah dies noch in Eisenach. Nach Einführung des christlich-römischen Kalenders wurde das Neujahrsfest verlegt und im Winter gefeiert. Nur in Eisenach hat es sich erhalten und werden noch Gebräuche geübt, für die man kein Verständniß hat, wie z. B. das Beschenken mit künstlichen Eiern und Vögeln, die im Alterthume auf sinnige Weise die Wiederkehr des Lenzes bedeuteten. Als ein Freudenfest wird der Sommergewinn noch immer betrachtet und aus allen nahen Dörfern kommen Bursche und Mädchen herbei um sich, nachdem sie sich gegenseitig Geschenke gekauft, durch Tanz und Schmauserei zu erfreuen.

Martha, nebst einer Schaar anderer Mädchen, war auch zum Sommergewinn gegangen. Arm in Arm zogen sie durch die Menge, lustig schäckernd und schwatzend. Bald hatten sich auch die Bursche des Dorfes zu ihnen gefunden, und nun ging es an die Buden um Geschenke zu kaufen.

Wie voraus zu sehen, war auch der schwarze Caspar dabei und führte Martha an eine Bude, wo vergoldete Schmucksachen zu kaufen waren. Er zog seinen, mit blanken Viergroschenstücken gefüllten Geldbeutel und schaute sich dabei um, als wollte er sagen: Da, ihr Lumpe, seht mal her, was ich für ein Kerl bin, ich könnte die ganze Bude auskaufen, wenn ich wollte!

Georg war ihnen auf dem Fuße gefolgt, gab sich aber den Anschein, als ob er gar nicht auf sie achte, und beschaute sich die schönen Nadeln und funkelnden Uhrketten. Martha hatte ihn wohl bemerkt und warf ihm manchen verstohlenen Blick zu. Georg that, als merkte er es nicht.

Martha schien Gefallen an einem hübschen Ringe zu haben; sie steckte ihn an den Finger und ließ ihn in der Sonne funkeln. Caspar wollte ihn kaufen, als er aber hörte, der Preis desselben sei nicht weniger als 1½ Rth., so stand er davon ab und schenkte Martha eine vergoldete Nadel von geringerem Werthe. Kaum hatte Martha den Ring wieder hingelegt, so ergriff ihn Georg und gab dem Verkäufer die verlangte Summe ohne ein Wort zu sagen. Caspar und Martha hatten es nicht bemerkt. Als sie sich zum Fortgehen wendeten, trat Georg zu Martha, nahm ihre Hand, steckte den Ring daran, und sagte zu dem erröthenden Mädchen:

„Ich muß dir doch auch etwas zum Sommergewinn schenken.“ Martha war höchst überrascht, sie wollte Georg ansehen, vermochte es aber nicht und ließ sich willig den Ring anstecken. Caspar aber sah Georg mit einem Blicke an, in dem seine ganze rachsüchtige Seele lag, er fühlte wohl wie Georg ihn durch das Geschenk überholt hatte.

Aus dem „golden n Engel“ schallte rauschende Tanzmusik. Dahin begaben sich bald alle Bursche und Mädchen. In der dunstig n heißen Atmosphäre des Saales ging es nun an ein lustiges Tanzen. Der Raum war so gefüllt, das die Tanzenden nur ein kleines Plätzchen behielten, wo sie sich drehen und schwenken konnten. Die Tische in den Nebenstuben saßen voll Schmausender; die Kellner hatten rüstig die Hände zu regen um Bratwürste und Bier genug herbei zu schaffen. Es war eine tolle Wirthschaft, ein wüstes Durcheinander.

Der Schwarze hatte Martha in den Saal geführt und that sich nicht wenig darauf zu Gute, daß er das schönste Mädchen im Tanze schwenken konnte. Die anderen Burschen sahen voll Neid auf ihn. Er merkte es und im Uebermuth ließ er Bier und Bratwürste in großer Menge kommen.

Georg hatte sich lange im Nebenzimmer aufgehalten bis er einmal Martha einen Moment allein sah. Alsbald trat er zu ihr, bat sie um einen Tanz und da in demselben Augenblick die Musik zu spielen begann, so war er mit ihr schon mitten im Reigen, ehe der Schwarze zurückkehrte. Als dieser sah, wer ihm seine Tänzerin entführt hatte, fühlte er sofort, daß er einen Nebenbuhler habe. Sein Gesicht nahm den Ausdruck verbissener Wuth an, seine glühenden Augen folgten dem Paare, jede Bewegung, jedes Mienenspiel der beiden Tanzenden suchte er zu erforschen.

„Martha", begann jetzt Georg „es hat schwer gehalten, ehe ich einen Tanz von dir haben konnte. Der Schwarze scheint ja schon ganz wie ein Bräutigam bei dir zu stehen."

Sie hatten sich beim Ausruhen so gestellt, daß sie Caspar nicht bemerken konnte, trotzdem, daß er sich alle erdenkliche Mühe gab.

Martha entgegnete hastig: „„Nein, nein, das ist nicht wahr! Was du nur denkst!""

„Aber er spousirt doch immer so um dich herum!"

„„Da kann ich doch nichts dafür?""

„Martha" sagte Georg, und schien etwas zu verschlucken, obgleich er nichts im Munde hatte, „Martha — ich hab dir längst einmal sagen wollen —

Er mußte wieder schlucken.

„„Nun was denn?"" fragte Martha.

„Daß ich dir gut bin, recht sehr gut bin," preßte Georg heraus und ergriff ihre Hand.

Martha ward roth wie eine Rose, und sah starr auf den Zipfel ihrer Schürze, mit welchem ihre andere Hand spielte.

„Ich hab's aber nicht sagen können, weil ich glaubte der Schwarze sei dein Schatz," fuhr Georg fort.

„„Deshalb hättest du's sagen können, der Schwarze geht mich nichts an,"" hauchte Martha.

Georgs Herz schlug laut vor Freude. „Ist's wahr?"

„„Gewiß!"" betheuerte Martha.

Während dem sie sich nun wieder in den Tanz mischten sagte Georg zu ihr: „Ich möchte gern mit dir heimgehen, ich hab dir noch mehr zu sagen."

„„Das kannst du ja, ich hab nichts dagegen,"" sagte Martha aufs neue erröthend.

„Ja", meinte Georg, „wenn aber der Schwarze dabei ist, so geht's nicht."

Martha schwieg eine Zeitlang. Endlich sprach sie: „„wenn du in der Dämmerung vorausgehen und mich am Hölzchen erwarten willst, so will ich sehen ob ich dem Schwarzen entwischen kann.““

Caspar hatte sie wieder beobachtet; er hatte das Flüstern gesehen und sein Herz wallte über vor Gift und Groll. Ich schlag' ihn todt, wenn er mir das Mädel abspänstig macht, der Lump, der Schlucker, eiferte er in sich hinein, bahnte sich mit den Ellenbogen Platz und trat zu Martha.

„Hast ja einen recht flinken Tänzer gehabt; konnt'st wohl nicht abwarten bis ich wiederkam?“

Martha schwieg.

„Was hat er dir denn Alles vorgeredt, der Lump?“

„„Brauchst ihn nicht so zu schimpfiren, er ist ein so guter Bursch wie du,““ schmollte Martha.

„So! Hm!“ brummte Caspar, und schwur dem Georg heimlich Rache.

Die Dämmerung brach herein. Georg hatte sich fortbegeben, er saß am Rande des nahen Gehölzes, durch das der Weg nach dem Dorfe führte, und harrte sehnsüchtig der Ankunft Martha's. Aber es schien als ob Caspar etwas ahne; er verließ sie keinen Augenblick, er verlor sie nicht aus den Augen. Martha wollte bersten vor Ungeduld; es wurde immer dunkler, und sie sah keine Aussicht zu entkommen. Doch Weiberlist weiß sich zu helfen. Sie verfiel auf ein einfaches Mittel den Schwarzen auf einen Augenblick zu entfernen.

„Schaff' mir ein Glas Wasser,“ sagte sie, „mir ist nicht recht wohl!“

„„Trink Bier!““ antwortete er, indem er ihr ein volles Glas reichte.

„Nein, nein! Mir ist schon sehr heiß, ich hab' Kopfweh.“

Caspar ging. So wie er fort war, schlich sich Martha auf die andere Seite des Saales, und als Caspar zurückgekehrt, eilte sie aus dem Saale und flog mehr, als sie ging, durch die Vorstadt und dem Wäldchen zu. Es war ihr immer, als ob sie verfolgt würde.

Als Caspar sie nicht mehr im Saale fand, ging er in den Hof, weil er glaubte, sie habe sich dahin begeben um frische Luft zu schöpfen. Weil er sie auch da nicht fand, ging er wieder in den Saal und durchspähte ihn. Martha war nicht da. Jetzt blitzte der Verdacht in ihm auf, daß sie ihn deshalb nach Wasser geschickt habe, um sich ohne ihn zu entfernen. Er brachte damit ihr Flüstern mit Georg in Zusammenhang und wie ein wüthender Eber schoß er hinab in die Straße, hier stand er stille, wie um seine Gedanken zu sammeln. Hatte sie ihn verlassen, um ihn überhaupt los zu werden — oder um mit dem Lump, dem

Weber zu gehen? der letzte Gedanke versetzte ihn in Wuth, es trieb ihn nach Hause.

Martha war am Waldrande zu Georg gekommen und erzählte ihm, wie schwer es ihr geworden sei dem Caspar zu entschlüpfen. Dies untrügliche Zeichen von Liebe, dieser Vorzug, den ihm Martha vor dem reichen Bauernsohn gab, ermuthigte ihn und indem sie langsam nebeneinander durch das Dunkel des Waldes schritten, eröffnete er ihr sein Herz. Er schilderte ihr so lebendig, wie es nur die Leidenschaft kann, seine innige Liebe zu ihr, er theilte ihr seine ganzen Verhältnisse mit, er verhehlte ihr nichts.

„Sieh, Martha, so steht es mit mir, ich kann nicht leben, wenn ich dich nicht hab. Aber du bist so still, du sagst gar nichts dazu. Willst du mich nicht?"

Sie waren bei diesen Worten an einer großen Eiche angelangt und blieben stehen. Als Martha noch immer schwieg, faßte sie Georg mit der einen Hand, indem er sie an sich zog. Sie ließ es geschehen, ihre Gesichter bogen sich zu einander, Georgs Lippen berührten die ihrigen. Da fühlte er wie heiße Thränen über ihre Wangen floßen. Mit bebender Stimme wiederholte er: „Willst du mich nicht?"

Jetzt flüsterte Martha: „„Ja, Georg, ich hab dich schon lange gern gehabt, ohne daß du es gewußt hast.""

Georgs Herz jubelte; und mit langem glühenden Liebeskusse ward der Bund besiegelt.

Wie sie so dastanden selig, liebestrunken, da drang der Schall von Schritten in ihre Ohren. Schnell zog Martha den Geliebten hinter den Stamm der Eiche und noch immer sich fest umschlungen haltend, lauschten sie mit klopfenden Herzen. Die Gestalt eines Mannes mit keuchendem Athem eilte an ihnen vorüber. Es war Caspar. In ihm tobte eine wilde Wuth, Flüche und Verwünschungen murmelte er; Rache schwur er an Georg zu nehmen, wenn's möglich wäre noch heute Abend.

So stürmte er vorwärts, ins Dorf, nach der Wohnung der Wittwe Stricker. Ein mattes Licht brannte in der Stube, die Wittwe saß auf der Bank am Ofen und schlummerte. Caspar sah es durchs Fenster und seine Wuth mehrte sich nur, als er merkte, daß er die Flüchtigen verfehlt hatte. Er barg sich hinter einem Haufen Reißig, er wollte heute noch seinen Rachedurst kühlen.

Ohngefähr eine Stunde mochte er da gelauert haben, als er zwei Gestalten auf das Haus zu schreiten sah. Es war so dunkel, daß er nur an den Stimmen Martha und Georg erkannte. Beide gingen sorglos

nebeneinander, sie glaubten dem Rivalen sicher entgangen zu sein. An der Thüre standen sie still und Caspar hörte, wie sie da die Verabredung trafen, Georg sollte am nächsten Tage kommen und bei Martha's Mutter seine Bewerbung anbringen.

Im ersten Augenblick war es, als befalle ihn ein Starrkrampf, der aber im Nu wieder der schrecklichsten Wuth Platz machte. Mit einem gewaltigen Satze war er bei ihnen, ein grimmiges Röcheln verhinderte den schrecklichen Fluch, den er ausstoßen wollte, er hob nur die geballte Faust zum wuchtigen Schlage, die er blind nieder fallen ließ, ohne zu wissen, wen sie traf.

Sie traf Martha. Mit einem erstickten Schrei brach sie zusammen.

Georg sah nicht sobald die Geliebte fallen, als er mit einem Sprunge Caspar an der Kehle faßte. Die Liebe gab ihm übermenschliche Kraft, seine Finger hielten wie eiserne Klammern den Hals des Schwarzen umspannt, dem der Odem ausging, dem das Gesicht erst roth, dann blau wurde, dem die Augen aus den Höhlen traten; er war nicht im Stande Widerstand zu leisten. Ein Unglück wäre geschehen, Georg hätte ihn erwürgt, wenn nicht Martha's Mutter mit Licht erschienen wäre. Als diese die Gruppe sah, als sie ihre Tochter am Boden liegend bemerkte und das schmerz- und wuthverzerrte Gesicht Caspars gewahrte, schrie sie laut um Hilfe. Georg hielt Caspar fest, ließ aber den halb Erstickten wieder zu Athem kommen. Bald waren die Nachbarn um sie versammelt, die erschrocken fragten, was hier geschehen sei. In abgerissenen Sätzen theilte es Georg mit. Martha lag besinnungslos. Man trug sie in die Stube, legte sie aufs Bett, rieb sie mit Essig — erst nach mehreren Stunden kehrte sie zum Leben zurück. Allein die Katastrophe brachte ihr ein nervöses Fieber, das einige Wochen sie ans Bett fesselte.

Als Martha genesen war und den ersten Gang ins Freie machte, da „ward es mit ihr und Georg richtig“, wie sie auf dem Dorfe sagten, d. h. ihre Verlobung wurde gefeiert.

Dem Schwarzen wurde der Proceß gemacht; er bekam eine zweimonatliche Gefängnißstrafe. Mit Trotz und Verbissenheit ließ er Alles über sich ergehen. Er hatte Martha wahrhaft geliebt, so innig sein wildes, heftiges Herz lieben konnte. Er fühlte nun, daß sie für ihn unwiederbringlich verloren sei.

An einem Dinstag Vormittag kehrte er aus seiner Haft in das heimatliche Dorf zurück. Als er die Höhe vor dem Dorfe erreichte, scholl ihm Glockenklang entgegen. Er fragte ein kleines Mädchen, das des

Wegs daherkam, was das Geläute zu bedeuten habe? das Kind berichtete ihm, Stricker's Martha habe heute Hochzeit.

Caspar wandelte trübsinnend weiter; ihm war als wollte der Glockenklang das Herz zersprengen, als müßte er vergehen vor Schmerz. Einmal braußte wieder sein wildes Blut auf, er ballte die Fäuste, sein Auge rollte — bald machte aber der Trotz einer Wehmuth Platz und aus den Augen quollen ein Paar glühende Thränen, die ersten vielleicht, die der wilde Bursche seit langer Zeit weinte. Er schlich durch die Gärten in sein Elternhaus und ließ sich lange vor Niemanden sehen.

Als die Trauung vorüber war und Georg mit seinem jungen Weibchen am Fenster stand, und Beide sich liebverlangend in die Augen sahen, da trat Georgs Vater zu ihnen und sprach: Daß Ihr Euch gekriegt habt, das habt Ihr mir allein zu verdanken, denn wenn ich dem Georg nicht den Plan ertheilt hätt' zum Sommergewinn zu gehen, so hätt' vielleicht doch noch der schwarze Caspar —

„Schwiegervater, wenn Ihr mir was zu Liebe thun wollt, so seid mir dadervon still,“ meinte Martha.

„„Wir haben Ursache an den Sommergewinn zu denken,““ sagte Georg, und fügte dann schnell hinzu: „„Martha wir wollen aber doch jedes Jahr zum Sommergewinn gehen!““

„Topp, es sei!“ sagte Martha und gab ihm die Hand.

„„Und bei der Eiche —

„Still,“ rief sie erröthend und hielt ihm den Mund zu.

Dem Caspar war es unerträglich das Glück des jungen Paares zu sehen. Andrerseits war es den Beiden ebenso unangenehm, so drückend, den unversöhnlichen Feind in der Nähe zu wissen; sie konnten nicht anders als befürchten, daß der wilde, ungestüme Mensch nochmals versuche seine Rache an ihnen zu kühlen, ihnen einen Streich zur Vernichtung ihres Glückes zu spielen. Und Caspar mochte wirklich etwas derartiges im Sinne führen.

Eines Abends schlich er sich im Schatten der Häuser hin und blieb unter dem Fenster der Witwe Stricker stehen. Er stieg leise wie eine Katze an der Wand in die Höhe, indem er sich mit der Hand am Fenstersims hielt und spähte mit seinen dunklen Augen in die Stube. Da saßen auf einer Bank am Ofen Georg und Martha. Martha ruhte mit ihrem, jetzt wieder blühenden Gesichtchen an der Brust des jungen Mannes, der sie mit seinen Armen umschlungen hielt und, wie es schien, ihr Liebesworte ins Ohr flüsterte. Es war eine Gruppe des innigsten Glückes.

Caspar konnte den Anblick nicht ertragen, es ging ihm ein Stich durchs Herz. Er ließ sich vom Fenster herunter und stierte mit wildem Blicke tiefathmend in das Dunkel. Plötzlich verzerrten sich seine Züge zur scheußlichsten boshaftesten Fratze. Aus seinem Auge sprach ein Feuer, eine schreckliche Wuth; den Mund öffnete er mit fast thierischer Wildheit, dann schnell wie eine Katze schlüpfte er zwischen den Holzschoppen der Wittwe, zog einige Schwefelhölzer aus der Tasche und war im Begriff den Reißigstoß anzuzünden — als er das Fenster klirren hörte. Es war Martha, sie sprach noch mit Georg, als sie heraus sah. Wie klang die Stimme so traut, so lieb, wie nur die Stimme eines liebenden Weibes klingen kann. Der Ton schlug an Caspars Ohr, die Rachewuth legte sich, seine Augen wurden naß, er fühlte, daß er unsäglich unglücklich sei, daß Rache Jenen schaden, ihm aber nichts nützen könne. Caspar war nicht so schlecht, daß er nicht momentanen besseren Regungen gefolgt wäre. Er ward nicht zum Verbrecher, zum Brandstifter. Er fühlte aber auch, daß, wenn er dies nicht werden solle, er sich dem Anblick des Glücks Georgs und Martha's entziehen müsse. Seine rasche, energische Natur gab ihm ein nach Amerika zu gehen. Das Sträuben seines Vaters steifte nur noch seinen Entschluß. Nach acht Tagen war er bereits auf dem Meere.

Jetzt erst athmeten Georg und Martha frei auf. Jetzt war es erst ganz — ein glückliches Paar, jetzt hatten sie den „Sommer" gewonnen.

Volksmährchen aus Kärnten.

Mitgetheilt von *F. Franziszi.*

I. Die zwei bucklichten Musikanten.

In einem Dorfe waren zwei Musikanten, die recht lustig aufspielen konnten; nur von der Natur waren sie etwas stiefmütterlich bedacht; denn jeder hatte einen bedeutenden Höcker. Einer wußte sich durch sein freundliches Benehmen bei den Leuten beliebt zu machen und auch die Kramerstochter sah ihn nicht ungern, wenn er nur den vorgedachten Höcker nicht hätte, der Kramer selber war ihm gewogen; aber von einem bucklichten Eidam wollte er durchaus nichts wissen.

Als der gute Musikus einstmals spät in der Nacht von einer Hochzeit über einen Berg nach Hause ging, kam er auf eine Wiese; der Mond leuchtete hell; da sah er unter einer Linde eine Menge kleiner Männchen, die um den Baum herumtanzten, sie machten die sonderbarsten Sprünge, und fingen zuletzt noch zu singen an; aber diese kleinen Leute hatten feine dünne Stimmen, es fehlte der Baß. Obschon der Musikus etwas furchtsam war, trat er doch etwas näher hinzu und ließ seine Stimme kräftig erschallen; denn singen konnte er wie eine Grasmücke. Das schien den Männchen zu gefallen und sie sangen nun mit noch größerem Eifer, ohne sich jedoch um den im Gebüsche verborgenen Bassisten zu kümmern; aber als sie mit ihrem Gesange zu Ende waren, gingen sie auf ihn zu, schloßen um ihn einen Kreis, tanzten um ihn wie toll herum und fragten: Was er für seinen geleisteten Dienst begehre. „Mein Gott", rief der kaum zu Athem kommende Musikus, „nichts als — von meinem Buckel möchte ich los werden." „Das kann gleich geschehen", riefen die Männchen und zwei davon sprangen ihm auf den Rücken, hoben den Höcker herab und warfen ihn ins Gebüsch; — so war er schlank wie eine Tanne; er bedankte sich und eilte nach Hause.

Als ihn der Kramer kommenden Morgens sah, schlug er die Hände vor Verwunderung zusammen und sein Töchterlein blinzelte verstohlen durch die Fensterläden und wußte nicht ob es seinen Augen trauen sollte.

Am Platze des Dorfes begegnete ihm sein Kamerad, er hatte die Baßgeige auf dem Rücken und ging eben zu einer Musik über Land. „Wie schaust du denn aus", rief dieser, und die Baßgeige wäre ihm bald vom Höcker gefallen, „wie hast du's denn angefangen, daß du auf einmal so schlank bist?" Und der Musikus erzählte ihm von der Bergwiese und von den Männlein und wie er mitgesungen und wie sie ihm aus Dankbarkeit den Buckel abgenommen. — Da war sein Entschluß schnell gefaßt; — gleich an denselben Abend, als er von der Musik heim ging, schlug er den Weg über die Bergwiese ein. Es war eine mondhelle Nacht und die Männchen tanzten wieder um die Linde und sangen mit ihren feinen dünnen Stimmchen; da fiel der Musikant mit seiner tiefen Stimme ein; schnell sprangen die Männchen auf ihn zu umringten ihn und fragten: was sein Begehr sei. „Ach mein Buckel" — aber die Männchen ließen ihn nicht ausreden, kicherten was sie aus dem Hals brachten und tanzten wie besessen um ihn herum. Zwei davon huschten ins Gebüsch und brachten den Höcker seines Kameraden und hefteten ihn auf seinen Rücken, so mußte er statt mit einem mit zwei Höckern nach Hause wandern und das Gekicher der Männchen hallte ihm noch aus der

Ferne nach. Und wie lachten die Leute, als sie ihn mit seinen Höckern durchs Dorf gehen sahen. Sein Kamerad aber hing die Geige auf den Nagel und heirathete die Tochter des Kramers und war ein gemachter Mann.

II. Der Wurzenklauber.

Ein armer Wurzenklauber hatte ein sehr böses Weib, das fluchte und schalt den ganzen Tag und machte ihm das Leben recht sauer, kein Wunder, daß ihm zu Zeiten der Gedanke kam, ach wenn ich von diesem „Kunter" nur los werden könnte.

Einmal ging er in den Wald, um Wurzeln zu suchen, er stieg den Berg auf und nieder, daß ihm der Schweiß von der Stirne rann, und als er endlich den Sack voll hatte, warf er ihn über den Rücken nahm seinen Knotenstock zur Hand und schickte sich nach glücklich vollbrachtem Tagewerke zur Heimreise an. — Siehe! da kam ihm eine aschgraue Schlange entgegen, die den Kopf kerzengerade in der Höhe trug, sie schlich ganz leise durch Moos und Gebüsch und kam ihm immer näher und näher. Er fürchtete sich wenig vor derlei Gethier, das ihm auf seinen Berggängen nicht selten begegnete, blieb stehen und erhob mit dem Ausrufe: „Schau, schau, den Balg könnte ich brauchen" seinen gewaltigen Knotenstock. „Halt ein" rief die Schlange mit feiner Mädchenstimme „schone mein Leben." „Das ist mir in meinem Leben nie vorgekommen", sagte der Kräutersammler, voll Verwunderung darüber, daß eine Schlange sprechen könne, und fragte recht kleinlaut, da er sich doch etwas zu fürchten anfing: „Wer bist du?" „Ich war Mensch, wie du, sagte die Schlange," mein Vater, jähzornig, wie er war, sah mich im See dorten baden; da stieß er einen entsetzlichen Fluch aus und warf mir die Goldkette, die ich noch an mir trage, um den Hals und gleich war ich eine Schlange. Nimm mich mit, lös mir die Kette ab, ich kann dir zu Manchem behilflich sein." Der Wurzensammler faßte nun ganz sachte die Schlange und trug sie mit nach Hause; legte sie auf den Tisch, löste ihr die Kette ab, brachte sie in ein großes Stockglas und deckte es zu. — Da machte es einen furchtbaren „Kracher", das Glas zersprang in tausend Scherben und statt der Schlange stand ein wunderschönes Mädchen vor ihm auf dem Tisch. — Es brauchte eine geraume Zeit bis er sich von seinem Schrecken erholte, und wie er nun mit ihr zu sprechen anfing und es ihm sagte, daß er zum See hinaufgehen sollte, dort werde er Schmuckkästchen finden; lauschte sein böses Weib an der Thüre und kaum daß die schöne Maid durchs Fenster

hinaushuschte, rieß es die Stubenthür auf und lästerte den treulosen Mann. Als seine Xantippe ausgetobt hatte, erzählte er ihr von der Schlange und der Goldkette, die er noch in der Hand hielt; aber sie wollte es nicht glauben und schüttete eine neue Fluth von Lästerungen über seine Untreue aus. Da sagte er „willst du's an dir erproben?" „Ja, versuch es nur, wenn du kannst" und er warf ihr die Goldkette um den Hals — augenblicklich war sie eine Schlange. Er hob sie auf, legte sie in ein Glas und schloß es fest zu.

Da lag sie nun, seine zänkische Alte im engen Glasgefängnisse und krümmte sich vor Wuth. „Laß mich los, laß mich los" kreischte sie. „Ja, wenn du anders wirst," doch das wollte sie nicht versprechen, sie zischte, teufelte und tobte, daß das Glas zersprang und sie todt zur Erde fiel.

Der geplagte Mann war nun von seinem bösen Weibe erlöst. Eilends ging er hinaus an das Ufer des Sees, wo er das Kästchen mit den herrlichsten Schmucksachen fand. Wer war nun froher, als der gute Wurzelsammler; was ihn unglücklich machte, hatte er verloren, und was ihn glücklich machte, gefunden: einen ungeheueren Reichthum und noch etwas — was das Beste war: eine junge Braut; denn bald hüpfte die schöne Maid daher, reichte ihm die Hand und führte ihn in das stolze Schloß am See, wo es ein prachtvolles Hochzeitfest gab.

Gedichte.

Winterlied.

O Erde, schöne Sünderin
Im weißen Büßerkleid,
Nun büßest du die Sünden
Der grünen Sommerzeit!

Für jeden Sommersonnenstrahl,
So traut und liebeheiß,
Bohrt jetzt ins Herz der Winter
Dir einen Speer von Eis.

Für jedes Liebeswort, das dir
Der West gerauscht ins Ohr,
Schnaubt eine Bußepredigt
Dir jetzt der Winde Chor.

Für jede Blüte, die du trugst
An Baum und Strauch mit Lust,
Wirft eine kalte Flocke
Der Nord dir an die Brust.

Der Lenz, der flücht'ge Buhle dein —
Von all' dem süßen Glück,
Den tausend Liebespfändern,
Was ließ er dir zurück?

Er ging und ließ dich nackt und bloß,
Und, neuer Liebe froh,
Fern bei den Antipoden
Wohl schwärmt er irgendwo.

O Erde, süße Sünderin
Im weißen Büßerkleid,
Wie büßest du die Sünden
Der grünen Sommerzeit!

Wie oft, du schöne Sünderin,
Hast du schon so gebüßt!
Und hast den flücht'gen Buhlen
Doch wiederum geküßt!

So oft der Buhle wiederkehrt,
Der junge Liebesthor,
Bist du die alte Thörin,
Und treibst es wie zuvor!

Robert Hamerling.

Jörg.

(Georg Wallner, vulgo „Tauschjörg", der erste Glockner-Führer, wurde am 11. December 1867 von einer Schneelawine verschüttet.)

Mein Rock war grob, doch brav und gut
Das Herz, das drunter schlug,
Die Feder auf dem grünen Hut
Die stand ihm schmuck genug;
Manch Mägdlein hemmte gern den Fuß,
Holdblühend wie der Mai;
Und freundlich gab er jeden Gruß
Zurück, und — ging vorbei.

Denn unten tief im Kesselthal
Hielt er's nicht lange aus:
Nur im Gebirge schroff und kahl
Da fühlt' er sich zu Haus;
Wenn er von Klipp' zu Klippe sprang
Auf hoher Alpenfluh —
Voll Eifersucht am Felsenhang
Schaut' ihm die Gemse zu.

Der Adler in der blauen Luft
Wollt' schier vor Neid vergeh'n:
Was hat in wolkennaher Kluft
Ein Menschenaug' zu späh'n! —
Und um's geliebte Edelweis
Flog bang der Schmetterling,
Weil seines Lebens Stolz und Preis
Ihm so verloren ging.

Er aber fand nicht Ruh' noch Rast,
Er strebte früh und spät
Hinan, wo der Krystallpalast
Des Gletscherfürsten steht
Zuhöchst in stolzer Einsamkeit,
Wohin kein Laut mehr dringt,
Vom weißen Reiche stundenweit
Geheimnißvoll umringt!

Da glitzert's, funkelt's, leuchtet's, sprüht's
Am Boden wunderbar,
Von Wand und Decke flimmert's, glüht's
Wie Diamanten klar;
Da flammt die Säule, blitzt der Knauf
Zum Lichtazur empor,
Da wogt und fluthet ab und auf
Ein Silbernebelflor.

Und Jörg — er war so rasch wie sacht,
So muthig, wie gewandt —
Bald hatte er zu all der Pracht
Den Schlüssel in der Hand:
Wie oft er in des Herrschers Bann
Sich stellte kraftbewehrt,
Ist glücklich der verweg'ne Mann
Und heil stets heimgekehrt!

Und sicher fühlte Jeder sich,
Der Ihm sich mocht' vertrau'n;

Nicht feige Aengstlichkeit beschlich
Sein Herz, nicht Todesgrau'n:
Gepackt vom rüst'gen Führerarm
Fest stand er, schwindellos,
Und blickte ruhig, sonder Harm
Dem Abgrund in den Schoos.

Wie strömten sie heran geschaart
Die Gäst' von nah und fern!
Nie müde — galt's die schwere Fahrt
Wie ging er frisch und gern! —
So lebte er Jahr ein, Jahr aus
Durch manche Sommerszeit,
An Leib und Seel', ge'n Sturm und Braus
Wohl hielt er sich gefeit!

Doch einst — es war ein Wintertag —
Hatt' er beim Heu zu thun,
Das auf dem Almgelände lag —
— Nicht länger konnt' er ruh'n: —
Da traf mit wohlgezieltem Streich
Schon längst vorherbedacht,
Ihn meuchlings aus dem Geisterreich
Die tückische Rächermacht!

Die weiße Mähne schüttelnd springt
Herab die Löwin jach,
Entsetzen seinen Fuß beschwingt —
Da hilft kein Fliehen! — ach!
Die kalten Pranken schlug sie wild
Ihm blitzschnell in's Genick —
Er sank dahin, des Glockners Bild
Noch im erlosch'nen Blick!

Nun schlummert er im Schattengrund
Beim Kirchlein tief im Thal —
Und um des Gletscherfürsten Mund
Spielt eines Lächelns Strahl;
Wohl hat er Recht: in sein Revier
Wer dränge ein hinfort,
Da Jörg nicht mehr, der Führer Zier,
Des Wand'rers Schutz und Hort!

Ernst Rauscher.

Schiller und die Alpen.

Der heutige Alpencultus hat im Herzen unserer Dichter lange gelebt, ehe er in den großen Kreis der Gebildeten eingedrungen ist. Wir finden ihn als elegische Sehnsucht bei Haller, als Drang und später als Forschungstrieb bei Goethe, und auch Schiller ist von den Ideen, die seinen Freund so mächtig bewegten, nicht unberührt geblieben. Doch tritt hier das eigenthümliche Verhältniß ein, daß Schiller, so begeistert für das Hochgebirge er geworden ist, die Alpen nie mit eigenen Augen gesehen hat. Goethe suchte sie früh auf und besuchte sie mehrmals wieder, Schiller entwarf sich sein Bild von ihnen nach der Phantasie, aber dieses Bild war nicht bloß ein schönes, sondern auch ein richtiges.

Im neuesten Jahrbuch des österreichischen Alpenvereins hat unser Landsmann, Professor Alois Egger, der in frühern Jahrgängen Hallers und Goethe's Beziehungen zu den Alpen beleuchtete, Schillers Alpenschilderungen besprochen. Ehe wir uns zu dem Artikel selbst wenden, dürfen wir nicht unterlassen, das Jahrbuch zu empfehlen. Außer dem Egger'schen Artikel verdienen auch alle übrigen die Aufmerksamkeit gebildeter Leser, gleichviel ob sie einzelne Bergbesteigungen schildern, oder auf die besten Aussichtspunkte aufmerksam machen, oder allgemein Naturwissenschaftliches (die Eiszeit der Alpen), oder ethnographische Verhältnisse besprechen. Auch die prachtvollen farbigen Bilder wollen wir nicht ganz mit Stillschweigen übergehen.

In den ersten Werken Schillers bilden die böhmischen Wälder, Genua und Madrid die Schauplätze. Der Karlsschüler, der die Alpen so nahe hatte, war durch seine Studien mehr der geistigen Welt als der Natur zugeführt worden. Bis zum Jahre 1795 findet sich in seinen Dichtungen kaum eine Andeutung, daß die Welt des Hochgebirges ihm irgend ein Interesse abgewonnen habe. Erst in jenem Jahre brachten die Horen die Elegie: Der Spaziergang, in welcher der Dichter zuerst eine alpine Landschaft zeichnet. Das Hochgebirge imponirt ihm durch seine majestätische Ruhe, auf den Höhen, die der Parteihaß des Menschen nicht erreicht, verliert sich die Qual des Daseins. Eine ähnliche Stimmung liegt auch dem Chor in der Braut von Messina (1802) zu Grunde, der mit den Versen schließt:

> Die Welt ist vollkommen überall,
> Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.

*

Nach 1795 verschwinden die Alpen Schiller wieder aus den Augen; nur Goethe's Reise auf den St. Gotthart bringt ihn 1797 wieder in eine mittelbare Berührung mit denselben. Briefe wechseln zwischen Jena und Stäfa am Zürichersee, wo Goethe weilt. 1801 verbreitete sich das Gericht, Schiller schreibe an einem Schauspiele Tell. In der That hatte er damals angefangen, dem Stoffe nachzusinnen: erst 1803 im Herbste ging er an die Ausarbeitung. Er bedurfte dazu gründlicher geographischer und historischer Studien, um den Mangel eigener Anschauung zu ersetzen. Der Dichter wollte nicht nur den Geist des Volkes, sondern auch die Natur des Landes zur Darstellung bringen, und es lag im Sinne der Zeit tief begründet, die Helden der Freiheit gerade in den Alpen zu suchen. Tells Gestalt und Geschichte wurde Schiller schon 1797 von Goethe nahegelegt, der auf seiner dritten Gotthart-Wanderung den Plan zu einem Rütli-Epos entworfen und denselben umständlich seinem Freunde in Jena mitgetheilt hatte. Goethe's Geist lag damals der Freiheitsgedanke schon ferner, obwohl vor Jahren auch er von einem Lande der Freiheit geträumt hatte; jetzt sah er in der Verfassung und Natur der Schweizer nur die conservativen Elemente und gedachte seinen Tell auch in dem Sinne zu gestalten — Nachdem er den Plan fallen gelassen, griff ihn Schiller auf, verwandelte ihn aber in einen dramatischen und durchdrang ihn mit der Idee der politischen Freiheit. So führte er einen Gedanken des Jahrhunderts aus. Die topographischen Kenntnisse verdankt Schiller Scheuchzer's „Naturgeschichte des Schweizerlandes" (1746), Meiners „Briefen über die Schweiz" (1784) und Ebels „Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz" (1798), Männern also, die in der Geschichte der Alpenkunde eine hervorragende Stellung einnehmen. Außerdem lieferte ihm vieles Goethe selbst in mündlichen Gesprächen.

In die Zeit der Vorstudien zu Wilhelm Tell fallen zwei kleine Dichtungen, von denen eines auf ein bestimmtes Alpenthal sich bezieht, das andere aber das Wort „Alpen" in die Schiller'sche Dichtung einführt. Ich meine das „Berglied" und den „Alpenjäger".

Ersteres sandte Schiller im Jänner 1804 an Goethe, „als eine kleine poetische Aufgabe zum Dechiffriren", wie er es nannte, und dieser antwortete: das Gedicht sei ein recht artiger Stieg auf den St. Gotthart, dem man sonst auch allerlei Deutungen beifügen könne. — Wieder also war es der St. Gotthart, den deutsche Poesie verherrlichte. Der Gotthart mit dem Reußthale, das Goethe dreimal durchwanderte, hat auch Schillers Phantasie am mächtigsten und am ersten gefesselt.

Das Gedicht führt den Leser durch das enge Thal der Schöllenen, wo der Weg von herabhängenden Felsen (Riesen) und Lawinen (Löwin) bedroht ist, über die Teufelsbrücke längs der brausenden Reuß, durch das finstere Urnerloch in das freundliche Thal von Urseren und endlich auf den St. Gotthart. Dort erinnert der Dichter an die vier Ströme; die Reuß und Rhone, den Rhein und Tessin, die von der Gotthartgruppe ausgehen, und weist auf die beiden Felsenhörner Fieudo und Prosa hin, die sich bei 2000 Fuß über das Hospiz erheben. Was Schiller in der letzten Strophe mit der Königin gemeint, wäre noch eine Aufgabe zum Dechiffriren. Eine hohe Spitze, wie man behauptet, kann sie schon der vorhergehenden Strophe wegen nicht bedeuten; viel natürlicher ist in ihr eine poetische Fiction, eine Fee der Eisregion zu sehen, die klar und kalt in der Höhe sich sonnt und doch die Menschen unwiderstehlich zu sich hinaufzieht. Als diese Strophe geschrieben wurde, war der Montblanc (1787) und der Glockner (1799) bereits bestiegen, die Königin hatte ihre Anziehungskraft bereits bewährt.

Das „Berglied“ erinnert an Matthisson's „Alpenwanderer“ und „Alpenreise“, die Schiller in seiner Recension besonders hervorhebt und denen er wohl die Anregung zu seinem eigenen Gedichte verdankte. Was er Matthisson nachrühmt, daß in seiner „Wanderung durch die Alpen“ das Große mit dem Schönen, das Grauenvolle mit dem Lachenden so überraschend wechsle, läßt sich auch vom „Stiege auf den St. Gotthart sagen.

Zum „Berglied“ bildet der „Alpenjäger“ eine Art von Gegensatz. Während dort die Natur in einer Reihe von Bildern vorgeführt wird, welche die Phantasie lebhaft anregen, tritt hier der Mensch in den Vordergrund, der Mensch mit seinem ebenso geheimnißvollen als unwiderstehlichen Drange, das Hochgebirge zu durchstreifen, den Gefahren zu trotzen und seine Kraft zu erproben. Der „Alpenjäger“ ist der Repräsentant einer ganzen culturgeschichtlichen Richtung, jener Lust nämlich, selbst mit Gefahr des Lebens alle Höhen zu erklimmen, die seit einem Jahrhunderte bei den gebildetsten Nationen sich regt. Wie ihn, so treibt es heute auch den Touristen fort, „rastlos fort mit blindem Wagen an des Berges finstern Ort“, wie ihm, ist's heute dem Wanderer eine Lust „zu schweifen auf den wilden Höhen.“ Aber nicht jene Königin des „Bergliedes“ ist es, die den Alpenjäger an sich zieht, der Dämon in seiner Brust reißt ihn fort, seine eigene Kraft bringt ihn dahin,

„Wo die Felsen jäh versinken
Und verschwunden ist der Pfad.“

Da tritt ihm plötzlich aus der Felsenspalte der Geist, der Bergesalte, entgegen und schützt mit Götterhänden das gequälte Thier. In dem Berggeiste hat der Dichter alle Schreckensgewalten des Hochgebirges personificirt, denen die Kraft des Menschen erliegen muß und trete sie noch so gewaltig auf. — Die dem Gedichte zu Grunde liegende Sage stammt aus dem Ormonthale des Waadtlandes; die Scenerie aber ist unbestimmt, wie im „Spaziergang".

Das „Berglied" und der Alpenjäger" sind die Frucht der Studien, die Schiller über die Schweiz anstellt', und bezeichnen die Stimmung, die diese in ihm erregten. — Gar manches, was er hier ausgesprochen, klingt im „Tell" wieder, der großartigsten Alpendichtung der deutschen Literatur.

Die Bedeutung des Schiller'schen Schauspiels für unsere Alpen ist eine doppelte: es führte die Alpen auf die Bühne und stellte das Hochgebirge als die Heimat politischen Freiheitssinnes hin. Beides ist des Dichters eigenstes Werk. In der Hauptquelle für die Fabel des Stückes, in Tschudi's Schweizerchronik, konnte er auch nicht eine Ahnung davon finden, daß das, was die Menschen gethan, zur Natur in einiger Beziehung stehe. Das 16. Jahrhundert kannte eben wohl die Schweizer, aber nicht die Alpen. Erst das 19. Jahrhundert konnte den Charakter des Volkes mit dem Lande in sinnige Verbindung bringen, erst da durfte der Dichter der eigentlichen Handlung ein Landschaftsbild gleichsam als Ouverture vorausschicken, um die Stimmung einzuleiten.

Der Schauplatz ist der Vierwaldstädter=See mit seiner Umgebung, also ein classischer Boden für Touristen, mit dem Rigi im Mittelpunkte und dem zum Gotthart führenden Reußthale im Hintergrunde.

Der See selbst ist dreimal in bedeutungsvollen Momenten auf der Scene sichtbar, zweimal heftig bewegt und einmal ruhig im Mondlicht glänzend. Seine Wellen treiben den Kahn, in welchem Tell den verfolgten Baumgarten rettet, und auch das Herrenschiff von Uri mit dem Landvogte, dem der Untergang droht. Aber ruhig gleitet das Fahrzeug der Schwyzer über die Fläche, das den Stauffacher nach dem Rütli trägt. Von der nächsten Umgebung des Sees wird der Mythenstein genannt, der die Wolkenhaube anzieht, und der Teufelsmünster, von dem der Sturm widerprallt. Am Buggisgrat und großen Axenberg fährt Geßler's Schiff vorüber und droht am Hackmesser zu zerschellen.

Die erste Scene stellt ein hohes Felsenufer des Waldstädter=See's dar, Schwyz gegenüber. Der See macht eine Bucht ins Land, eine Hütte ist unweit dem Ufer. Ueber den See hinweg sieht man die grünen

Matten, Dörfer und Höfe von Schwyz im hellen Sonnenscheine liegen. Zur Linken des Zuschauers zeigen sich die Spitzen des Haken, mit Wolken umgeben; zur Rechten im freien Hintergrunde sieht man die Eisgebirge. Noch ehe der Vorhang aufgeht, hört man den Kuhreihen und das harmonische Geläute der Heerdenglocken, welches sich auch bei eröffneter Scene eine Zeitlang fortsetzt. — Drei Gestalten dienen dieser Landschaft als Staffage, der Fischerknabe auf dem See, der Hirte auf dem Berge und Jäger auf der Höhe des Felsen; sie und ihre Gesänge repräsentiren das menschliche Leben in diesem Berglande. Am meisten charakteristisch für die Natur der Alpen sind die bekannten Worte des Hirten und Jägers.

Es würde ermüden, wollte ich alle Stellen aufführen, an denen der Dichter durch Natur- und Lebensbilder aus den Alpen seiner Sprache einen neuen und unverwelklichen Reiz verliehen. Man muß sich vergegenwärtigen, daß der gesammten Poesie früherer Jahrhunderte solche Bilder völlig fremd waren, um ihre Bedeutung recht zu würdigen.

Im Verlauf des Stückes zeigt die Bühne nur noch einmal eine volle Alpenlandschaft, das Rütli am Schluß des zweiten Actes. Eine Wiese von hohen Felsen und Wald umgeben, auf den Felsen geländerte Steige mit Leitern, im Hintergrunde über den See hohe Berge, über denen noch höhere Eisgebirge ragen. Die weißen Gletscher leuchten im Mondlichte. Hier wird der große Bund geschlossen.

Als „Wilhelm Tell" geschrieben wurde, war die Malerei über die ersten Versuche von Hochgebirgsstücken noch nicht hinausgekommen, auf der Bühne aber erschienen in diesen beiden Scenerien die Gletscher zum ersten Mal, und sie mögen nicht den geringsten Antheil gehabt haben an dem Entzücken, das das Weimarer und Berliner Publicum 1804 bei der ersten Aufführung zeigte. Das Auge des norddeutschen Tiefländers mochte sich an den majestätischen Formen einer ihm fremden Welt sattsam weiden.

Der Rütlilandschaft an Bedeutung zunächst steht die zweite Scene des dritten Aufzuges, welche eine eingeschlossene wilde Waldgegend zeigt, in der Staubbäche von den Felsen stürzen. Goethe erschien der Staubbach im Lauterbrunnenthale als Symbol der menschlichen Seele und sein Genius vernahm den herrlichen „Gesang der Geister über den Wassern". Schiller führt in einer ähnlichen Landschaft zwei liebende Seelen (Bertha und Rudenz) zusammen und weckt im Herzen des Mannes die Liebe zum schönen Vaterlande wieder.

Alpine Landschaften zeigen noch die erste und dritte Scene des vierten Aufzuges: das östliche Ufer des Vierwaldstädter-See's mit seltsam gestellten schroffen Felsen und die hohle Gasse bei Küßnacht. In der ersten kniet Tell und hebt seine Hände zum Himmel, dankend für seine Rettung, in der dritten fällt Geßler durch das Geschoß des schwer gekränkten Schützen.

Die Wiese und der öffentliche Platz bei Altdorf, wie der Thalgrund von Bürglen, sind, obgleich den Alpen angehörig, doch landschaftlich von geringerer Bedeutung.

Aber nicht allein die Bühne zeigt dem Auge die Berge und Thäler der Alpen, auch mit Worten führt der Dichter alpine Gemälde vor. Dies ist der Fall, wenn in der Rütli-Scene Melchthal erzählt:

„Durch der Surennen furchtbares Gebirg
Auf weit verbreitet öden Eisesfeldern,
Wo nur der heisere Lämmergeier krächzt,
Gelangt' ich zu der Alpentrift, wo sich
Aus Uri und vom Engelsberg die Hirten
Anrufend grüßen und gemeinsam weiden,
Den Durst nur stillend mit der Gletscher-Milch,
Die in den Runsen schäumend niederquillt.
In den einsamen Sennhütten kehrt' ich ein,
Mein eigner Wirth und Gast, bis daß ich kam
Zu Wohnungen gesellig lebender Menschen."

In der ersten Scene des dritten Aufzuges erzählt Wilhelm Tell, wie er auf einer Jagd Geßlern begegnet sei. Er schritt durch die wilden Gründe des Schächenthales auf menschenleerer Spur, und da er einen Felsensteig verfolgte, wo nicht auszuweichen war, wo über ihm die Felswand hing und unter ihm der Schächen rauschte, kam der Landvogt gegen ihn her. Er war allein und sie standen gegenüber Mensch zu Mensch, neben ihnen der Abgrund. Da erblaßte der Tyrann und die Knie versagten ihm und er konnte keinen armen Laut aus seinem Munde geben. Tell schritt bescheidentlich vorüber und sandte ihm sein Gefolge. Diese Scene an der Felsenwand des Schächenthales ist von ergreifender Wirkung. Vor der Größe der Natur besteht nur die wahre Menschengröße, wie sie dem Tell innewohnte, während die Aftergröße des Tyrannen, die gemachte und unnatürliche, in Nichts zusammensinkt.

Noch muß ich hier der Worte erwähnen, mit denen Tell dem Mörder Kaiser Albrecht's den Weg nach Italien angibt, weil sie, eine Umschreibung des Bergliedes bildend, den Stieg auf den St. Gotthart schildern:

„Den Weg will ich Euch nennen, merket wohl!
Ihr steigt hinauf, dem Strom der Reuß entgegen,
Die wilden Laufes von dem Berge stürzt.
Am Abgrund geht der Weg und viele Kreuze
Bezeichnen ihn, errichtet zum Gedächtniß
Der Wanderer, die die Lawin' begraben.
Und seid Ihr glücklich durch die Schreckensstraße,
Sendet der Berg nicht seine Windeswehen
Auf Euch herab von dem beeisten Joch,
So kommt Ihr auf die Brücke, welche stäubet.
Wenn sie nicht einbricht unter Eurer Schuld,
Wenn Ihr sie glücklich hinter Euch gelassen,
So reißt ein schwarzes Felsenthor sich auf;
Kein Tag hat's noch erhellt — da geht Ihr durch,
Es führt Euch in ein heit'res Thal der Freude —
Doch schnellen Schritts müßt Ihr vorüber eilen;
Ihr dürft nicht weilen, wo die Ruhe wohnt.
So immer steigend kommt Ihr auf die Höhen
Des Gotthards, wo die ew'gen Seen sind,
Die von des Himmels Strömen selbst sich füllen.
Dort nehmt Ihr Abschied von der deutschen Erde,
Und muntern Laufs führt Euch ein andrer Strom
Ins Land Italien hinab."

Die Alpennatur erscheint in Wilhelm Tell nur als Hintergrund für die Action der Menschen, nicht als eine Welt, in welcher der Mensch zu einem winzigen Wesen zusammenschrumpft, wie sie Goethe in den Werther-Briefen darstellt. In dieser Beziehung steht Schiller dem Standpunkte Hallers näher. Aber er erhebt sich doch auch wieder über ihn, indem er einerseits die Landschaft zu besserer Geltung bringt, andererseits im Leben der Menschen nicht bloß den Abstand von der modernen Civilisation, einen „Zustand vor der Cultur", schildert, sondern demselben Züge leiht, die das Volk unter allen Verhältnissen zieren. Haller hatte eine Idylle liefern wollen, und fast nur das beschränkte häusliche Leben geschildert, Schiller bedurfte zu seinem Drama handelnder Charaktere, er entwickelt eine politische Action von großer Tragweite. — Aus der Unnatur des städtischen Lebens, der entarteten Civilisation flüchtete der Dichter früher in das einsame Hochgebirg, zu den Felskolossen und Eismassen, nun sollte sich das Gemüth auch an den Thaten der Menschen erheben, die das Hochland bewohnen. Löste Haller das Herz in Wehmuth auf, so brachte Schiller es in thatkräftige Begeisterung.

„Auf den Bergen wohnt die Freiheit", das ist der Grundgedanke des Schauspiels. Wie die Feuersignale von den Bergen, so flammt hier

der Geist der Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, der aus der Natur der Alpen Nahrung sog. In dieser Naturumgebung konnte die Thatkraft Tells, der Bürgerstolz Stauffachers, der rechtliche Sinn Arnolds von Melchthal gedeihen, hier konnte der Mensch einfach in seinen Sitten, bieder im Gemüthe und auf sich selbst vertrauend bleiben, wie es bei einer wahren Selbstregierung oder Volksherrschaft sein muß. Dieses Geschlecht beugt seinen Nacken nicht einem unwürdigen und ungerechten Joche; es weiß sich zu finden und sich zu wehren. In diesem Sinne stellte Schiller der Rütli-Versammlung in den Rücken die hohen Eisgebirge — fest und unwandelbar wie diese steht der Schweizer auf seinem Rechte, baut er auf sich selbst. Darum erklingt hier der Ruf so mächtig:

„Wir wollen frei sein, wie uns're Väter waren,
Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben!"

Der politisch bedeutsamste Abschnitt spielt somit in vorwaltend alpiner Scenerie. Dagegen läßt der Dichter die Ebene als das Land der Unfreiheit erscheinen. Im Gespräche Tells mit seinem Sohne Walter erzählt der Vater von dem großen ebenen Land, wo die Waldwasser nicht mehr brausend schäumen, die Flüsse ruhig und gemächlich ziehen, wo aber die es bebauen, den Segen nicht genießen, den sie pflanzen. „Sie wohnen nicht frei auf eigenem Erbe und können muthig sich nicht selbst beschützen." Die Freiheit der Schweizer aber ist weit entfernt von der, welche die Jakobiner predigten, und in deren Namen sie den alten Ordnungen den Krieg erklärten. Sie ist vielmehr conservativ, wie Melchthal (Act 2 Sc. 2) sie schildert.

„Denn so wie ihre Alpen fort und fort
Dieselben Kräuter nähren, ihre Brunnen
Gleichförmig fließen, Wolken selbst und Winde
Den gleichen Strich unwandelbar befolgen,
So hat die alte Sitte hier vom Ahn
Zum Enkel unverändert fortbestanden.
Nicht tragen sie verweg'ne Neuerung
Im altgewohnten gleichen Gang des Lebens."

Die Partei des Umsturzes bilden hier die Träger der Herrschaft, indem sie in die althergebrachten Satzungen eingreifen. Auch fühlt sich der Mensch als Herr der Natur, so groß sie ist. Die Männer vom Rütli sind stolz darauf, daß sie sich den Boden durch ihrer Hände Fleiß geschaffen, daß sie den alten Wald, sonst nur ein Sitz der Bären, zu einem Sitz für Menschen umgeschaffen. Die Brut der Drachen haben sie getödtet, die Nebeldecke zerrissen, den harten Fels gesprengt, über den Abgrund dem Wandersmann den sichern Steg bereitet.

Es ist bekannt, wie Wilhelm Tell dem deutschen Volke eine Art poetischer Erlöser wurde vom Drucke der Fremdherrschaft, wie in der That an dem Alpenschauspiel die Gemüther sich aufrichteten und Kraft sammelten für die großen Befreiungskriege. So ragen die Alpen wieder in die deutsche Geschichte herein, Herz und Sinn belebend und stärkend. Wir sahen den Geist der Revolution im 18. Jahrhundert ihren Höhen zugewandt, von wo ein frischer Odem wehte, nun strömte von ihnen der Hauch der Freiheits- und Vaterlandsliebe aus, der das deutsche Volk auf das Schlachtfeld von Leipzig führte.

Am Mythensteine, einem ragenden Felsen am Vierwaldstädter-See, ist jetzt weithin die Inschrift zu lesen: „Dem Sänger Tells, Friedrich Schiller, die Urkantone 1860." Nicht die Urkantone allein schulden ihm Dank, alle Freunde der Alpenwelt, wenn sie auch nicht in Kantonen wohnen, bewahren den Namen des Dichters treu in der Brust, des Mannes, der die Alpen nie geschaut und sie doch so groß und treu in Sinn und Gemüth aufgenommen.

Ein Autograph von Hieronymus Megiser.

Die Sammlungen und Arbeiten des eingebornen Kärntners und gewesenen Pastors zu St. Veit Gotthard Christalnig sind durch die Vorarbeitung und Erweiterung, Ausschmückung und Beweislegung des churfürstlich sächsischen Geschichtschreibers und Professors zu Leipzig, Hieronymus Megiser, als Annales Charinthiae (Leipzig, 1608—12, 2 Bde. Fol.) ein bekanntes Geschichtswerk geworden. Der etwa neunundfünfzig Jahre alte Mann, der von seinem Vater die schulmännische Rührigkeit geerbt und die reuchlin'schen Bildungssamen zu reichlichen Früchten gebracht hatte, war 1609 auf die briefliche Einladung von Seite der kärntischen Landschaft nach dem in kummervollen Zeiten verlassenen Klagenfurt gekommen, hatte hier und im Umkreise die Quellen in Pergament, Papier und Stein eifrig erforscht und erst nach dreien Jahren war es ihm gegönnt, die heimatliche Chronik zum Abschlusse zu bringen. Von diesem Werke ist speciel bekannt, daß die Herstellungskosten für den mit Glücksgütern keineswegs gesegneten Mann, der von Stuttgart nach Tübingen, von da nach Grätz, von Grätz nach Klagenfurt und von da nach Leipzig gewandert war, beinahe unerschwinglich waren. Die kärntischen Stände subventionirten so-

wohl die Herausgabe der Chronik in 600 Exemplaren, als die der einheimischen Landeshandfeste mit einem Betrage von 2300 Gulden.

Die nachfolgenden Zeilen Megisers sind das Gesuch um die Subvention an die Landschaft von Steiermark. Er schreibt:

„Hochwürdiger Fürst, Wolgeborne Edle vnnd Gestrenge, Gnedige vnnd Gebiettunde Herren, E(uer) g(naden) vnnd Herren seindt meine gehorsame vnterth(enigiste) dienst beuohr: sambt demüettiger Bitt die wölln gegenwärtiges mein vndterth(enigist) anbringen in Gnaden vernemen. Es seindt nunmehr Ailf Jahr verschinnen, das die nu in Gott ruehende, Für(stliche) Dur(lau)cht Erczherzogen Carls zu Osterreich hochlobseliger gedachtnus, mich zu dero Ordinari historiographo auf vnnd angenommen hat. Als ich nu in sollchem mier anbefohlnen dienst bißhero verblieben, hab ich mit höchsten fleiß, vnnd nicht geringer müehe, alles was die löblichenthat ten, auch die hocheit des durchleichtigen Hauses von Osterreich concernirt vnder dessen zu sammen in ain Volumen gebracht: auch darneben andere mehr opera geferttigt Vnndter wellichen aines ist, die Cronickh dieser drey Landen, Steyer, Kharndten vnnd Crain, darinnen derselben Ältesten ankunfft, Situs Chorographia, auch derselben regierunde Herren, Geistlichen Prelaten, vnnd des Ritters standts Herren vnnd Adeliche gschlächt, sambt den geschichten, so sich in denselben seidher der Römmer Zeitten zugetragen (souil ich aus warhafftigen Historien, auch sonst alten verzeichnusnen nu in die 20 Jahr her, seidher ich in diesen Landen bin, zu sammen Colligiern khönnen) ausfüehrlich vnnd vn Parteyisch beschrieben werden. Wie nu dieses werckh an Im selbst vber die massen schwär, also hat es auch mich bißher nicht wenig gestanden Von onkosten, so Ich auf amanuenses, Formschneider, vnnd andere hierczue gehörige sachen aufgewendet. Die weil es dan nu an dem, das ich solliches werckh neben den andern, aufs ehist vollendts zustanden bringen vnnd in truckh soll geben. Vnnd es mier aber onmüglich ferners die sumtus vnnd Onkossten, so au sollich verlag in die etlich hundert gulden erfordert werden Zuerschwingen vnnd außzustehn: also wurde ich aufs höchst nottwendigkhlich getrungen bey vor gemelten drey Landtschafften Steyer, Kharndten vnnd Crain (zu welcher lob obgedachtes werckh allein zuegericht ist) vndterthänniglich vmb ein g(nedige) gelt hülff, zu ieczt angedeütten verlag vnnd befürderung mehrgemeltes werckhs zu bitten: Als ich dann hiemit E(uer) g(naden) vnd Herr(en) gancz gehorsamblich vnnd vndterthänniglich höchsstes fleis, deswegen bitten, das die zuebefürderung meines Propositi, mich mit ainer gn(ade) zu bedenckhen gernhen, wie ich nu gegen E(uer) g(naden) vnnd Herr(en) als sonder-

baren liebhabern aller tugenden vnnd guetten khünsten sonderlich aber der Historien, mich dicz orts kheines abschlagens sonder gnädiges succurs in vndterth(ani) vor siche: also wil ich mich hergegen die tag meines lebens eüsserst dahin bearbeitten, damit E(uer) g(naden) vnnd Herr(en); Ich mein schuldige danckhbarkheit khonne erweisen. Wo nicht in andern, doch in mein khunnfftigen Schrifften, thue hierüber E(uer) gnaden vnnd Herr(en) mich gehorsamblich zu gnaden anbeuelchen."

Von außen. „An ain Ersame Landschafft des Hochlöblichen Herczogthumbs Steyer. Hieronymi Megiseri gehorsames Anbringen."

Die Handschrift, aufbewahrt im steierischen Landschaftsarchive, stammt aus dem angehenden zwölften Jahre der Berufung Megisers als ordentlichen Historiograph des Erzherzogs Karl. Der versöhnliche Fürst ist bereits gestorben und der Historiograph „in sollchem — anbefohlenen dienst bißhero verblieben". Er hatte des vielfach unverarbeiteten Geschichtsstoffes in Inneröfterreich zur Genüge vorgefunden und wie sein Lehrer Nicodemus Frischlin auf eine fruchtreiche Zukunft in den für Licht und Fortschritt neugewonnenen Donau-Ländern gehofft. Noch am 24. Jänner 1591 schrieb er, wie zuvor häufig nach Tübingen an den Philologen und zeitweiligen türkischen Botschafter Crusius. Bis vor seinen Abgang aus Grätz also hat er vorbereitet: einen Band österreichischer Hausgeschichte und nebst einer inneröfterreichischen Chronik noch „andere mehr opera". Zwanzig Jahre hat er in seiner neuen Heimat geweilt, es ist ihm aber weiterhin unmöglich zu den bisherigen Aufwänden und Unkosten noch fernere zu häufen. Er muthet darnach den Landschaften aller drei Länder zu, sich in der Ehre wissenschaftlicher Aneiferung zu theilen. Die Eingabe wird wesentlich gleichlautend in den Landschaftsarchiven zu Klagenfurt und Laibach nachzuweisen sein, an ersterer Stelle kennt man die Originalbriefe eben in Angelegenheit der Chronikausgabe geschrieben, sie stammen aus den Jahren 1606—1611. Bekannt ist des Weitern, daß Megiser zuerst, als die neuen Landesadministratoren Ernst und Maximilian unerwartete Reformen eintreten ließen und die Jesuiten aus Leibeskräften dem neuen Aufschwunge entgegenarbeiteten, auf den Ruf der kärntischen Stände nach Klagenfurt zog, wo sein Vater gl. N. am 24. Dec. 1594 starb und ihm bis 1598 vier Kinder geboren wurden, dort als Rector der gelehrten Schule Vortreffliches leistete, endlich aber der Gewalt weichend nach Leipzig kam und zu Linz 1616 als Schulrector starb. Wer eine weitere Vergleichung der biographischen Daten sucht, lese Megisers Biographie von Heinrich Hermann in „Carinthia" 1822, Nr. 41, 42, und 1824 S. 74; ferner Hurter 2 Bd. 320; Oest. Nationalencyklopädie

III. 627; Archiv f. K. oe. G. Qu. 1850. 379 und Hermanns Handbuch der Geschichte von Kärnten II. Band. 1 Heft. S. 298; neuestens Wurzbach biogr. Lexikon 17. Bd. 1867.

Dr. F. P.

Bericht über die Ausgrabungen auf dem Zollfelde im Spätherbste 1867.

Von **Ph. Weiß.**

Die seit Jahren von verschiedenen Gönnern geschichtlicher Forschung (Erzherzogin Mariana, Baron v. Dickmann, Graf Alfred v. Christallnigg 2c.) veranstalteten Ausgrabungen auf dem Zollfelde sind immer mit regem Interesse verfolgt worden und die Resultate, die man zu Tage gefördert, haben bedeutende Streiflichter auf die noch so ziemlich dunkle Stelle der Geschichte Kärntens unter der Römerherrschaft geworfen. Man ist zur bestimmten Annahme gelangt, daß Virunum, nachdem es von Attila und seinen Horden auf dessen Zug durch Mittelnorikum nach Italien zerstört worden, das Schicksal eines langsamen Verfalles erlebte und dieser Umstand ist es, der Grabungen sichtlich erschwert und die Funde so bedeutend schmälert. Denn, nachdem die Bewohner vertrieben worden und sich geflüchtet hatten, war es die Stadt und deren Kunstschätze und Kostbarkeiten, die den Barbarismus der Feinde zu fühlen hatten; die Erstere wurde mit Feuer und Schwert verwüstet, Letztere wurden zertrümmert und verschleppt und wahrscheinlich in wenigen Tagen hatte Virunum die Phase von der reichen, blühenden Provinzstadt zur Ruine durchgemacht. Die in der Umgebung Zollfelds gefundenen und in den verschiedenartigsten Bauten verwendeten Römersteine beweisen deutlich, wie sehr man den von Feindeshand noch übrig gelassenen Mauerresten mitgespielt, indem sie ein willkommenes Baumateriale zur Aufbauung der mittelalterlichen Kirchen und Klöster, Schlößer und Zwingburgen lieferten. Daher wird selbst die vorsichtigst geleitete Grabung wenig Instructives in baulicher Beziehung zu Tage zu fördern im Stande sein. Man ist hier bei der Erklärung, zu was diese Gebäude gedient haben mochten, meistens nur einzig und allein auf die Funde angewiesen und kann durch analoge Fälle anderer Grabungen endlich zu einer bestimmten Anschauung oder einem gewissen Resultate gelangen.

Die Grabung auf dem Zollfelde 1867 veranstaltete der für unsere heimatlichen Interessen stets fürsorgende Gewerks- und Herrschaftsbesitzer Graf Gustav v. Egger und wenn man zu keinem so brillanten Resultate gelangt ist, wie bei den durch die Munificenz des Grafen Franz von Khevenhüller veranlaßten Grabungen auf dem Magdalens-Berge, so ist wohl der Umstand zu berücksichtigen, daß dort der Boden so zu sagen jungfräulich ist, während hier die aus der Erde ragenden Mauertrümmer stets ein Fingerzeig für Grablustige gewesen und daher die Ausmitlung der Grabungsstellen immer mehr oder weniger dem Zufalle anheimgestellt blieb. Immerhin ist die Ausbeute reichhaltig und ergiebig gewesen.

Begonnen wurde an der Stelle, wo der Weg nach Meiselberg mit dem Fußsteige, der zum Zollfeldner führt, sich kreuzen, jedoch mit wenig Erfolg. Die Mauerreste zeigten sich bald als das Souterrain eines größeren Gebäudes mit Kloaken verschiedener Größe, (wahrscheinlich Theile jener großen Kloake, auf die man an so vielen Stellen Zollfelds gestoßen ist) und die Funde beschränkten sich auf ein Opfermesser und einen gut erhaltenen Constantius mit dem Revers! „Fides militum".

Die zweite Stelle, ebenfalls links vom Wege nach Meiselberg am Ende des Waldes, gerade vor dem zum sogenannten Prunner-Kreuze führenden Wege, versprach mehr, da sich weitläufigere Mauerspuren zeigten und sich wenigstens der größte Theil des Terrains als noch undurchwühlt annehmen ließ.

Das ganze Gebäude hat die Form eines in der Länge von Westen nach Osten sich hinziehenden Parallelogrammes von 7° Länge und 5½° Breite. Das ganze Viereck zerfällt in drei Theile, wovon der westlich gelegene beinahe ein Quadrat bildet und der ungleich größte ist (5° lang und beinahe 5° breit). Der mittlere Theil ist ein 4' breiter Gang, an den sich der letzte Theil anschließt, der 1½° breit ist und der einen zur Breite des Gebäudes parallellaufenden, 1½' breiten und 1' tiefen Canal führt. Parallel der Länge des Gebäudes lauft im Vordergrunde eine Art Corridor von beiläufig 3' Breite.

Die Bloßlegung begann in der Richtung von Süden gegen Norden und nachdem der der Länge des Gebäudes parallele Corridor ausgegraben war, kam man an die so ergiebige Fundstelle in dem großen quadratischen Raume. Dieselbe weist sich als wahrscheinliches Wohnzimmer eines Handwerkers aus. Denn, wenn man bedenkt, daß in dem so großen Gebäude gar nichts, den bei den Römern so gehuldigten Luxus Verrathendes zu Tage gefördert wurde, das alles darin Vorgefundene nur auf Erwerb hindeutet und vergleicht man dies Alles zur Wohnstätte selbst,

zur höchst einfachen Malerei, so ist wohl obige Annahme gänzlich gerechtfertigt, welche noch überdies durch das Vorhandensein des Canals bestätiget wird, welcher nicht luftdicht verschlossen, sondern nur mit großen Steinplatten verdeckt, wohl nicht die Bestimmung einer Kloake, sondern den Zweck gehabt haben mag, zur Fortschaffung des überflüßigen Wassers zu dienen.

Die Funde sind sehr mannigfaltig und durchgängig von höchst interessanten Formen. Es seien hier nur genannt: 2 Hämmer, deren andere Seite schneidig ist (von der Form ungefähr, wie sie heut zu Tage bei den Schuhmachern gebraucht werden), 1 Schlag- und 1 Stemmmeisel, 1 Hohlmeisel, 1 großes schweres Messer mit einer Heftvorrichtung, 1 kleineres Messer, 1 außerordentlich interessantes Reifmesser, mehrere größere Schneidewerkzeuge, 1 sehr kleine Hacke (so wie unsere heutigen gestaltet), 1 sogenannter Lohner (Lehne, Achsennagel) von größter Form, (wie sie nur noch vereinzelt bei den schwersten Fuhrmannswägen vorkommen), 2 Bruchstücke einer Handsäge, 1 Schürhacken, 1 sehr gut erhaltener Dreifuß. Die übrigen Gegenstände sind Theile von Zimmer- und Hauseinrichtungen, wie z. B. 1 Thür- oder Kastenklinke, 1 Schlüssel, 1 schwache Kette sammt Schleuder, 2 Schloßhacken sammt Kettenring, 1 kolossales Thürband, über 1 Klafter lang, mit beinahe 1 Fuß langen Nägeln mit runden Köpfen ꝛc. Diese Gegenstände sind sämmtlich aus Eisen, wie überhaupt die Bronzefunde spärlicher waren. Von letzterem Metall kamen nur vor: 1 sehr schön patinirte Nadel mit Oehr (ein sehr hübscher und seltener Fund), 3 Bronzeringe (wahrscheinlich von Beschlägen herrührend), und Theile (Buckel) eines Pferdegeschirres. Nebstbei sind im ganzen Gebäude zerstreut sehr viele Nägel aller Formen, Topfscherben (mitunter mit sehr schönen Thiergestalten), Bruchstücke von Eisenzeug und Hohlziegeln vorgekommen.

Im Innern des großen Raumes, ungefähr 1 Klafter von den Wänden entfernt, fanden sich 3 Steinpfeiler vor, wovon 2 aus 4 Zoll dicken, fest aufeinander gekitteten, weißen behauenen Platten bestanden, deren Seiten sich jedoch gegenseitig nicht vollständig deckten; der dritte, aus einem Stück, ruhte auf einer Steinplatte und war roh behauen. Diese Pfeiler berechtigen zur Annahme, daß erst dort der Fußboden begonnen hat, wo die Pfeiler aufhörten. Man hat es hier mit dem Raume zu thun, der zur Heizung diente. Der auf den Pfeilern aufsitzende Ziegelboden oder Estrich wurde wahrscheinlich bei einer früheren Grabung zerstört und weggeräumt und dem Umstande verdanken wir wahrscheinlich die Erhaltung der Funde, indem man damals wahrschein-

lich nur bis zum ersten Boden gegraben und diesen in dem Heizungslocale aufbewahrten Geräthschaften wohl wenig Augenmerk schenken mochten.

Die dritte Stelle rechts von dem nach Meiselberg führenden Wege, am Raine eines Ackers gelegen, gab, so vielversprechend sie sich zeigte, nur wenig Resultate. Wir haben ein Zimmer vor uns von 5½ Klafter Länge und 2½ Klafter Breite, von dessen Wänden nur die südliche und westliche Mauer noch vorgefunden wurde, die übrigen zwei aber bis auf den Grund eingestürzt waren, mit einem Canal, in der Mitte der südlichen Mauer entspringend. Dieser zieht sich bis in die Mitte des Gemaches, wo er sich theilt und ost- und westwärts geht. Der Canal ist ähnlich dem im vorigen Gebäude besprochenen, ist mit Steinplatten gedeckt, worüber dann der Estrich läuft und unterscheidet sich nur dadurch vom vorigen, daß er beim Eintritt in die Mauern gewölbt ist. Auf der westlichen Seite befand sich in der Mauer eine sehr große, beinahe die Länge der Mauer einnehmende weiße Kalksteinplatte, die die Thürschwelle bildete; wenigstens lassen die auf der einen Seite der Platte eingemeißelten Löcher, in welchen die Thürangeln liefen, darauf schließen. Die Malerei, die an der südlichen Wand angebracht war, war einfach, aber schön und bestand in einem braunrothen Bande, über dem zuerst ein hellrothes und dann ein weißes lief, in welch letzterem eine zarte schwarze Guirlande angebracht war. Leider wurde die ganze Malerei von unbefugten Händen zur Nachtszeit heruntergeschlagen, so daß nur Bruchstücke gerettet werden konnten. Die Funde in diesem Gebäude beschränkten sich auf eine recht hübsch ausgeführte Arbeit von Gyps (Gesimse), Bruchstücke von Eisenzeug, Nägel und ein thönernes Thier (entweder ein ex voto oder wohl nur eine Spielsache.

Der vierte Grabungsplatz befindet sich im sogenannten Tempelacker, in welchem nebst vielen andern Funden auch die im kärtnerischen Geschichts-Verein sich befindenden schönen Statuen aufgefunden wurden.

Nach Abhebung der Culturdecke, bei welchem Geschäfte man sich an die Mauerspuren hielt, zeigten sich zwei Räumlichkeiten, die eine von Westen gegen Osten sich hinziehend, ein 4 Klafter langer und 1½ Klafter breiter Raum, die andere war von Süden gegen Norden gestellt. In dem ersteren Gemache zeigte sich in der Tiefe von beiläufig 5 Fuß Estrich, der sich durch das ganze Gemach fortzog und am östlichen Ende durch eine massive behauene Steinplatte begrenzt wurde. Dieser Estrich wurde getragen durch kolossale Ziegelplatten, die wiederum auf Ziegelsäulchen ruhten. Es ist dies ein sogenanntes Hypocaustum, von wo aus durch die Hohlziegel die Wärmeleitung in die Wände geschah. An der

ganzen nördlichen Wand befand sich noch Malerei, die, so einfach sie war von vielem Geschmacke zeigte. Der untere Theil derselben war ein feuriges Braunroth, an das sich ein 2½ Fuß breites schwarzes Band anschloß. Ob diesem zeigte sich ein schönes Hellroth. Sämmtliche Farben waren mit weißen Linien durchzogen und im schwarzen Bande wechselte immer ein durch weiße Linien gebildetes Parallelogramm mit einem ebenso ausgeführten Quadrate ab. Die zweite Räumlichkeit war schon nach der Malerei und dem Fußboden zu schließen weit eleganter, denn erstere fand sich in allen möglichen Desins und Farben, selbst Thiergestalten fanden sich auf einzelnen Bruchstücken vor. Den Fußboden bildete hier ein Mosaikboden, der, wenn auch nur von weißen und schwarzen, kaum ⅓ Zoll großen Steinchen gefertigt, doch von sehr großer Zierlichkeit ist und der sich an die vorerwähnte Steinplatte anschloß. Eine breite weiße Bordüre mit schwarzen Streifen bildet den Rahmen des ganzen Mosaikbodens und theilt zugleich denselben in 2 Hälften, in deren erster weiße Rosetten und Sternchen im schwarzen Felde folgen. In der zweiten Hälfte folgt auf die Bordure ein weißes mit schwarzen Sternchen geschmücktes Band, dann ein schwarzes, durch weiße Linien in größere Quadrate getheiltes Feld. In jeden dieses schwarzen Quadrate ist wiederum ein weißes so hinein gefügt, daß die Ecken des weißen Quadrates die 4 Seiten des schwarzen berühren; die Seiten der weißen Quadrate sind eingebaucht. Leider, daß durch den Bruch des unter dem Mosaik fortlaufenden Ziegelsäulchen des Hypocaustum der frühere Einsturz ermöglicht wurde, so daß nur die Hälfte gerettet werden konnte.

Gefunden wurden hier nebst Topfscherben und Nägeln die Angeln und Angelhacken zu Thüren im zuerstbeschriebenen Gemache. Beide letztere Funde gehören zu den Seltenheiten, da sonst gewöhnlich die Thüren oben und unten mettallene Zapfen hatten, die dann in den obern und untern Thürpfosten eingelassen waren. Diese letzte Grabungsstelle ist auf jeden Fall die prächtigste und wäre wahrscheinlich auch an Funden ergiebig gewesen, leider, daß die vorgerückte Herbstzeit weitere Grabungen verhinderte. Es wäre jedoch außerordentlich interessant und wünschenswerth die Grabungen sowohl am Zollfelde als am Magdalenen-Berge fortzusetzen, um endlich das Verhältniß des Letzteren zum Ersteren feststellen zu können. Es ziehen sich nämlich vom Zollfelde über das ganze Hügelland bis auf den Gipfel des Magdalenen-Berges die Mauerspuren, theils in kleinern, theils in größern Gruppen hin. Am dichtesten sind sie am Berge selbst und obwohl die Ruinen an der Süd- und Westseite desselben das Ansehen einer Stadt haben, dürften es doch nur Villen gewesen sein. Denn

der römische Sinn neigte sich namentlich in der ältern Zeit weit mehr dem Landleben zu, als dem städtischen. Die große Ausdehnung der Mauerreste darf durchaus nicht beirren, da die Villen außerordentlich weitläufig waren, so daß Salust an einer Stelle klagt, daß die Villen seiner Zeit das Ansehen und den Umfang von kleinen Städten hätten. Daß die Bewohner Virunums ihre Villen luxuriös und prächtig eingerichtet hatten, beweisen die Funde, die hier seit Jahrhunderten durch Zufall gemacht worden sind und einen kleinen Beweis der Großartigkeit der Villegiatur dürfte die im Frühjahre 1867 bloßgelegte Gräberstraße abgeben. Daß dies wirklich Gräber seien, wurde bereits im Ausgrabungsberichte (Carinthia 1867, August-Heft) als Vermuthung hingestellt, ist aber außer allem Zweifel. Wir lassen hier Overbek (bei der Beschreibung der Gräber Pompeji's) und Becker (in seinem Werke „Gallus oder römische Scenen aus der Zeit Augustus" bei Beschreibung der Bestattungsfeier des Gallus) sprechen.

Overbeck sagt: „Nach Verbrennung der Leichen wurden die Knochen „gesammelt, mit Wein und Milch begossen und nachdem sie wieder ge„trocknet waren, in eine Urne, sei es von Thon, sei es von Stein oder „Glas oder Metall nebst Specereien, oft auch mit Flüßigkeiten, namentlich „Wein und Oel, gelegt. In mehreren Urnen Pompejis fand man neben „den Knochen auch Münzen, die jedoch nicht auf das Fährgeld für „Charon zu beziehen sind, welches man wohl unverbrannt Beerdigten in „den Mund zu stecken pflegte, sondern die man hier eher als Andenken, „vielleicht auch als Merkmal des Datums der Bestattung zu betrachten hat.

„Die Urnen wurden im Innern der Grabmäler in Nischen aufge„stellt, deren entweder nur eine vorhanden war, wenn das Grab ein „Einzelndenkmal sein sollte, oder deren mehrere, oft sehr viele angebracht „waren, wenn viele Urnen der Mitglieder einer Familie in einem ge„meinsamen Grabmal beigesetzt werden sollten. Bei großer Zahl der „Urnen, welche namentlich dadurch stark anwachsen konnte, daß manches „Familienhaupt, außer für sich und die Seinen, auch für seinen freige„lassenen Raum in dem Grabe haben wollte, half man sich durch Stein„bänke, welche die Mauern des Grabes innen unter den Nischen umgaben, „auf welche man die Urnen hinstellte."

W. A. Becker sagt: „Der Holzstoß (auf welchen früher der lectus „gestellt war) war niedergebrannt und die glühende Asche herkömmlich „mit Wein gelöscht worden. Freunde sammelten mit Chresimus (sein „Freigelassener) die Ueberreste des Körpers, eben nicht mehr, als was „eine mäßige Urne zu fassen vermochte, besprengten sie mit vieljährigem

„Weine und frischer Milch, trockneten sie wieder auf leinernen Tüchern „und thaten sie, mit Amomum und andern Wohlgerüchen vermischt, in „die Urne, in welche Chresimus die seinen Augen entrinnenden Thränen „fallen ließ. Dann setzte er sie in dem geöffneten Grabmale bei, das von „Rosen und zahlreichen Salbenflaschen duftete. Die Thüre wurde wieder „geschlossen und als die versammelte Menge den Manen das letzte Lebe- „wohl zugerufen und das reinigende Weihwasser empfangen hatte, zer- „streute sie sich nach der Stadt zurückkehrend."

Die meisten der nun in diesen beiden Stellen angeführten Punkte treffen hier zu. Besonders die von Overbek angeführte Baubeschreibung und seine derselben beigegebene Zeichnung der Gräberstraße heben allen Zweifel. In der Größe von ungefähr 9 □' ziehen sich am Magdalens-Berge die Häuschen in dichter Reihe längst des Bergrückens in ziemlich gerader Linie fort und sind mit Ausnahme zweier runden durchgehends viereckig. Der innere Bau stimmt gleichfalls; in beinahe Allen fanden sich die fraglichen Maueransätze, in zweien sogar die Nischen. Auf einem der Maueransätze fanden sich noch die Urnen, in den übrigen wurden sie durch den Einsturz in die Mitte gedrückt und sehr häufig zertrümmert. Die größeren Urnen mit den Knochen, den Oel- und Thränenflaschen und andern allfälligen dem Todten mitgegebenen Zierrath fanden sich in der Mitte oder in den Ecken der Gräber in Vertiefungen vergraben.

Nur eine systematische an mehreren Orten angelegte Grabung kann volles Licht in die Sache werfen und endlich alle Zweifel lösen.

Kleine Mittheilungen.

(Morgen- und Abendroth.) Ein schönes Früh- oder Abendroth erfreut das Herz, auch wenn man nicht weiß, nach welchem Recept die Natur diese prächtige Farbendecoration bereitet. Eigentlich sind ja auch die Gelehrten noch nicht einig darüber, welcher von den verschiedenen Erklärungsversuchen der zutreffende sein möge. Nachdem der berühmte englische Naturforscher Forbes eines Tages bemerkt hatte, daß der aus einem Locomotiv-Kessel entlassene Dampfstrahl in derjenigen Höhe, wo er anfängt sichtbar zu werden, ohne noch in weißes Gewölk überzugehen, die Sonne roth wie am Abend durchscheinen ließ und der Schatten dieser Partie auf einer weißen Wand sich in Abendröthe präsentirte, stellte er seine bis jetzt am plausibelsten gefundene Theorie dieser Naturerscheinung auf. Hiernach ist die Ursache der Wassergehalt der Luft, welcher bei der Morgen- oder Abendkühle sich so weit verdichtet, daß eine Art feiner

Nebel entsteht, in welchem die Sonnenstrahlen gebrochen werden. Jetzt nun hat Dr. Lomme eine andere Erklärung gegeben und durch Experimente gestützt. Unter Beiseitelassung der Wasserdünste findet derselbe in den in den untern Luftschichten schwebenden feinen Staubpartikelchen — Sonnenstäubchen — das eigentliche Medium, von welchem die Sonnenstrahlen durch Auffangung und Beugung zu Roth abgeschwächt werden. Auf dem langen Wege der schrägen Strahlen durch die unteren Luftschichten stoßen sie auf eine große Menge solcher Theilchen, die alle zur Gesammtwirkung beitragen. In einer Tafel schwärzlichen Glases kann man sich ähnliche dunkle Theilchen im engen Raum zusammengedrängt denken, und darum ist auch, wie der Genannte gezeigt hat, die Wirkung solchen Glases auf durchgehendes Licht eine analoge. Das weiße Licht wird abgeschwächt und leicht geröthet, schon gebeugte Strahlen gehen noch mehr ins Rothe über, und je mehr solcher Glasschirme hinter einander aufgestellt werden, desto tiefer geröthet ist das durchgehende Licht. Erscheint also die auf- oder untergehende Sonne als eine große rothe Scheibe, so ist lediglich der atmosphärische Staub die Ursache. Es lassen sich zu Gunsten dieser Theorie auch verschiedene Fälle anführen, wo das Licht offenbar durch feste Körperchen verändert wird, z. B. die gelbrothen Dunstschichten über großen Städten, die gelbe Färbung des Himmels, wenn der Sturm den Wüstenstaub aufrührt, der braunrothe Schatten einer Rauchsäule, wenn er bei Sonnenschein auf eine weiße Fläche fällt. So wäre also auch die rosenfingrige Aurora staubgeboren wie die Menschenkinder, dunkler Stoff durchgeistigt vom himmlischen Licht.

(Der Athmungsproceß) zeigt bei Tag und Nacht oder während des Wachens und Schlafens Verschiedenheiten, welche die Professoren Pettenkoffer, Voit und Henneberg überraschend nachgewiesen haben. Durch fortgesetzte Untersuchungen der ausgeathmeten Gase 2c. hat sich nämlich herausgestellt, daß die Processe der Kohlensäureausscheidung und Sauerstoffaufnahme keineswegs immer parallel gehen, sondern sich in den beiden Tageshälften entgegengesetzt verhalten. Am Tage oder im wachen Zustande wird bei starker Kohlensäureabgabe verhältnißmäßig wenig Sauerstoff aufgenommen, wogegen in der Nacht oder während des Schlafes relativ wenig Kohlensäure abgeschieden und viel Sauerstoff von den Lungen verarbeitet wird. Mit anderen Worten es findet bei Nacht eine Aufspeicherung von Sauerstoff statt zum Verbrauch am Tage. Also eine neue Stütze für die alte Lebensregel, daß man sich in möglichst geräumige und luftige Locale betten soll.

Rückblick auf das Jahr 1867.

Wenn das abgelaufene Jahr auch nicht so welterschütternde Ereignisse brachte, als wie sein unmittelbarer Vorgänger, so bot es doch des Wichtigen und Interessanten genug, nicht nur für Oesterreich, sondern auch für unser engeres Vaterland. Vor Allem ist es die politische Geschichte dieses Jahres, die reich an bedeutungsvollen Wendungen, eine Betrachtung veranlaßt. Mit der Berufung des Freiherrn von Beust an die Spitze der Regierung ist eine neue Bahn betreten worden, welche zunächst zur Aufhebung der Verfassungssistirung führte. Kärnten bewährte wieder seinen deutschen, liberalen Sinn; das zeigten die Wahlen für den Landtag. Als endlich der Lohn für das treue Ausharren, die December-Charte, die auf dualistischer Grundlage aufgebaute Verfassung verkündet wurde, brach es zwar nicht in Jubel aus, aber es fühlte recht wohl, daß dadurch Garantien für eine bessere Zukunft gegeben wurden, denn die Staatsgrundgesetze, wie sie nun in Kraft sind, müssen als ein Sieg des Volksthums betrachtet werden.

Auch auf volkswirthschaftlichem Gebiete trat eine Wendung zum Besseren ein. Der Bau der Hauptlinie der Kronprinz Rudolphs-Bahn, auf welche unsere Montanindustriellen so große Hoffnungen setzen, wurde begonnen und rüstig fortgeführt. Die Zweigbahnen, deren gleichzeitiger Bau auch sehr erwünscht gewesen wäre, sollen jedoch erst heuer in Angriff genommen und voraussichtlich auch vollendet werden. Während die günstigen Wirkungen dieses Bahnbau's sich zunächst nur in der Beschäftigung zahlreicher Arbeiter zeigte, begann auch für die Eisenindustrie eine günstigere Zeit, die sich vorderhand in einer vermehrten Nachfrage bezüglich Roheisens documentirte. Bald waren alle Montanwerke so beschäftigt, daß die Kohlenvorräthe aufgezehrt wurden und der Mangel an diesem wichtigen Materiale einen noch größeren Aufschwung verhinderte. Auch die Waffenfabriken hatten vollauf zu thun und in Ferlach wurde eine eigene Fabrik errichtet, in welcher Hinterlader für das Aerar verfertigt werden. Auf der Weltausstellung in Paris, die von vielen Kärntnern besucht wurde, waren auch Kärntens Erzeugnisse vertreten und behaupteten sich glänzend, wie die von der Jury zuerkannten Preise und Belobungen darthun. Als ein Fortschritt ist die Gründung der „Bleiberger Union" zu betrachten, wodurch der Betrieb des Bleibergbau's ein mehr rationeller werden wird, und zu wünschen wäre nur, daß auf allen Gebieten der Volkswirthschaft sich Associationen bilden möchten, denn nur diese sind im Stande, Großes zu leisten und einbrechende Krisen glücklich zu überstehen.

Das wissenschaftliche und künstlerische Streben stand nicht still in unserm Kärnten, wenn es auch im abgelaufenen Jahre keine besonderen Früchte zur Reife brachte. Landesmuseum und Geschichtsverein waren, wie immer, mit Wort und Schrift thätig, um Kenntnisse zu verbreiten; letzterer gab sein Jahrbuch heraus und beide hielten Vorträge, sowohl für Herren, als auch für Damen, welche zahlreich besucht wurden, und als Beweis dienen, daß das Interesse an geistiger Unterhaltung nicht erloschen ist. Es sprechen hierfür auch die „Vereinsabende" im Local der Feuerwehr, die als eine ganz eigene Institution betrachtet werden können und denen ein Fortgedeihen nur zu wünschen ist. — Von dem vaterländischen Werke „Bilder aus Kärnten mit beschreibendem Text" veranstaltete die thätige Buchhandlung J. und F. Leon, eine neue billige Ausgabe; von dem aus dem Englischen übersetzten Werke „die Dolomitberge" erschien bei Ferd. v. Kleinmayr der zweite Theil. Auf dem Felde der Journalistik verschied das slovenische politische Blatt „Slovenec" am Uebermaß von Preßprocessen. — Außer der jährlich

wiederkehrenden Ausstellung des Kunstvereins hatten wir zwei Privatgemäldeausstellungen, indem nämlich unser strebsamer und allberühmter Maler Pernhart wieder mehrere vortrefflich ausgeführte Gebirgspanoramen (von der Koralpe, vom Sternberg, vom Predigerstuhl, vom Triglav und vom Gallenberge bei Laibach) im Wappensaale des Landhauses ausstellte. — Unter den musikalischen Genüssen, die der Landeshauptstadt geboten wurden, sind vor Allem die Concerte der Herren Johannes Brahms und Joachim zu nennen; das Erscheinen des Letzteren auf unsern so kärglich bebauten Concertgebiete muß geradezu als ein Ereigniß bezeichnet werden.

Eine neue Einrichtung, von der sich viel Ersprießliches erwarten läßt, sind die von der Landwirthschaftsgesellschaft gegründeten Wanderversammlungen der Landwirthe, von denen im September die erste in Spittal abgehalten wurde. Hier wollen wir zugleich die neuen Vereine erwähnen, welche im vorigen Jahre entstanden sind. In Klagenfurt wurden gegründet: der Consumverein und der Dienerschaftssparverein, in Wolfsberg im Lavantthale entstand — wie zur Beschämung für Klagenfurt — ein Musikverein, der sein erstes Concert in der gräflich Henckel'schen Reitschule gab und dadurch seine Lebensfähigkeit bewies. In Villach wurde ein Sparcasseverein ins Leben gerufen. Das Klagenfurter Casino am neuen Platze feierte am 1. Mai sein fünfzigjähriges Jubiläum mit einer Dampfer-Lustfahrt nach Velden, die jedoch durch eingetretenes Regenwetter sehr an „Lustigkeit" verlor. Ein Versuch, beide Casino's in Eins zu verschmelzen, mißlang.

Der Tod hat mehrere verdienstvolle Kärntner den Reihen der Lebenden entrissen. Da die „Carinthia" ausführliche Nekrologe derselben veröffentlicht hat, so wollen wir hier nicht kaum vernarbte Wunden aufreißen. — Das Feuer, hat im verflossenen Jahre in Kärnten schlimm gehaust und neben vielen kleineren Unglücksfällen sind auch drei größere zu verzeichnen: Dellach, Greifenburg und Traundorf. Selbst Menschen fiel das, wie es schien, wüthend gewordene Element an; wir erinnern an die Schreckensscene im Schlosse zu Bleiburg, wo eine junge, blühende Dame, Frau Gräfin Thurn an Brandwunden verschied. Aehnliche Fälle ereigneten sich in Feldkirchen und Ferlach.

In Klagenfurt sind im abgelaufenen Jahre nicht unwesentliche Veränderungen eingetreten. Das alte, schwarze Völkermarkter Thor, das so zähe dem Zahn der Zeit trotzte, fiel durch den Willen einer opferbereiten Bürgerschaft, die auch eine zweite Straße in östlicher Richtung erschloß und dadurch zeigte, was Gemeinsinn zu schaffen vermag. An die Stelle des alten Thores sind neue, hübsche Gebäude getreten, die einen freundlichen Anblick gewähren, keine finsteren Mauern schrecken mehr den Fremden, der von dieser Seite unsre Stadt betritt. Möge auch in diesem Jahre durch Gemeinsinn und Opfermuth dahingestrebt werden, daß Alles fällt, was veraltet und verrottet ist, daß eine neue, bessere Zukunft beginnt, damit der Rückblick auf das Jahr 1868 ein befriedigender sein wird.

Dr. L. J.

Meteorologisches.

Witterung im December 1867.

Wie der vorangegangene November war auch der December sehr stürmisch in ganz Europa; in Kärnten waren sie mit starken Schneefällen begleitet. Vom 3. bis 7. fiel überall fast fortwährend Schnee, worauf eine kurze Kälteperiode eintrat, die aber

schon am 12. durch schnell eintretendes Thauwetter unterbrochen wurde. Am 19. fiel überall viel Regen, der in Schnee überging, worauf bis Ende des Monats schöne kalte Witterung mit einem am 23. bis 28. auftretenden Temperaturs-Minimum von 10 bis 12 Grad unter 0° folgte. Klagenfurt — 12·2. Sachsenburg — 12·5. Tröpelach — 16·0. Im Norden Europa's war um diese Zeit große Kälte so am 20. in Petersburg — 20·2, in Moskau — 21·6, in Heperanda (63°) — 27·2. Der Schnee lag zu Ende der Schneefälle 15 bis 20 Zoll hoch, an vielen Orten starke Schneeverwehungen durch anhaltende Stürme. In Maltein fielen am 21. unter den Schneewehen viele Insecten nieder, indem der Sturm die Alpenwiesen entblößte und aufriß.

In Klagenfurt waren die Mittel der vorzüglichsten Witterungselemente folgende (die eingeschlossenen Zahlen sind die normalen): Luftdruck 318·4‴ (320.4), Luftwärme — 3·91 (— 2·92), Niederschlag 4·3″ (2 2″), also bei vorherrschend niederm Luftdruck, kalt mit viel Niederschlag; noch mehr Niederschlag hatte der December nur 1860 (4·7), 1847 (7·2), 1840 (5·6), 1838 (6.2), 1831 (6·5) und 1814 (5·5).

Eisen- und Bleipreise am Beginn des Jahres.

Während vom nördlichen Frankreich die Klage über Geschäftsmangel und äußerst niedere Preise bei den Eisenfabriken noch fortdauern und nur einige Bestellungen und Abschlüsse auf Export die Hoffnungen etwas wenig aufrichten, beginnt die Nachfrage nach Roheisen in den Rheinländern sich zu beleben und die Hütten in Preußisch-Schlesien haben mehrfach Verkäufe nach dem Ausland gemacht und arbeiten mit verstärkten Kräften.

In Oesterreich sind allseits die Roh- und Stabeisenpreise gestiegen, die Nachfrage nach Eisen ist sehr lebhaft und viele Fabriken sind schon auf Monate mit Bestellungen versehen. Ebenso mehrten sich die Aufträge und Verkäufe der Bleifabriken und wird der Mangel an Rohblei immer mehr fühlbar.

Eisen-Preise.

Per Zollcentner in ö. W.:

Köln: Holzkohlenroheisen und Spiegeleisen fl. 2·25 — 2·50, Coaks-Roheisen affinage fl. 2·10, graues zum Vergießen fl. 2·10 — 2·25, Schottisches Nr. 1 fl. 2·25 — 2·40, Stabeisen grobes fl. 4·88 — 6 fl.

Preußisch-Schlesien: Holzkohlenroheisen fl. 2 — 2·08, Coaksroheisen fl. 1·78 — 1·80, Stabeisen gewalztes fl. 4·13 — 5 fl., geschmiedetes fl. 5·25 — 5·75.

Blei-Preise.

Köln: Raffinirtes Weichblei fl. 9·75 — 10, Hartblei fl. 9·38 — 9·63.
Berlin: Sächsisches fl. 9·75 — 9·88, Tarnowitzer fl. 10·13. — 10·25.

Klagenfurter Getreidedurchschnittspreise im Jänner der Jahre

	1849, fl. kr.	1860,	1861,	1862,	1863,	1864,	1865,	1866,	1867,	1868. v. 1.—16.
Weizen	4·23	5·71	6·12	6·61	5·15	4·36	3·37	3·63	5·96	6·50
Roggen	3·80	3·50	4·65	5·49	3·92	2·78	2·51	2·95	4·40	4·34
Gerste	2.92	3·74	3·86	4.26	3·81	3 60	2·15	2·11	3·80	3·75
Hafer	1·58	2·24	2·28	2·36	2 26	1·81	1 34	1·27	1·83	1·90
Mais	2·47	3·90	3·50	4·96	3·38	2·56	2·38	2·26	3·41	3·13
Silberagio	3·68	23·75	48 62	38·75	12·87	19·75	14 28	4·70	30·18	18·25

Inhalt des Jännerheftes.

Druck von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Zeitschrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung.

Herausgegeben vom

Geschichtsvereine und Landesmuseum in Kärnten.

Redacteur Dr. Ludwig Jßleib.

№ 2. Achtundfünfzigster Jahrgang. 1868.

Eine sonderbare Geschichte.

Mein Großvater, der verstorbene General v. K., hatte im Schatzkästlein seiner reichen, interessanten Erfahrungen ein eigenes Fach, worin er ganz Apartes aufbewahrte, das er nur selten hervorholte, ganz im Gegensatze zu der Freigebigkeit, mit der er sonst seine Anekdoten, seine ernsten und heiteren Soldatenerlebnisse, spendete. Dieses ganz Aparte waren — — Geistergeschichten! Lache nicht, lieber Leser, — ich weiß, was Du sagen willst, ich weiß, was alle Welt darüber sagt, die „ganz Gescheidten" an der Tète; das nützt aber Alles nichts, mit einfacher Negirung disputirt man keine Katze vom Dache, und wenn man selbst etwas nicht gesehen hat oder sieht, so ist es kein Beweis, daß es ein Anderer nicht sehen kann.

Ich erinnere mich genau, daß der alte Herr diese Histörchen nur seinen Auserwählten bei seltenen Gelegenheiten zum Besten gab; es waren dies Männer von Geist, von Verstand und Urtheilskraft — — und ebenso genau erinnere ich mich, daß keiner von ihnen eine Definition, eine stichhältige Widerlegung auf die Thatsachen fand, die er vorbrachte. Es figurirten darin keine Gespenster mit „weißem Leilach", keine klappernden Gerippe mit obligatem Spectakel u. dgl.; im Gegentheile, es ging Alles sehr einfach und — unbegreiflich — zu und das eben mochte den Reiz dieser Geschichten bilden. Eine derselben will ich wieder erzählen und glaube, sie soll den Leser anregen.

Zu bemerken ist vorher noch, daß mein Großvater ein sehr verständiger, nüchterner, erprobter Soldat und weit entfernt von aller philosophischen oder sentimentalen Anschauungsweise war.

Es war im Anfange dieses Jahrhunderts nach Beendigung einer der zahlreichen Campagnen, als mein Großvater, damals Oberstwachmeister beim Kürassierregimente König von Sachsen, Wintercantonnements in Oedenburg und Concurrenz bezog. Der Stab war in der Stadt, die Escadronen aber weit herum dislocirt, so, daß ein völliges System von Ordonnanzen organisirt werden mußte, um den Unterabtheilungen die Befehle und sonstigen Mittheilungen rechtzeitig zukommen zu lassen. Es verfloß einige Zeit und man hatte alle Ursache, mit der Verläßlichkeit der Ordonnanzen zufrieden zu sein, was freilich bei den alten gedienten Soldaten, aus denen die Truppe durchwegs bestand, zu erwarten war.

Zu einem großen Feiertage wurde reglementsgemäß eine Kirchenparade angeordnet und die nöthigen Aviso von der Adjutantur mittelst Ordonnanzen rechtzeitig abgesendet. Der Feiertag brach an, die Escadronen ritten pünktlich auf — bis auf eine, welche sich verspätet zu haben schien. Mein Großvater, der Accuratesse im Dienste für so nothwendig hielt, als Luft zum Leben, runzelte die Stirne und kundige Wetterpropheten konnten für den säumigen Rittmeister eine Naturseltenheit vorhersagen, ein siediges Donnerwetter mitten im strengsten Winter. Man wartete eine Viertelstunde, eine halbe Stunde, die Escadron kam nicht — und man begann die Parade. Nach Schluß derselben lud mein Großvater die „Herren“ zu einem Besuche beim Commandanten der Abtheilung ein, die so herrlich durch ihre Abwesenheit geglänzt hatte, und meinte, der kleine Ritt würde bei so reiner Luft nur Appetit machen und Rittmeister St.... würde die Cameraden schon gastfreundlich empfangen. Dann ging es im scharfen Trab an den „kleinen Ritt“ in die fast $1^{1}/_{2}$ Meilen entfernte Station, wobei zu erwähnen ist, daß selbe am Ausgange eines langen Waldes lag, der sich zwischen sie und dem Stabsorte schob.

Das Donnerwetter blieb aber diesmal aus, denn der höchlich erstaunte Officier versicherte, keinen Schatten einer Ordonnanz gesehen zu haben, folglich auch von dem Befehle nichts zu wissen, eine Aussage, welche der betreffenden Ordonnanz äußerst unangenehme D nge in Aussicht stellte, besonders wenn solche etwas kitzlich war. Nach einigem Verweilen kehrte man zurück und fahndete auf den Kürassier, der sich so schrecklich vergangen. Aber mein Großvater hatte diesmal Pech, er konnte seine

Donnerkeile absolut nicht an Mann bringen. Der Gemeine N. war trotz aller Recherchen nicht zu finden; es stellte sich heraus, daß er, seitdem er mit dem Dienstzettel abritt, nicht zurückgekehrt und keine Spur von ihm aufzufinden sei. Es vergingen einige Tage, und als der Mann immer noch nicht zum Vorschein kam, wurde er der Vorschrift gemäß als Deserteur in Abgang gebracht.

Somit wären wir eigentlich am Schlusse einer Geschichte, die nichts Besonderes bot. Aber jetzt fängt das „Unheimliche" darin an.

Einige Zeit nach dem erwähnten Vorfalle wurde wieder eine Ordonnanz mit einem dringenden Befehle an dieselbe Escadron abgefertigt, welche Abends fortritt und sogleich mit einer Antwort zurückkehren sollte. Nach 2—3 Stunden konnte sie zurück sein. Wer aber nicht zurückkam, war die Ordonnanz. Der Dringlichkeit des Gegenstandes halber wurde sogleich eine zweite nachgesendet, welche bei ihrer Rückkehr meldete: es sei die erste Ordonnanz dort gar nicht erschienen, der Rittmeister aber, in Anbetracht dieses in kurzer Zeit wiederholten Falles, habe sich kurz resolvirt und sei selbst mit einer Abtheilung auf Streife geritten, weil zu vermuthen stand, daß wieder eine Desertion vorliege, und es doch möglich wäre, den „Kerl" zu attrapiren. Vom Stabsorte wurden ebenfalls sogleich einige Patrouillen zu selbem Zwecke ausgesendet.

Es war eine helle Mondnacht und der Weg, den die Patrouille vom Stabsorte gegen die Escadronsstation einschlug, zog sich wie ein silbernes Band durch den einsamen Wald. Eine dichte Schneelage bedeckte den hart gefrornen Boden und gar bald entdeckte man die Pferdespuren. Dieselben verfolgend, gelangte die Reiterabtheilung immer tiefer in den öden Forst, als sich zeigte, daß die Spur vom Wege ab, ins Innere desselben ging. Wohin ein Pferd konnte, vermochten es auch andere, und so gelangte die Patrouille, stets den deutlich sichtbaren Hufspuren folgend, nach etwa halbstündigem Marsche plötzlich auf eine Lichtung, die vielleicht seit Menschengedenken Niemand betreten hatte, so verlassen und öde sah sie aus. Helles Gewieher begrüßte den kleinen Trupp und — die Zügel am Boden schleifend, kam ein vollständig gesatteltes Cavalerie-pferd in kurzem Galopp heran Es war unzweifelhaft das Pferd des Gesuchten; aber wo war der Reiter? Siehe — dort nahe der umgestürzten Eiche lag etwas wie ein Körper, halb im dichten Schnee vergraben. „Wir haben ihn", fluchte der Corporal und die Sporen einsetzend flog er über die Lichtung zu dem Baumstamme, die Mannschaft nach. Doch was ist das? Ein mehrstimmiger Schrei erschallt, die Pferde bäumen sich schnaubend empor — — mit gesträubten Haaren, mit

schreckenbleichen Gesichtern starren die Soldaten auf den Boden. Da lag der Kürassier, besinnungslos, halberstarrt und dicht neben ihm — war's ein Traum? — ragte aus der Schneedecke ein Helm, eine fleischlose Hand, krampfhaft den blanken Pallasch umklammernd. Ein Kreuz schlagend, sprang sich ermannend der Unterofficier ab, zögernd folgte die Mannschaft. Einige ergriffen den starren Körper der Ordonnanz, versuchend, ihn durch Frottiren u. dgl. zu beleben, während Andere sich bemühten, die Schneedecke von dem Gerippe wegzuräumen. Bald war die unheimliche Arbeit gethan, es zeigten sich die Knochenüberreste eines Mannes, an welchem nur die starken Leder- und Metallbestandtheile der Uniform erkenntlich waren. Der Pallasch in der Faust, die abgeschossene Pistole an der Seite — so grinste das Gerippe die erschrockenen Cameraden an. Es war zweifelsohne die erste Ordonnanz, die hier ermordet wurde oder sonst verunglückte; doch wie gelangte die andere hierher? Indeß Räthselauflösen war nicht die Aufgabe und vielleicht auch nicht die starke Seite des alten Unterofficiers, der, nach einigem Besinnen und auf die Wahrnehmung, daß der Erstarrte noch Spuren vom Leben zeige, rasch eine Tragbahre aus Aesten bilden und den Soldaten darauf legen ließ. Vier Mann hoben dieselbe auf die Schultern, die Uebrigen mit den ledigen Pferden folgten. So gelangte der Zug gegen Morgen in die Stabsstation und seine Meldung allarmirte, wie begreiflich, Alles daselbst. Vorerst wurde der noch immer besinnungslose Soldat ins Spital gebracht, dann eine starke Abtheilung, mit dem Nöthigen versehen, unter Führung eines Officiers in den Wald gesendet. Die Nachforschungen warfen einiges Licht in die Sache. Man fand das Gerippe des Pferdes und daneben die Cadaver von zwei Wölfen größter Art — es blieb kein Zweifel mehr, Roß und Reiter wurden eine Beute dieser Bestien. Doch immer wieder stellte man die Frage: wie kam die zweite Ordonnanz, die dem Verunglückten ganz fremd war, nach Verfluß einiger Wochen und unter so besonderen Umständen an den Ort, den aufzufinden ohne vollste Kenntniß des Waldes selbst bei Tage eine Unmöglichkeit schien.

Die Gelehrten des Stabes durften sich noch einige Zeit die Köpfe zerbrechen, denn der Mann war in ein hitziges Fieber verfallen und erst nach geraumer Zeit konnte eine Vernehmung stattfinden. Was der Soldat — ein „fester Böhm", an dem erregbare Phantasie nicht die stärkste Seite war, aussagte, ist ein Protokoll, ein amtliches Schriftstück, das vielleicht noch in den Auditoriats-Fascikeln des Regimentes vorfindlich ist. „Ich ritt" — gab der Mann an — „Abends aus der Stabsstation mit einem Dienstschreiben ab und schlug sogleich den durch den Wald führenden

Weg nach B. ein. Etwa eine halbe Stunde mochte verflossen sein, als ich am Wege eine kleine Schenke erblickte. Es war bitter kalt und ich beschloß ein Glas Branntwein zu trinken. In der Schenke schlief schon Alles, ich mußte an die Fensterläden pochen und erst auf wiederholtes Verlangen erhielt ich durch das geöffnete Fenster ein Gläschen Branntwein, das ich ohne abzusitzen trank, bezahlte und dann sogleich meinen Weg fortsetzte. Ich kam immer tiefer in den Wald, der Mond schien sehr hell und ich war durch den Branntwein in aufgeweckter Stimmung, jedoch keineswegs aufgeregt oder betrunken. Plötzlich schien es mir, als ertönten hinter mir Hufschläge. Mich umwendend, erblickte ich ungefähr fünfzig Schritte einen Soldaten meines Regiments. Ich erkannte im hellen Mondlichte deutlich die Uniform, den Helm, das Sattelzeug. Mein erster Gedanke war, es sei dies eine mir nachgesendete Ordonnanz, ich hielt deshalb und rief den Kürassier an. Doch dieser parirte ebenfalls und antwortete nicht. Verwundert ritt ich weiter, um nach einer kurzen Weile dasselbe zu versuchen. Diesmal winkte mir der Nachfolger zu, ich solle vorwärts reiten. Da ich mir dachte, er müsse vielleicht Befehl haben, so zu handeln, beschloß ich weiter keine Notiz von ihm zu nehmen und nahm ein scharfes Tempo, um baldmöglichst meinen Bestimmungsort zu erreichen. Eines fiel mir auf — die Unruhe meines Pferdes, das ich nur mit Mühe in gleicher Gangart erhielt. Mit einem Male schoß mein Camerad in vollem Galopp an mir vorüber, wobei ich mich vergebens bemühte, sein Gesicht zu erkennen, das erdfahl und sehr verfallen schien, sowie die Armatur ganz vernachlässigt war. Ungefähr zwanzig Schritte vor mir hielt er an, winkte mir mit erhobenem Arme, setzte über den schmalen Straßengraben und ritt gerade in den Wald hinein. Eine unnennbare Angst erfaßte mich in diesem Augenblicke und meinem Pferde die Sporen einsetzend wollte ich davon jagen. Doch das Thier, statt auf dem Wege zu bleiben, setzte genau an der Stelle, wo es der Andere gethan, über den Straßengraben und folgte dem unheimlichen Vorreiter über Stock und Stein. Vergeblich war meine Anstrengung, es zu bändigen. Ich mußte mich darauf beschränken, meinen Kopf vor niederen Aesten zu wahren, die ihn zerschmettert hätten. Endlich öffnete sich die Lichtung, wo man mich gefunden, und nach einigen Sätzen stand mein Pferd, am ganzen Leibe zitternd, still. — Von dem „Andern“ war nichts mehr zu sehen, — — fluchend über diesen unbegreiflichen Zwischenfall, wollte ich wenden, als mein Blick auf etwas Glänzendes fiel, das aus dem Schnee hervorragte. Ich sprang ab und ging darauf zu, es war ein Pallasch, den eine Menschenhand hielt, — dann erkannte ich

einen grinsenden Todtenschädel, mit dem kaiserlichen Helm bedeckt, und vom tiefsten Entsetzen befangen, stürzte ich ohnmächtig zusammen. Was nachher geschah, weiß ich nicht, und kann diese Angabe beschwören, sowie, daß ich nicht im Geringsten trunken war, oder Furcht hatte, als ich von der Schenke fortritt."

Da sich die Angabe des Mannes bestätigte, so versteht es sich von selbst, daß er straflos ausging. Eruirt wurde nur noch, daß die verunglückte Ordonnanz ebenfalls an der Schenke angehalten, dort aber sehr viel Branntwein genossen und im trunkenen Zustande fortgeritten war. Der Kürassier mochte so vom Wege abgekommen sein, sich im Walde verirrt haben und auf der Lichtung, nach kräftiger Vertheidigung, wie die todten Wölfe bezeugten, das Opfer der hungrigen Bestien geworden sein.

Für den Psychologen liegt aber in diesem Vorfalle eine Aufgabe, die zu lösen nicht leicht sein dürfte.

U. E.

Volkssagen aus Kärnten.

Aus der Umgebung von St. Veit.

Mitgetheilt von *F. Franzisci.*

Hartwig von Kreug.

Was hatte Hartwig für eine wunderschöne Frau, sie war so zart, daß man den Wein, wenn sie trank, durch ihren Schwanenhals hinabfließen sah. Die Ritter liebte sie über alle Maßen und wenn sie Jemanden freundlich anblickte, stieg schon die Eifersucht in seiner Seele auf; aber ihr Herz war rein, wie der frisch gefallene Schnee, sie lebte nur für Hartwig und wies den schlauen Vogt des Schlosses, der von ihrer Schönheit geblendet, sich ihr zu nähern suchte, mit verächtlicher Miene und ernsten Worten zurück. Darüber grollte er ihr im Herzen und schwor für die schnöde Zurückweisung sich an ihr zu rächen. Er wußte sich in's Vertrauen Hartwigs einzuschleichen und wie er festen Boden unter sich spürte, suchte er die tugendsame Frau in den Augen Hartwig's verdächtig zu machen; dieser glaubte der glatten Verleumderzunge und ließ seine Frau, ohne sie weiter anzuhören, in den mit einem Graben umgebenen Burgfried werfen. Der vor Rache glühende Vogt reichte ihr nur Wasser und Brod; — so schmachtete die Arme Tage und Wochen im dunklen Verließe ohne Hoffnung auf Erlösung.

Dem alten treuen Schloßförster, der im Häuschen neben dem Thurm wohnte, ging ihr Schicksal derart zu Herzen, daß er den Muth faßte, dem Ritter über seine Grausamkeit und sein Unrecht Vorstellungen zu machen, dieser sah ihn mit zornfunkelnden Augen an und wies ihm die Thüre; aber der gute Alte hatte sich's einmal vorgenommen, koste es was es wolle, den Vogt zu entlarven und ließ sich nicht so leicht abweisen; da zog Hartwig sein Schwert und stieß es in blinder Wuth dem Förster durch die Brust, daß er röchelnd zu Boden stürzte.

Nach dieser Blutthat konnte es Hartwig im Schloße nicht länger mehr aushalten — er machte sich auf und schloß sich den Kreuzrittern, die ins heilige Land zogen, an.

Obschon er den Tod suchte und immer im vordersten Treffen stand, blieb er doch unversehrt und kehrte endlich wieder betrübten Sinnes in die Heimat zurück.

Auf dem Heimwege, noch bevor er Kärntens Grenze erreichte, wurde ihm durch einen Traum bedeutet, daß seine Frau unschuldig sei, und er möge eilen, wenn er sie noch am Leben treffen wolle. — Er eilte nun, was er konnte — und wie er nach Kreug auf die Thurmwiese kam, da sah er aus dem Burgfried eine weiße Taube auffliegen; ein Zeichen, daß seine Frau schuldlos — soeben verschieden sei.

Seines Bleibens war hier nicht länger, nur eine Pflicht hatte er noch zu erfüllen — den Vogt ließ er ergreifen und enthaupten — und nachdem er am Grabe seiner treuen Gattin sich ausgeweint, — zog er wieder als Büßer in's heilige Land, aus dem er nicht wiederkehrte.

Der Kopf des guten alten Försters aber wollte nicht im Grabe bleiben; — so oft man ihn auch eingrub — immer kam er wieder zurück in's Schloßhäuschen, wo er mit seinen hohlen Augen vom Wandschranke herabschaute.

Die Leute gewöhnten sich mit der Zeit daran und ließen ihn stehen und wuschen ihn zu heiligen Zeiten mit Weihwasser ab.

Die Eichkätzchen im Moraunberge.

Vor vielen Jahren lebte in der Nähe von St. Veit ein Mann, der nichts glaubte und sich vor keinen Teufel fürchtete; sein Lieblingsvergnügen war die Jagd und selbst an den höchsten Festtagen strich er, während die Glocken zur Kirche luden, durch den Wald. Als er einmal, es war gerade wieder an einem Feiertage, — mit seiner Büchse im Moraunberge auf der Pürsch war, da sah er ein Eichkätzchen, das sich lustig auf einem Fichtenaste wiegte — schnell war der Hahn gespannt;

aber wie er abdrücken wollte, war das Eichkätzchen vor seinen Augen verschwunden und blickte ihn bald darnach wieder vom nächsten Baume mit klugen Augen fast höhnisch an. „Wart' ich will dir den Pelz versengen", rief er und brannte los — aber das Eichkätzchen hüpfte unversehrt weiter von Ast zu Ast ohne Rast, ohne Ruh', und wie es der durch den Fehlschuß aufgebrachte Jäger verfolgte und immer tiefer in's Dickicht gerieth, — siehe da, kamen plötzlich ganze Rudel von Eichkätzchen zum Vorscheine, im Geäst und Gezweig ringsum war Alles lebendig; er wußte nicht, wo er hinzielen sollte; aber wie er bemerkte, daß diese regsamen Thierchen in allen Farben schillerten, — da stieg ihm ein Grausen auf und so wenig er sich sonst vor dem Teufel fürchtete, lief er doch, was er laufen konnte, über Stock und Stein, bis er den Rand des Waldes erreichte. Die Leute sagen, er habe von dieser Zeit an das Pürschen aufgegeben, und an der Stelle, wo ihm dies passirt, ein Kreuz aufrichten lassen.

Die Schatzgräber.

Im Moraunberge bei St. Veit sollen bedeutende Schätze vergraben sein; aber sie zu erheben ist noch Niemanden gelungen, obschon schon Viele ihr Glück versuchten.

In einer offenen Stunde begaben sich einmal drei couragirte Männer mit Spaten und Schaufel in den Wald und fingen nach der Losung frisch und rüstig zu graben an; endlich kamen sie auf eine große eiserne Kiste, und wie sie den Schutt weggeräumt hatten und den Schatz erheben wollten, starrte sie ein schwarzer Hund mit feurigen Augen an. Da sollen sie derart erschrocken sein, daß sie Spaten und Schaufel zurückließen und eiligst reißaus nahmen. In der Ferne noch haben sie seufzen und weinen gehört und wie der Schatz mit großem Geräusch in die Tiefe sank. — Auch erzählt man, daß Jemand in St. Veit in Kriegszeiten sein Geld und seine Prätiosen im Keller vergraben habe, er vergaß nicht einige geweihte Sachen darauf zu legen. Als die Kriegsgefahr vorüber war, habe er sein Geld wieder erheben wollen, er suchte und suchte, aber das Gold war verschwunden; da ließ er den ganzen Keller aufwühlen — endlich in der äußersten Ecke desselben fand er den vergrabenen Schatz. — Man sagt: „Die Erde zieht", und das Vergrabene rückt immer weiter.

Sibyllinische Blätter.

Ein Sonettenkranz von Friedrich Marx.

1.

Wohin, wohin bei Sturm und Wogenbrand,
Der Menschheit Völkerarche, willst Du schiffen, —
Vorbei an Untief', Wirbeln und an Riffen
Schon manch' Jahrtausend zum verheiß'nen Land?
Ob nun erkrach' der Borde Eichenwand
Bei Blitz, vom Sturmgevögel schrill umpfiffen,
Ob sich am Eisberg auch Dein Bug geschliffen,
Doch lenkt Dich sicher Deines Steuerers Hand!
Mag Bosheit sich und Kleinmuth auch empören,
Dein hoher Führer weiß um seine Sendung,
Und läßt sich nicht durch Rohr und Beil bethören;
Im Morgenroth wirst Du Columbia schauen,
Entrollen dort das Banner der Vollendung,
Und Deinem Genius Altäre bauen!

2.

Volksgötter seid, Volksgeister, ihr geworden,
Weil „wie der Mensch auch seine Götter sind —"
Vom ersten Gottesahnen, das als Kind
Die Menschheit träumte an des Ganges Borden,
Bis dem Naturdienst sich Egyptens Orden
Geweiht, der Inder kränzt sein heil'ges Rind,
Da Kampf und Ruhm Walhallas Götter sind,
Thors Hammer blitzt durch den umwölkten Norden.
In Molochs glüh'nden Arm legt der Karthager,
Der tückische, sein Kind, in Hellas' Hallen
Hat Schönheit, Muth und Weisheit sich verbunden;
Ein Pandämonium ist des Römers Lager,
Bis uns der Isis letzte Schleier fallen, —
Der Mensch in seinen Göttern sich gefunden!

3.

Entsagung, Opfermuth war Euer Glaube,
O Christen, als bei Nero's Bachanale
In Pech getaucht ihr branntet als Fanale,
Da sandt' der Himmel seines Geistes Taube!
Doch, als der Bischof mit der Eisenhaube
Sein Haupt bedeckt, mit kriegerischem Stahle
Die Lenden gürtend, ward des Bannes Strahle
Weltfreiheit wieder Dir, o Rom, zum Raube!
Wenn Segen ihr der Könige Feuerschlünden
Versagt, der Armuth öffnet Eure Scheuern,
Und Christum nicht verkauft um fette Pfründen;
Wenn predigt, wer in Gottes Geist erglommen,
Dann wird Urchristenthum sich auch erneuern,
Dann wird das Reich der Liebe endlich kommen!

4.

Soll ich mir menschlich Gottes Bild gestalten,
So sei's, vom ew'gen Jugendglanz umflossen,
Die Welt durchjagend auf Kometenrossen,
Und nicht im Bilde des weißbärt'gen Alten
Im starken Jünglingsarm seh' ich ihn halten
Die holde Erde, purpurübergossen,
Die blumengleich sich seiner Huld erschlossen,
Vor seines Anhauch's magischen Gewalten.
Nicht altern sollst Du Erde und vermodern,
Es kommt der Tag, wo Er zur schönsten Feier,
Von Deinen Lippen wird den Brautkuß fordern;
Dann schlägst Du minniglich den Sternenschleier
Zurück, in seinem Kuße zu verlodern,
Im Weltenbrand vermählend Dich dem Freier!

5.

Zum Wiegenangebind' war Dir die Palme,
O Mensch, und friedlich sah'st Du Herden wogen,
Dann lieh Diana Dir den Silberbogen,
Dann gab Dir Ceres ihre gold'nen Halme!
Der Fischer kam nach Barsch' und Hecht und Salme
Dem Lauf' der großen Ströme nachgezogen,
Bis über's Meer des Handels Segel flogen,
Das Eisen schmolz bei hoher Schlöte Qualme.
Zum Eis des Pols gedrängt sind Fischer, Jäger,
Gleich Steppenwinden schweifen die Nomaden,
Geschichtelos auf ödem Wanderzuge;
Gesetz und Heimat danken wir dem Pfluge,
Doch Völkerlieb', die göttlichste der Gnaden,
Dem Handel nur, der Zukunft Bannerträger!

6.

Gilt es den Kampf um Weideplatz und Herde,
Um Freiheit, oder der Gesittung Saaten,
Gilt es den Schutz der frommen Hauspenaten,
Wohlan, so ruft: „Gott will's und steigt zu Pferde!
Doch muß, daß seinem Wahn Erfüllung werde,
Cäsarenstolz durch Ströme Blutes waten,
So stellt euch nicht, als ob von Gott berathen,
Und schweigt vom Recht, ihr Mächtigen der Erde!
Nein werther sei die Rothhaut mit dem Skalpe
Uns noch, des Feuerlands Anthropophage,
Als des Erob'rers glorreiche Schwadronen;
Einst Menschheit, bist Du auch erlöst vom Alpe
Des Kriegs, wenn vor der Völker Areopage
Zur Glocke schmolz die letzte der Kanonen!

7.

War einst **Natur** dem Indier jene Schlange,
Die sich um Wischnu's Weltenschild geschlungen,
Wir haben sie durch unsern Kuß bezwungen,
Daß sie als Buhle uns im Arme prange.
Der Elemente Geister, die im Drange
Der Schöpfung einst „es werde Licht gesungen,
Sie haben unserm Wort sich losgerungen,
Daß neues Licht die Welt durch sie empfange!
Mögt ihr nun auch das Weltmeer überbrücken —
Allgegenwart habt ihr ja schon gewonnen,
Muß eurem Dampfroß sich der Altai bücken,
Und würd' zum Paradies durch eure Bronnen
Sahara selbst, — frohlockt erst, wenn beglücken
Den letzten Buschmann eure Geistersonnen!

8.

„Im Schweiß des Angesichts sollst Du Dir schaffen
Das Brod!“ So hieß es einst an Edens Thoren,
Wir aber sagen, laßt, das uns verloren,
Durch **Arbeit** uns das Paradies erraffen!
Sei Ruder, Pflug, der Pinsel nun zu Waffen,
Der Hammer, oder Meißel nun erkoren,
Es feire Niemand, — aus der Städte Thoren
Auspeitsch' Verachtung uns die müß'gen Laffen!
Dann braucht ihr vor des Hungers toller Meute
Nicht mehr zu bergen eure Kronjuwelen,
Denn Niemand schielt nach eurem Kram, dem bunten;
Es strahlt das Paradies, der Armen Beute,
Aus hellen Augen, frohen Menschenseelen,
Und schweigend könnt ihr löschen eure Lunten!

9.

Und wenn erflogen einst die höchsten Ziele,
Der Weisen Stein und Edens Thor gefunden,
Wenn der Natur ihr Herrscherstab entwunden,
In Kinderhänden prangt zu holdem Spiele;
Wenn jedes Meer des Wissens eure Kiele
Durchfurcht, — soll in der raschen Fluth der Stunden
Sich nur das Ewig-Bleibende bekunden,
Als ob kein Sternlein wo vom Himmel fiele?
Daß immerdar nur Staub zu Staube werde,
Soll nie uns der Vollendung Tempel strahlen?
Soll nie Erlösung uns vom Staube kommen?
Mir aber däucht, einst wird der Geist der Erde
Mit seinem Siegeskranz und Wundenmalen
In's **Bürgerthum der Welten** aufgenommen!

Familienleben des Volkes der Lüfte.

Das Familienleben der Vögel trägt im Ganzen einen solchen Charakter, daß es füglich mit der Ehe des Menschen verglichen und gewiß in solchem Sinne gewürdigt zu werden verdient, um so mehr, als wir jener Lebensweise in keiner andern Thierclasse in gleichem Maße begegnen. Längst hat die aufmerksame Forschung nachgewiesen, daß nur die Vögel in Einehe (Monogamie) leben, also wirkliche Ehen schließen. Man hat dies früher auch von den Säugethieren zu behaupten versucht; doch hat der klare, beobachtende Blick jene Annahme als nichtig dargelegt. Nur die Vögel leben in einer Gemeinschaft, welche dem Wesen der menschlichen Ehe entspricht. Es ist sehr wahrscheinlich, daß alljährlich ein- und dasselbe Paar sich wiederfindet. Fast untrügliche Beobachtungen an Schwalben, Störchen, Raub- und Singvögeln haben dargethan, daß bei ihnen vollkommene Einehe herrscht und daß, wenn keine außerordentlich störenden Verhältnisse die Gatten trennen, diese sich alljährlich nicht allein wieder zusammengesellen, sondern auch ihre alten Brutörter aufsuchen. Auch das inbrünstige, zärtliche Gebahren der Paare während des Nistens, die Dienste, welche sie sich gegenseitig leisten durch Zutragen der Nahrung, die Freude und Wonne, welche sich bei vielen durch Geberde, Laut und Gesang in dieser Zeit so herrlich verkündet, endlich das lange Verweilen vieler Eltern bei ihren Jungen bis in den Herbst hinein, was also das getreue Bild eines Familienlebens widerspiegelt: dies Alles deutet auf ein Verhältniß unter den Vögeln, dem es grausam wäre, den schönen Namen der Ehe vorzuenthalten.

Wie der Mensch, wirbt und minnt der Vogel um die Erkorene. In der Wonnezeit der Liebe ist er ein ganz anderes Thier als sonst. Alle seine Bewegungen, sein ganzes Wesen ist wie umgewandelt, er tritt sozusagen aus sich heraus. Viele stoßen Töne aus, welche sie zu keiner andern Zeit hören lassen, ja manche fast das ganze Jahr über stumm, werden unter der Macht der Liebe beredt; andere wieder geben ihre Erregung durch anmuthige Bewegungen, durch Spielen auf der Erde, auf den Bäumen und in den Lüften kund, kurz: der Vogel ist in der Minnezeit das aufgeräumteste, beweglichste, vielfach anmuthigste Thier. Aber den Besitz der Gattin, den ungestörten Genuß im Eheleben muß er sich oft durch harte Kämpfe erringen. Freilich sind die Waffen des Volks der Lüfte sehr verschieden.

Die leichte, fröhliche Schaar der Sänger bezaubert in ihrer Liebe sich und uns mit dem Gold und den Perlen ihrer Himmelsgabe, und

der Weltgesang hebt an in Flur und Wald und am Himmel Die Königin des Gesanges in der Natur, die Nachtigall, kämpft fast keinen andern Minnekampf, als den mittelst ihrer Lieder, in welchen sich die Männchen oft zauberisch überbieten. Die streitsüchtigen Kampfhähne oder Kampfstrandläufer brechen komisch ihre Lanzen in den Sumpfwiesen, und selbst die sonst sanfte Wachtel erhebt erbitterten Krieg mit den Nebenbuhlern im friedlichen Reiche der Saat. Aber besonders heftig und manchmal mit tödtlichem Erfolg fechten die Adler und Falken hitzigen Streit in der Höhe aus, wirbeln, sich gegenseitig packend, zur Erde herab, lassen dann plötzlich ab und erneuern den Kampf sofort wieder in der Luft. Zwei Baumfalken wurden beobachtet, die sich ungestüm bekämpften und von denen der eine, durch einen Fangschlag seines Gegners tödtlich in die Seite getroffen, aus der Luft zur Erde fiel . . . Das Weibchen kreiste ab und zu über dem Tummelplatze und schien seine Freude am Kampfe zu haben, gesellte sich sofort nach dessen Beendigung zu dem Sieger, der die Erkämpfte mit hellen Rufen begrüßte. Aehnlich packen sich die eifersüchtigen Mauersegler in den Lüften. Diesen blutigen Kämpfen stehen in anmuthiger Weise die zierlichen Bewegungen der minnenden Taube gegenüber; namentlich entwickelt das Turteltäubchen großen Liebreiz, indem es in der Nähe des Weibchens sich mit klappendem Flügelschlag erhebt, eine Zeitlang in zitternd langsamen Fluge schwebend, dann mit hoch über dem Rücken gefalteten Flügeln geradeaus strebt, sich hierauf plötzlich wieder senkrecht in die Höhe schwingt und mit einer sanften Bewegung schief herabsinkt, um bald darauf dieses Lustspiel zu wiederholen.

Auch den Girlitz und den Buchenzeisig faßt die Liebe mächtig, indem sie beiden nicht allein ihren inbrünstig balzartigen Gesang entlockt, sondern auch sich in ihrem eigenthümlichen Fluge bethätigt, bei dem ersteren durch fledermausartiges Hin- und Herschwanken in der Luft von Baumspitze zu Baumspitze, bei dem andern durch sanft sich senkendes Flattern unter den Gewölben unserer Buchenwälder. Sehr anmuthig sind die Brautwerbungen unserer Bachstelzen, der Blaukehlchen, Lerchen und vieler anderen kleinen Vögel auf der Erde oder auf unseren Dächern. In allerliebsten Bücklingen und Schwanzfächer-Touren folgen z. B. die Bachstelzen ihren Auserkorenen.

Unterhaltend sind die zierlichen Tänze, welche der Jungfernkranich oder die numidische Jungfer, sowie der Pfauenkranich, wenn auch sonst bei freudiger Erregtheit, doch ganz besonders und häufig in der Minnezeit vor der Erwählten ausführen. Der Staar offenbart

in seinem balzähnlichen Hochzeitsliede, sowie in dem es begleitenden Gebahren viel Erregtheit, die sogar öfter in einen wahren Wirbeltanz oder Taumel epileptischer Natur übergeht. Der häufige Nachtruf der Eulen zur Frühlingszeit ist bekannt, weniger der wahrhaft teuflische der Rohrdommel in den Sümpfen. Der merkwürdige, abenteuerlich klingende Kampf- und Flugreigen unsers Uhu, der mit zur Sage vom „Wilden Jäger" und der „Wilden Jagd" Veranlassung gegeben, entspringt nur dem mächtigen Liebesgefühle, das auch diesen Tagesscheuen in den einsamsten Winkel seines Wälderdickichts überkommt und beherrscht.

Aber auch ohne Nebenbuhlerschaft der Männchen will das Weibchen selbst in vielen Fällen erjagt sein. Lerchen, Ammern, viele Sänger und andere Vögel jagen oft Stunden lang sich paarweise nach. Unser Haussperling benimmt sich bei diesen Touren oft sehr niederträchtig, ja grausam. Häufig verfolgen mehrere lärmende Männchen eine Spröde und zerren und beißen in ihrer tölpelhaften Natur dieselbe herum, so daß sie sich oft wehren muß, was sie auch meist höchst muthig und tapfer thut. Selbst in der Liebe ist der „Spatz" einer bessern, zärtlichen Neigung nicht fähig: er ist gemein, frech und liederlich.

Dem Minnen und Werben folgt die Ehe, folgen die Flitterwochen. Da macht sich das junge Pärchen denn nun vor allen Dingen an die Erkürung eines Nistplatzes. Von den beiden Gatten scheint meist das Weibchen dabei den Ausschlag zu geben. Zwar helfen die Männchen vieler Arten im Anfang der Honigwochen eifrig solche Orte aufsuchen, locken oft zärtlich an ihnen geeignet scheinenden Stellen, ja fangen, wie der Schwarzkopf und andere Grasmücken, oder der Zaunkönig, singend an mehreren solchen Punkten den Nestbau an; bevor jedoch das Weibchen nicht selbst daran hilft, werden diese Anfänge alsbald vom Männchen verlassen. Bis das Erstere die rechte Stelle entdeckt und zur Begründung der häuslichen Niederlassung einen Anfang gemacht hat, dann erst beginnt der wirkliche Nestbau. Auch ist der weibliche Vogel entweder vorzugsweise oder ganz allein mit dem Kunstbaue beschäftigt. Viele Männchen begleiten nur die Gattin beim Aufsuchen des Baumaterials, ihr mit Gesang, Zärtlichkeit und Kurzweil das oft mühsame Geschäft erleichternd; andere Männchen betheiligen sich an dem Nestbaue nur bis zu einem gewissen Grade, wie z. B. unser Pirol, die Vollendung der sorglichen Begleiterin überlassend.

Das Heimwesen soll also begründet werden, aber wo? ist die Frage. Das junge Pärchen zögert nicht mit der Antwort und pflegt sich im Allgemeinen da häuslich niederzulassen, wo es Nahrung und seiner

Eigenthümlichkeit und Neigung zusagende Oertlichkeit vorfindet. Beides, Nahrung wie Sicherheit, Schutz und Behagen an einem Orte, sind meist die zusammenhängenden Triebfedern bei der Wahl des Nistplatzes. Manche Vögel sind hierbei sehr wählerisch, auch vermag sie die geringste Veränderung der Oertlichkeit zu stören und zu vertreiben; andere Arten finden sich in die verschiedensten Verhältnisse. Die Nachtigal ist z. B. ebenso empfindlich gegen Auslichtungen im Gehölze, als unser Haussperling ein unverwüstlicher Gewohnheitsbrüter an einmal gewählten Oertlichkeiten, unsere Hausschwalbe eine treue Anhängerin an das Plätzchen unter dem Dache zu sein pflegt. Möven und viele andere nordische Uferbrüter werden durch die ärgsten Nachstellungen nicht von ihren festen Brutplätzen verdrängt, während ein einziger Flintenschuß oft die mißtrauischen Raben und Elstern zur Wahl eines andern Nistplatzes bewegen kann. Manchen Einfluß übt bisweilen auch die mehr oder minder vorgerückte Vegetation, unter deren Schutz die meisten Vögel ihre Nester anlegen. Zwei oder mehrere Male brütende Arten wählen beim Nisten im Frühling oft ganz andere Verstecke, als in dem der Brut Laub und Schatten bietenden Sommer. Viele Arten sind mit ihrem festeren Aufenthalte auch hinsichtlich ihrer Wohnungen an bestimmt ausgeprägte Oertlichkeiten gebunden, wie die Sumpfvögel eben an stehende Gewässer, die Wasseramsel an den Wasserfall oder den rauschenden Gebirgsbach, die Steinschmätzer an Felsengerölle und Geklüfte; Feldlerchen und Feldhühner, Wachteln und Ammern mit unzähligen andern an das freie Feld; in gleich großer Zahl ihre verwandten Waldbrüder, wie Baumlerche und Waldhühner, an die Wälder und an die Haiden; die Wüstenlerche und der Schneeammer an die Wüsten und Steppen. Den Adler und die Geier treibt es, wie im Fluge, so auch beim Nisten zur Höhe, die Erdbewohner, wie die Höhleneule und den Papageitaucher, in die Erdhöhle, den Uhu und seine lichtscheuen Genossen in die Tiefe der Schluchten. So kommt es, daß sich die Wohnungen der Vögel fast überall vorfinden, von dem höchsten Baumwpfel bis zum niedern Gesträuche, in der bergenden Saat, im Grase, im Gestrüpp und auf kahler Erde, im Felde und im Walde, am hohen Thurme wie an niederer Hütte, auf den freien hochragenden Felsen und in engen, dumpfen Erd- oder Baumhöhlen. Hier, umwallt von lauer Luft und hellem Sonnenscheine, läßt sich der brütende Vogel im Nest auf schwankem Zweige oder in künstlicher Ampelwohnung frei in der Luft, ein Spiel der Winde, wiegen; dort, umspült und getragen von der Welle des

See's oder Sumpfes, des Flusses oder Baches, vertraut er seine Wohnung am Strande, in der Uferhohle und im Schilfe, hart an und über der Wasserfläche und oft auf derselben, dem launischen Schwanken an.

Das Material, welches der Vogel zum Baue seiner Wohnung verwendet, ist gar mannigfach. Den bei Weitem größten Theil nimmt er von Bestandtheilen aus der Pflanzen- und Thierwelt, den kleineren von Erde und ähnlichen Stoffen. Fast alle Theile des Baumes, Rinde, Bast, Holz, Reis, Blatt, Blüthen, Früchte u. s. w. verwendet der Vogel, um sich ein Heimwesen zu gründen. An den kleineren Gewächsen, von der Staude abwärts bis zum Grase, den Moosen, Flechten u. s. w., verbraucht er oft alle Theile. Wolle und Haare der Hausthiere wie des Wildes, seine eigenen Federn und Flaumen, wie die seiner Brüder, dienen ihm zur Auspolsterung, zu welcher er auch Flügel von Kerbthieren u. s. w. benutzt.

Die Erbauung der Wohnung erfolgt nach bestimmten Grundsätzen. Fast allgemein baut der Vogel sein Nest, indem er sich niedersetzt und, im Kreise sich drehend, mit Hilfe des Schnabels, der Flügel, der Füße und des Schwanzes das jeweilige Baumaterial ordnet und befestigt. Je nach der Beschaffenheit der Baustoffe und auch zuweilen der aufzuwendenden Kunst gemäß gebraucht er dabei eines, mehrere oder alle der genannten Gliedmaßen seines Körpers. Hiebei herrscht die Regel, daß das Thier irgend einen Theil seines Körpers als Stütz- und Mittelpunkt, einen andern, als den Schenkel, eines Zirkels benutzt, der einen mehr oder weniger genauen Kreisbogen um diesen Mittelpunkt beschreibt. Gewöhnlich sind es die Füße, welche den erstern Punkt innehalten, und vorzugsweise der Schnabel und Kopf, oder die Brust, welche hier den Baubestandtheilen und mit diesen dem ganzen Neste durch Glätten und Andrücken, dort durch Hacken und Meißeln der Erd- und Baumhöhle die Kreisform einprägen Bisweilen dreht sich der Baukünstler auch um seinen Kopf oder Schnabel als Mittelpunkt mit den Füßen. In beiden Fällen jedoch gibt ihm immer sein eigener Körper das Maß und die Richtschnur ab zur Fertigung seiner Wohnung. Unter seinen Gliedern braucht er vornehmlich den Schnabel beim Aufbau seines Kunstwerks. In der That hätte die Natur kein geschickteres Werkzeug zum Nesterbau bilden können. Nadel, Pfriemen und Pincette, Scheere, Zange, Stift, Meißel und Spitzhammer, die Kelle und das Falzbein, in Verbindung mit den Füßen selbst die Hechel und den Kamm finden wir in den Vogelschnäbeln nicht allein in fast allen Formen vertreten, sondern auch

mit aller Eigenartigkeit des Gebrauches beim Herrichten des Nestes in Thätigkeit.

Die Wohnungen selbst zeigen die größte Verschiedenheit in Bau und Anlage. Einige Vögel scharren nur Vertiefungen in den Boden, Andere drehen sich einige Male im Moose oder Grase herum und der Brutplatz ist bereitet. Wieder Andere hacken sich mit ihren starken Schnäbeln in den Lehm der Ufer und Raine, so wie in Bäume gar kunstvolle Gänge, ihre Nester darin werden jedoch ohne alle Kunst bereitet. Manche benutzen alte oder verlassene Nester anderer Vögel zu ihren Horsten. Bei den Gattungen der Enten, Gänse und Schwäne, vielen Möven etc. finden sich die ersten Anfänge zum eigentlichen Nesterbau, d. h. zu einer künstlichen, weichen Unterlage für die Eier. Hierbei werden Schnabel und Flügel beim Abrunden des Nestes zu Hilfe genommen und, wie bei den Flamingos, entweder bloße Schlammhaufen hergerichtet, oder zufällige und gescharrte Erdvertiefungen mit Schilf, Gras, Reisig und gewöhnlich der Rand, zuweilen auch die Tiefe des Nestes mit Flaumen der Nestbauenden ausgelegt, wie dies die so bekannten Eider- und Königsenten beim Bereiten ihrer kostbaren Nester thun. Von diesen rohen Anfängen stuft sich die Kunst beim Nestbau nun gar mannigfaltig bis zu einer Fertigkeit heran, die unsere Bewunderung verdient.

Die vorherrschende Form des Vogelnestes ist die kugelige, und hierunter am meisten vertreten erscheint die Gestalt der Halbkugel. Selbst Viertelkugeln kommen vor. Auch die elliptische und die reine Kugelform ist vertreten. Wahre Baukünstler befinden sich unter der Gruppe der Truppen- oder Haufenvögel, wie die Weckervögel, die Beutelstaare u. s. w., welche sich meist als webende oder Ampelnest-Verfertiger beurkunden. An diese reihen sich die den Gipfelpunkt in der Nestbaukunst erreichenden Schneidervögel.

Die Tageszeit, in welcher der Vogel vorzugsweise an die Herrichtung seines Nestes geht, ist der Morgen; doch gibt es wieder viele Arten, welche, die Stunde des Nahrungserwerbes und der Ruhe abgerechnet, fast den ganzen Tag über emsig mit dem Nestbau beschäftigt sind. Während unsere mit feuchter Erde oder faulendem Holze bauenden Schwalben, Amseln und Drosseln gewöhnlich nur einige Stunden des Vormittags zur Bildung ihres Nestes verwenden, um den Mörtel bis zur Fortsetzung des Baugeschäftes am Nachmittage oder andern Tage erst erhärten zu lassen, sieht man unsere Kreuzschnäbel, Finken, Meisen, Goldhähnchen, Laubvögel, den Zaunkönig u. a. häufig beinahe zu jeder Tagesstunde freudig diese Kunst betreiben.

Auch die Zeitdauer, innerhalb welcher ein Nestbau vollendet wird, ist sehr verschieden und steht im Allgemeinen mit dem verhältnißmäßigen Umfange der Wohnung, besonders aber mit der beim Herrichten aufzuwendenden Kunst und dem Umstande in inniger Verbindung, ob ganze Gesellschaften, beide Gatten oder nur das Weibchen eines Paares sich an der Bildung der Wohnung betheiligen. Vielen genügen bei ihrem kunstlosen Nestbau einige Tage, ja wenige Stunden, eben so vielen höchstens acht Tage, während unsere Schwanzmeise nicht selten drei Wochen zur Vollendung ihres schönen, kunstvollen Nestes bedarf und einige Webervögel noch während der Brut an ihren vollendeten Wohnungen fortwährend ausbessern.

In vielen Fällen bedienen sich die Vögel einer bindenden Materie beim Nestbau, namentlich bei einem Material von geringem Binde- und Anhaftungsvermögen. Es muß dabei ein solches Heftmittel vorhanden sein; denn wie sollte sonst ein so dichter und netter Filz, ein so dauerhaftes Geflecht seinen Zusammenhang erhalten, welche wir an den mit allen erdenklichen Pflanzenstoffen, mit thierischer Wolle, Haaren und Federn zusammengesetzten Nestern bewundern? Wie sollten die mit losen, trockenen Stoffen gefertigten, an Mauern, Wänden und Felsen hängenden, auf Bäumen und Sträuchern, Stauden und Stengeln stehenden Nester den Einflüssen des Windes und Regens, ja, die ersteren anlangend, nur dem Gesetze der Schwere widerstehen? Ein großer Theil dieser Erscheinung ist zwar erklärlich in dem Umstande, daß wir bei vielen hängenden Nestern ein natürliches Bindemittel für die Baustoffe unter sich selbst gewahren, wie dies die Spinngewebe, die Puppengehäuse und die mitunter Widerhäckchen und Stacheln führenden Samenknöpfchen der Schlingpflanzen oder die borstigen Stengel von Gräsern und Nesseln an manchen Nestern deutlich zeigen. Schwerer und unzureichend ist hingegen diese Erklärung in Bezug auf die Anheftung der Nester selbst an fremden Gegenständen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sich der Vogel hier in den meisten Fällen eines bindenden Kittes, eines feinen, dem bloßen Auge etwa durch schnelles Vertrocknen nicht sichtbaren Körpers zum Befestigen seiner Wohnung bedient. Man darf annehmen — und man hat hiefür gewichtige Anhaltspunkte, — daß manche Vögel sehr leicht eine schleimige Masse aus ihrem Körper zum bindenden Hilfsmittel für den Nestbau herzugeben vermögen. Dies ist wohl auch mit Ursache, daß wir den Schnabel des Vogels als vorzüglichstes Werkzeug beim Nestfertigen in Thätigkeit, andere Theile seines Körpers, wie Brust, Flügel, Schwanz und Füße hauptsächlich nur

durch Andrücken u. s. w. in Bewegung setzen, der Wohnung im Allgemeinen Rundung zu geben. So führen gewisse Bewegungen des Schnabels und Halses der Hausschwalbe unwillkürlich zu der Vermuthung, daß auch hier neben der Feuchtigkeit des sich leicht verbindenden Materiales (Schlamm, Koth) noch ein zäher Schleim des Vogels zu Hilfe genommen werde. Und in der That, mit der größten Mühe könnte menschliche Kunstfertigkeit ohne klebende und bindende Stoffe kein Nest bereiten, wie das einer Schwalbe, eines Edelfinken oder Stieglitz, oder etwa Flechten und Moose, Puppengehäuse und Schuppen von Tannenzapfen, oder die Oberhaut der Weißbirke so nett verkleben, wie die Schwanzmeise, das Goldhähnchen und der Gartenlaubvogel, oder endlich der Pirol mit den an Astgabeln befestigten Bastschnüren und Thierwollefäden an ihren zierlichen Nestern es thun. Man versuche nur einmal — wenn man zweifeln sollte — ein an einer senkrechten Mauer, Wand oder an einem glatten Stamme hängendes, oder selbst in starken Astgabeln sitzendes Nest abzulösen; die Festigkeit, mit welcher die Haftseiten solcher gemeiniglich aus Flechten, Moos, dürrem Laube und Zaserwürzelchen gefertigten Nester an den genannten Gegenständen hängen, kann schwerlich mit dem geringen Anhaftungsvermögen dieser Baustoffe erklärt werden.

Die Sorgfalt, mit welcher der Vogel seine Wohnung zum Schutze seiner Jungen herrichtet, erhöht sich womöglich noch, wenn die Liebe des zärtlichen Pärchens „kleine Familie" erhält. Nichts ist rührender, als die Liebe der Vögel zu ihren Jungen, und nichts wird versäumt, diese letztern vor Gefahr zu schützen. Manche verursachen zwar ihren Eltern wenig Mühe, indem sie, ihrer raschen Entwicklung gemäß, gewöhnlich nur der Führung und des Schutzes derselben vor Kälte, in den wenigsten Fällen aber des Aetzens oder Fütterns bedürfen. Gänse und Enten, Land- und Wasserhühner, Trappen, Schnepfenvögel und Strandläufer folgen meist bald und viele sofort, nachdem sie dem Ei entschlüpft sind, den Alten, unter deren Leitung ihre Nahrung suchend und sie höchstens Nachts oder bei unwirthlichem Wetter unter die Flügel der Mutter bergend.

Schwerer im Allgemeinen wird die Sorge um das Heranziehen der Jungen denjenigen Vögeln, deren Nestlinge oft mehrere Wochen im elterlichen Hause verweilen, bis sie flügge sind und selbst dann noch einige Zeit geätzt werden müssen. Sie bedürfen einer viel sorgfältigeren Pflege und Wartung. Die Pflege äußert sich bei diesen Vögeln in der ersten Zeit durch Erwärmen der kahlen oder mit dünnen Flaumen versehenen zarten Jungen. Nachts und bei unwirthlicher Witterung behütet das treue

Elternpaar, besonders aber das Weibchen, durch Sitzen über den Jungen diese vor Kälte und Nässe, auch wenn deren Federn schon längst mit Fähnchen versehen sind. Das Bedecken wird aber mit dem Heranwachsen der Jungen ein immer loseres, luftigeres, so daß die Nestlinge hinlänglich Luft und Raum unter Brust und Flügeln der Alten behalten. Höhlenbewohner, Schwalben u. a. räumen sogar, wenn die Behausung mit dem Größerwerden ihrer Kinder für sie zu enge wird, Nachts das Nest, um in dessen Nachbarschaft, oft neben demselben zu schlafen. Bis zu der Zeit, wo die Brut das Nest verläßt, halten die Alten dasselbe im saubersten Zustande. Die Insekten fressenden Vögel haben bei der Erziehung ihrer Kinder die größte Last, da oft 5 bis 6, bisweilen ein Dutzend Gelbschnäbel unaufhörlich der kleinen Kerbthierbissen harren, welche die rührigen Alten von früh bis spät dem Wasser und der Luft, der Erde und den Gewächsen abjagen müssen. Man hat beobachtet, daß ein Zaunkönigpärchen durch die unablässige Kerbthierjagd für ihre zahlreichen Kleinen todtmüde auf Augenblicke neben dem Neste, den Kopf zwischen den Flügeln, sich einem Einnicken hingab, aus welchem es die Elternliebe jedoch bald wieder erweckte und auf's Neue der Kinderpflege zuwendete.

Etwas leichter wird die Zucht der Jungen den aus dem Kropf oder dem Schlunde ätzenden Vögeln, wie den Hänflingen, Stieglitzen, Zeisigen, Gimpeln, Kreuzschnäbeln, Spechten u. s. w. Das Aetzen geschieht hier meist in Unterbrechungen von etwa einer halben Stunde, ja bisweilen ohne Schaden der Jungen in noch viel längeren Pausen.

Alle Vögel lassen, wenn sie Junge haben, eigenthümliche W a r n- und A n g s t t ö n e hören, bei welchen das junge Völkchen je nach der Eigenthümlichkeit entweder sich verbirgt, oder in dem Schreien nach Futter plötzlich verstummt und gewöhnlich regungslos da sitzt. Die Grasmücken warnen mit „Gätz" oder „Gätsch" und „Gäck", der Mönch und die fahle Grasmücke mit einem heimlichen „Döh" neben dem schallenden „Deck", das Rothkelchen mit einem feinen langgezogenen „Zieh", der Stieglitz mit einem dem menschlichen Pfeifen ähnlichen leisen, verhältnißmäßig tiefen Ton. Den Baumpieger verläßt die Sorge um die Nachkommenschaft den lieben ganzen Tag nicht, und jene preßt ihm ein unaufhörliches „Zi-zi-zi" aus. Die Nachtigall klagt mit „Vit" und Grrrvit", Singdrossel und Amsel mit einem oft wiederholten „Tack". Besonders sind es aber unter unseren einheimischen Vögeln die grauen Fliegenfänger und die Edelfinken, welche ihre Besorgnisse für die Jungen bei der Annäherung an ihr Nest durch ein wahres Angstgeschrei ausdrücken.

Hiermit sind jedoch die Aeußerungen der Elternliebe nicht erschöpft. Eigenthümlich überraschende Blicke in dieses an menschliche Ueberlegung streifendes Gebiet erhalten wir durch das rühmlichst bekannte Werk der Gebrüder Müller „Wohnungen, Leben und Eigenthümlichkeiten in der Thierwelt“ (Leipzig, Otto Spamer), dessen bis jetzt erschienenen 6 Lieferungen nicht nur den Herren Verfassern, sondern auch der Verlagshandlung zur Ehre gereichen. Sorge um die Brut (sagt die genannte Quelle, der wir in dieser Skizze folgen) entlockt den befiederten Wesen nicht allein Angstgeschrei und Jammertönne; sie läßt sie auch darauf sinnen, ihre Nester durch mannigfache Bethätigungen vor Nachstellungen unzähliger Feinde oder sonstigen nachtheiligen Einwirkungen zu sichern. Eine eigenthümliche List ist dem Rebhuhn eigen, Feinde von den Jungen zu entfernen. Beobachter sahen junge vorstehende Hühnerhunde von den immer wach- und sorgsamen Hühnern durch deren kluge Verstellung von der Brut weggeführt, indem das Elternpaar wie flügellahm unter Geschrei an der Erde hinflatterte, die nachstürmenden Hunde weite Strecken ins Feld sprengte und sodann verborgen auf Umwegen wieder dem jungen Volke zueilte. Eine ähnliche List wird auch von vielen kleinen Vögeln, wie Grasmücken u. a. angewendet. Außerdem wurde beobachtet, daß der Vogel öfteren Nachstellungen gegenüber gewisse Vorsichtsmaßregeln beim Nisten gebraucht. Die Elster führt z. B. wirkliche Scheinbauten, man könnte sie Blendwerke nennen, auf. Unter Lärm und auffälligem Ab- und Zufliegen legen die Elsterneltern häufig mehrere solcher Bauten an; man glaubt oft den Nistplatz ausgekundschaftet zu haben, aber man sieht sich getäuscht. Der aufmerksamere Beobachter entdeckt bald, daß in aller Stille an heimlicher Stelle inzwischen das wirkliche Nest der schlauen Mutter entstanden ist, das sich auf diese Weise den minder eingeweihten Blicken entzieht. Oder es sind dort unsere Rohr- und Schilffänger, welche plötzlich das Schilf und Röhricht des Baches oder Teiches verlassen und an ganz anderen, bisher von ihnen nicht bewohnten Oertlichkeiten zu nisten anfangen; ein für unsere Sinne unbegreifliches Ahnungsvermögen läßt sie besonders nasse Witterung voraussehen und ihre Brut durch jenen Act der Vorsicht oder Ueberlegung vor der anschwellenden Fluth der Gewässer bewahren. Hier ertappen wir einen „Mönch“ oder eine „graue Grasmücke“ nestbauend in einer Höhe oder auf überhängenden Baumästen, wo wir den Schwarzbekutteten und seine graue Verwandte niemals nisten gesehen: die vorsichtigen Thierchen wollen ihre Brut in dieser Höhe und an solchen Orten den oft wohl schmerzlich empfundenen Nestausplünderungen von Katzen und anderen

kletternden Raubthieren entziehen. Dort verengert die Spechtmeise ein ihr zu weit scheinendes Baumloch mit Lehm, bis sie den Eingang zu ihrem Familien-Heiligthum, weil für ihren Körper allein zugänglich, vor anderen größeren Höhlenbewohnern, vielleicht auch vor einschlagendem Regen besser gesichert glaubt. In den so viele Schlangen bergenden Tropen bauen die meisten kleinen und mittelgroßen Vögel hängende Nester an den Zweigspitzen der Bäume, die Kolibris öfters auf die überhängenden Enden der Schlingpflanzen, um ihr Nest vor der grünen Baumschlange zu schützen. Der gesellige Mahali verflicht die derben Grashalme an seinem Hangeneste derart, daß die starren Wurzelenden an der Oberfläche hervorragen, oder er befestigt an die Außenwände seines Nestes Dornen, so daß keine Schlange im Stande ist, über diese Bekleidungen hinzuschlüpfen oder sie zu umschlingen.

Aber auch abwehrend und kämpfend gegen die Feinde bewährt sich die Liebe zu ihren Kleinen bei den Vögeln. Die Möven, besonders die Raubmöven, sind kühne Vertheidiger ihrer Brut, ja sie sind so tolldreist, daß selbst Schießen sie nicht von ihren heftigen Angriffen auf den Feind abhält. Unter den mittleren Raubvögeln sind es z. B. die Hühnerhabichte, welche mit großer Heftigkeit gegen den ihre Horste beraubenden Menschen kämpfen. Lämmergeier und Steinadler werden beim Raube ihrer Jungen sehr gefährlich, wie so manches Abenteuer von Gemsenjägern in Tirol und Illyrien mit diesen kühnen und starken Räubern der Alpen beweist. Und sollte man es glauben, manche Kolibris sind in der Beschützung ihrer Jungen so feurig, daß sie dem herankommenden Feinde blitzschnell und nachdrücklich mit Flügeln und Schnäbeln nach den Augen fahren.

Wenn die Jungen flügge geworden, verlassen die meisten aus eigenem Antriebe das Nest; in manchen Fällen und bei besonderen Arten verweilen sie den Eltern auch oft zu lange darin. Letztere sind dann bemüht, die „Nesthocker" durch allerlei künstliche Mittel, selbst gewaltsam daraus zu vertreiben, um sie schneller der Selbstständigkeit zuzuführen. Namentlich findet das Letztere bei Höhlenbewohnern oder bei solchen Vögeln statt, welche zugewölbte Nester bauen. Der Haussperling sucht gewöhnlich die flüggen Jungen durch folgendes Mittel zum Ausfliegen zu bewegen. Er kommt mit Futter im Schnabel angeflogen, erweckt nahe am Neste den Jungen Freßbegierde und fliegt dann unter gezogenen Locktönen langsam hinweg zum nächsten Gegenstande. Nach und nach folgen die durch das wiederholt angewandte Mittel hungrig gewordenen Jungen; zuweilen muß aber auch zur Gewalt geschritten werden. In

diesem Falle zerren die Alten einen Insassen nach dem andern mittelst des Schnabels aus dem Neste, wodurch die Jungen genöthigt sind, ihre erste, gewöhnlich ganz gut von Statten gehende Flugprobe auf benachbarte Gebäude oder Bäume auszuführen. Dasselbe Schauspiel wurde einmal bei einer Zaunkönig-Familie gesehen. Zehn junge Zaunkönige wurden von den rührigen Alten, wobei das eine von ihnen, das andere von außen thätig war, nach und nach aus dem Neste getrieben und suchten alsbald ein Plätzchen in einem Hollunderbusch.

Die ausgeflogenen Jungen von vielen Vögeln halten sich gern bis zu ihrer vollkommenen Selbstständigkeit nahe zusammen. Sehr niedlich sieht es aus, wenn junge Grasmücken, Zaunkönige, Nachtigallen, Rothschwänzchen, Schwalben u. s. w. auf dem Zweige eines heimlichen Busches oder Baumes dicht an einander gedrängt hocken und der Aetzung warten. Auch beim Schlafengehen werden solche Plätzchen gesucht, und rührend ist die Sorgfalt der Eltern, namentlich des Weibchens, wenn die Jungen auf ihre Schlafplätze geleitet werden. Das sorgliche Elternauge schließt sich nicht eher, bis jedes der Kinder auf seinem Plätzchen sich dem Schlafe überlassen hat.

Besonders die Meisen und Kreuzschnäbel verdienen unter den kleineren einheimischen Vögeln wegen ihrer treuen Führung und Unterweisung erwähnt zu werden, welche sie ihren Jungen noch lange Zeit nach dem Ausfliegen angedeihen lassen. Aber der meisten jungen Vögel Pflege währt nicht lange. Im Allgemeinen entschwindet die Kindheit mit dem Zeitpunkte, wo der junge Vogel allein zu fressen versteht. Hiermit ist er auf der ersten Stufe seiner Selbstständigkeit angelangt, und von nun an müssen die meisten Arten, sei es allein, sei es in familienweisem oder noch größerem Zusammenschaaren, durch die Schule der Erfahrung gehen. Die goldene Kindheit ist vorüber, der ernstere Zeitabschnitt des Lebens beginnt.

So pflegt und hegt, schützt, vertheidigt und unterweist die den rauschenden Wald und die grünende Saat, den Wüstensand, das Wasser und die Luft durchziehende und durchsegelnde Schaar die junge Brut, bis sie endlich selbstständig geworden ist, hier zu den Zugtouren gerüstet, wie die Flüge der Enten, Gänse und Schwäne, welche die halbe Welt umsegeln, oder die sturmgepeitschten Wanderungen der Fregattvögel, der Albatrosse, der Wandermöven und Sturmvögel, denen der Ocean nicht weit genug ist, oder die schönen Zifferzüge der Kraniche hoch in der Luft, die uns die ersten Frühlingsahnungen deuten und das Herz mit Sehnen erfüllen; — dort kühn beschwingt zu dem Emporsteigen der Adler hoch

über die Wolkensphäre der Erde hinaus; — hier wieder beim erwachenden Lenze die süßen Kehlen der Sänger zum belebenden Gesange stimmend, daß „unser Gefühl hinauf und vorwärts dringt", um mit unserem großen Dichter zu reden.

Beiträge zur Culturgeschichte der Menschen während der Eiszeit.

Von den südlichen Abhängen des schwäbischen Jura entspringt ein kleines Flüßchen „der Schussen", das nach einem kurzen Lauf durch den südlichsten Theil von Württemberg seine Wasser in der Bodensee ergießt. In der Nähe der Schussenquellen liegt das Oertchen Schussenried, wo beim Tieferlegen eines Mühlengrabens eine für die Geschichte des Menschengeschlechts sehr wichtige Fundstelle bloßgelegt wurde, die von Fraas im Archiv für Anthropologie Band II. ausführlich beschrieben ist.

Die ganze Gegend ist zu oberst von einem Torflager bedeckt, aus dem nur an einzelnen Stellen das darunter liegende Kiesgerölle inselartig hervortaucht. Unter dem Torf liegt eine mächtige Kiesschicht, die von allen schwäbischen Geologen als Schuttwälle der alten Rheingletscher, die sich bis hierher erstreckt haben, aufgefaßt wird. Diese Auffassung hat noch neuerdings ihre Bestätigung in der Thatsache gefunden, das Steudel in Ravensburg in der Nähe des Schussen, die ganze hier in Betracht kommende Gegend mit einer verhältnißmäßig großen Zahl von Irrblöcken aus den Hochalpen bedeckt fand, die gleichfalls nur von den bis hierher sich erstreckenden Rhein-Gletschern heruntergebracht sein können. Aus dieser Kiesschicht quillt reichlich das Wasser der Schussenquellen und des erwähnten Mühlengrabens hervor.

An einer Stelle der Wand des Mühlengrabens traf man aber unter dem Torf statt des Kieses ein 4 bis 5 Fuß mächtiges Lager von Kalk, das unzweifelhaft aus den vom Kies hervorbringenden Wasserquellen sich hier vor vielen Jahrhunderten abgelagert hat In früheren Zeiten, bevor der Torf sich gebildet, mußte also hier in dem Kiesgerölle eine Vertiefung existirt haben, in der sich das Wasser ansammelte, und in Folge seiner Verdunstung den aufgelöst gewesenen Kalk nach und nach bis zu dieser Mächtigkeit absetzte.

Im Grunde dieser ursprünglichen Vertiefung unter dem Kalk und auf dem Kies lag nun eine Schicht verfilzten Mooses, das einen ausge-

zeichneten „Fund" einschloß. Man befand sich nämlich, wie sich später herausstellte, in einer von den Ureinwohnern dieser Gegend zu Abfällen benutzten Grube, in der neben Knochen und Knochensplittern von Menschen verspeister Thiere, neben Kohlenresten und Asche, neben rauchgeschwärzten Herdsteinen, Messer-, Pfeil- und Lanzenspitzen aus Feuerstein und die verschiedenartigsten Handarbeiten aus Rennthiergeweih über einander lagen. Alles war gut erhalten weil es sich in einer feuchten Schicht abgesperrt befunden.

Es wurde nun zunächst das noch sehr gut erhaltene Moos selbst untersucht und es zeigte sich, daß es aus lauter Formen bestand, die jetzt entweder im hohen Norden oder auf den höchsten Alpen vorkommen. Eine 2 Meter dicke Schicht bestand aus Hypnum sarmentosum, das man zuerst in Lappland gefunden, und dann in Norwegen an der Grenze des ewigen Schnees gesehen. Nur in Spitzbergen, Labrador und Grönland steigt dies Moos tiefer in die Ebene herab. Andere Formen dieser Moosschicht waren das Hypnum aduncum, das jetzt in Grönland zu Hause ist, und das Hypnum fluctans, das gegenwärtig nur auf den hohen Alpen und im arktischen America angetroffen wird.

Mit dieser auf ein hochnordisches Klima hinweisenden Pflanzenwelt stimmte auch der zoologische Befund. Obenan steht das Rennthier. Die Reste von mehreren Hunderten dieses nordischen Hausthieres waren in dieser Schicht vorhanden. Doch scheint hier zu jener Zeit das Rennthier wild gelebt zu haben und auf der Jagd erlegt worden zu sein, da vom Hunde, dem Hirten der Hausthiere, keine Spuren angetroffen wurden. Daneben fand man außer einem kleinen Ochsen und einer großköpfigen Pferderace die nordischen Raubthiere: den Gulo, den Fjälfraß, den Goldfuchs und den Eisfuchs, von denen jetzt keins mehr die Polarzone überschreitet. Endlich wurden noch Reste des Singschwanes aufgefunden, der gegenwärtig nur in Spitzbergen und Lappland brütet, und von Isländern hoch geschätzt wird.

Von den Thieren, die gegenwärtig in Oberschwaben heimisch sind, ist keine Spur entdeckt worden.

Auf diesem Schauplatze lebte nun der Mensch der Eiszeit, wohl der erste und älteste Kolonist Oberschwabens, allem Anscheine nach als Jäger, welchen die Jagd auf Rennthiere einlud, einige Zeit an den Grenzen des immerwährenden Schnees zuzubringen. Wenn auch keine Scelette vorhanden sind, so liefern die vielen Kunstproducte, die ausschließlich aus Rennthiergeweih gefertigt sind, genügende Beweise seiner Gegenwart.

Aus den reichlich entdeckten Resten von Utensilien läßt sich auch der ganze Vorgang der Bearbeitung des Materials verfolgen und nachweisen, daß Alles, die feinsten wie die gröbsten Arbeiten, mit den zahlreich aufgefundenen Feuersteininstrumenten ausgeführt ist.

Da hier, nach allen aufgefundenen Gegenständen zu schließen, wahrscheinlich nur ein Kehrichthaufen existirte, so ist es begreiflich, daß man nur mißglückte oder durch den Gebrauch verdorbene Producte darin vorfindet. Von diesen beziehen sich die meisten auf die Jagd und stellen Pfeile, Hacken und Bolzen dar, unter denen gerade die mißlungenen Stücke einen größeren Werth deshalb haben, weil sie erkennen lassen, aus welchen Theilen des Geweihes, und wie sie gearbeitet worden. Dolche und Griffe für Steinspitzen und Steinmesser wurden ebenso zahlreich gefunden, und sind in der Originalarbeit abgebildet.

Nur zwei Gegenstände erinnern daran, daß diese Ureinwohner Schwabens auch andere Producte, die nicht auf die Jagd Bezug haben, erzeugten. Der eine ist ein oberes Ende einer Stange vom Rennthier, auf welchem mit Feuerstein Figuren eingeritzt sind, die die größte Aehnlichkeit mit einem Gekritzel aus Langeweile haben, möglicher Weise aber eine mißlungene Darstellung von Pflanzen bedeuten sollen. Der zweite Gegenstand ist die rechte Stange eines Renns mit eingefeilten Zeichen, nach Art eines Kerbholzes; die Zeichen sind so regelmäßig und sorgfältig ausgeführt, daß sie entschieden diese Bedeutung gehabt zu haben scheinen.

Solch gediegene Kunstproducte und Darstellungen, wie sie aus der Rennthierzeit in Frankreich gefunden worden, vermißt man somit hier vollständig. Will man aber hieraus den Urschwaben einen geringeren Kunstsinn zusprechen als den Ureinwohnern Frankreichs, so darf dabei doch nicht übersehen worden, daß die hier erwähnten Befunde, die ersten, die bis jetzt in Deutschland aus der Rennthierzeit gemacht sind, in einem Kehrichthaufen bestehen, in den man Kunstproducte nicht zu legen pflegt. Eine genauere Vergleichung mit den französischen Ausgrabungen läßt vielmehr vermuthen, daß wir es mit Einem Volk zu thun haben. Die Feuersteine hier und in Frankreich sind wie nach Einem Model geschlagen; sie bestehen zum großen Theile aus Feuersteinen, die nur in der Kreide vorkommen, welche in Ober-Schwaben nirgends angetroffen wird; sie müssen deshalb aus weiter Ferne hergeholt sein. Ferner stimmen die Feilschnitte an den Geweihen, die Art, wie die Markknochen angeklopft sind, wie die Kiefer geöffnet, die Löcher in die Knochen geschlagen sind, bei den schwäbischen und französischen Producten vollkommen überein. Es kann

nun freilich in beiden Fällen die mehr instinctive Kunstfertigkeit viel zur Aehnlichkeit in der Bearbeitung beitragen; aber das Vorkommen der Kreidefeuersteine läßt sich in keiner anderen Weise erklären, als durch die Annahme, daß es entweder ein und derselbe Volksstamm gewesen, der zeitweise von Frankreich nach Ober-Schwaben auf die Jagd ging, oder daß es zwei Völker gewesen, die zur selben Zeit gelebt und in Verkehr mit einander gestanden haben. In jedem Falle aber ist dann zu erwarten, daß auch die Deutschen der Rennthierzeit Kunstgegenstände gefertigt oder besessen haben, die spätere Entdeckungen erst zu Tage fördern werden.

Unsere Classiker.

Das Monopol, das so lange die Ausgabe der classischen Werke unserer Literatur beherrscht hat, ist mit dem 9. November 1867 erloschen, die Classiker sind frei; ungehindert, in größeren und kleineren Ausgaben durchwandern sie nun die deutschen Lande, in die Hütten ergießt sich der Strom deutschen Geistes, der früher in das Bett des Privilegiums gebannt, nur dem Bemittelten zufließend gemacht wurde. Es ist das ein Ereigniß, das, so stille es auch sich vollzog, dennoch große Folgen haben wird. Erst jetzt ist Jedem im Volke die Möglichkeit gegeben, Lessing, Schiller, Goethe als Eigenthum zu erwerben, sich dauernd mit ihnen zu beschäftigen, sich mit ihnen innig vertraut zu machen. Nur in sehr kärglicher Weise konnte bisher die Menge von unseren literarischen Schätzen Nutzen ziehen. Auf Umwegen und wie verstohlen drangen einige Lichtstrahlen der classischen Literatur zum Volke; die Musik und die Bühnen waren die Vermittler. Aber diese einzelnen Strahlen hafteten im beweglichen Volkssinne nicht, die Anforderungen des täglichen Lebens verwischen die empfangenen Eindrücke. Jetzt, da die classische Literatur freigegeben, da es dem weniger Bemittelten ermöglicht ist, durch eigenes Nachlesen die empfangenen Anregungen zu vertiefen, jetzt ist die Zeit gekommen, wo die Classiker wirkliches Nationaleigenthum werden können.

Die nächste Folge der Freigebung der Classiker war, wie begreiflich, daß die buchhändlerische Speculation sich derselben bemächtigte. Im Wesen derselben aber liegt es, daß sie keinen Unterschied macht zwischen den wirklichen und den Scheingrößen, daß sie den Weizen nicht von der Spreu

sondert, daß sie das Mittelmäßige mit dem Guten zugleich an den Mann zu bringen trachtet. Was ehedem unter dem Titel „Deutsche Classiker" auf dem Büchermarkte erschien, kann und darf dem Volke nicht in demselben Umfange geboten werden. Karl Frenzel, der geistreiche Literaturkenner, macht auf die Gefahr aufmerksam, die aus der Massenreproduction unserer Literaturschätze entstünde. Er sagt: „Der classische, dem Volke zum Theil durchaus neue Lesestoff, der ihm fortan zur Benutzung gegeben ist, wird weder befruchtend noch veredelnd wirken, wenn er „ohne Wahl und Billigkeit" ausgeschüttet wird. Mit vielem Guten stiege auch viel Schlimmes aus dieser neuen Pandora-Büchse. Will man Alles, was auf dem Gebiete der schönen Literatur von Klopstock's „Messias" bis zu Heine's „Reisebilder" geschaffen ward und vorübergehend Beifall fand, aufs Neue reproduciren? Wer soll diese Bände lesen, der aus der Literaturgeschichte kein Gewerbe macht? Wer ihren Inhalt sich aneignen? Ueber die reichen Kaufleute, die in prächtigen Einbänden „unsere Classiker" in schön geschnitzten Bücherspinden aufstellen, um nie einen Blick hineinzuwerfen, ist genug gelacht worden; sollen sich fortan unsere Handwerker und Arbeiter auch diesen müßigen Luxus einer unbenutzten Nationalbibliothek erlauben? . . . Zwischen dem, was dem Literar-Historiker in irgend einer Hinsicht wichtig und bedeutend erscheint, und dem, was Allgemeingut des Volkes zu werden, in sein Sinnen und Denken überzugehen verdient, muß ein Unterschied gemacht werden. Der Name „Classiker" darf nicht wie mit einem heiligen Schilde geringe Talente decken, die ihren Ruhm nur daher leiten, daß sie zur Zeit der „wahren Prinzen aus Genieland" lebten und schrieben. So verstanden artet der Heroencultus in die blindeste Götzenanbeterei aus. . . . Wie so veraltet ist manche gefeierte Dichtung, wie ungesund die Stickluft des Privatlebens, der jede tiefere und vollere Strömung der Oeffentlichkeit fehlt, die uns aus der Mehrzahl dieser Werke entgegenweht! Welche Erhebung kann ein moderner Mensch, bei dem, nach dem Sprichwort, Kopf und Herz auf der richtigen Stelle sitzen, aus Klopstock's „Messias" und Gellert's „Fabeln" schöpfen! Die Wieland'schen Romane im antiken Styl entsprechen nicht einmal mehr dem Bildungsgrad vieler Handwerker in unseren großen Städten, die durch den Besuch der Antiken-Cabinette, durch wiederholte Vorträge über die Griechen, über Homer, über die Stellung der arbeitenden Classen in Athen und Rom ein im Großen und Ganzen viel zutreffenderes Bild von dem griechischen Leben erhalten haben, als Wieland es sich mühsam und pedantisch aus den alten Schriftstellern construirte. Neben Veraltetem und nicht für jeden Bildungsgrad Passendem findet

sich gerade in der deutschen classischen Literatur eine große Anzahl von Werken, die sich immer dem Verständnisse der Allgemeinheit entziehen werden. Auch sie gehören nicht in eine National-Bibliothek. Was soll das Volk mit Lessing's „Laokoon", mit der „natürlichen Tochter" oder den „Wanderjahren" beginnen? Es liest sie, ohne sie zu begreifen, sie bleiben ihm ewig fremd und kalt, wie die Mehrzahl antiker Statuen .... Die Grenze zu erkennen, wo das Schwerverständliche, wie etwa „Tasso", von dem Unverständlichen, wie etwa „Pandora", sich trennt, das wäre die schwierige Aufgabe für den Herausgeber einer wahren deutschen National-Bibliothek. Die Bewegung kann nicht in dem Abdrucken sämmtlicher verlegenen Scharteken des vergangenen Jahrhundertes zu einem „spottwohlfeilen" Preise verlaufen, dabei würden in gleicher Weise das Geld und die Zeit des armen Volkes gewissenlos vergeudet. .... Wenn der Ruf: „Die Classiker frei!" weiter nichts als buchhändlerische Speculation bedeutet oder, ernsthafter genommen, das deutsche Volk wieder zu der zweideutigen Nation von Denkern machen will, die wir ein halbes Jahrhundert lang, den Fremden zum Spotte, gewesen — wäre das Monopol vorzuziehen. Aber zum Glücke werden in diesem Falle die vernünftigen Grundsätze bald die Oberhand gewinnen: Lessing, Schiller, Goethe, Einiges von Herder, Jean Paul, Tieck, Kleist, Heine sein zu nennen, darauf beschränkt sich zunächst der Wunsch des Volkes; so reich ist der künstlerische Stoff, den es damit erhält, so mannigfaltig der Zufluß durch die rastlos arbeitende Gegenwart, daß er zur Bildung des Geistes, zur Läuterung des Herzens für das lebende und das kommende Geschlecht ausreicht. Selbst bei dem Eindringen dieser Schriften in die Massen wird man sich bald der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß einzelne Bemerkungen, kurz gefaßte Erläuterungen dazu unumgänglich nothwendig sind, daß „Iphigenie auf Tauris" einem Arbeiter ein Buch mit sieben Siegeln ist, wenn er nicht in schlichter und einfacher Darstellung vorher eine ungefähre Kenntniß des Inhaltes empfangen hat. Die Idealisten übertreiben die Tugenden und die Verständnißfähigkeit des Volkes; damit, daß die Menge lesen kann, ist freilich viel gewonnen aber doch nicht Alles. Das Schöne zu erklären, ist schwer, sagt Sokrates einmal bei Plato, und weder für Könige noch für das Volk gibt es einen besonderen Weg zur Erkenntniß des Kunstschönen. Beide müssen darauf hingeleitet, dafür erzogen werden." So Frenzel, und er hat Recht.

Die Verbreitung der Classiker unter dem Volke sollte Aufgabe von Vereinen sein. Es ist irrig anzunehmen, daß nun, da die Classiker freigegeben sind, Jedermann aus dem Volke nichts eiliger thun werde, als

sich auf eine billige Ausgabe derselben bei irgend einem Buchhändler zu pränumeriren. Der Arbeiter kauft erst Brod für sich und seine Kinder, wenn's ihm besser geht, Fleisch und Kleider, und dann noch lange kein Buch; d r Bauer, wenn er lesen kann, macht es ebenso. Vereine, welche den stolzen Titel „Volksvereine" oder „Volksbildungsvereine" annehmen, sollen es vermitteln, daß die Classiker wirklich in's Volk dringen. Vor einiger Zeit hieß es, man gehe hier in Klagenfurt mit der Idee um, einen Volksverein zu gründen. Zwischen Idee und Ausführung liegt stets eine Kluft, die bei uns noch um ein gut Theil breiter ist, als anderwärts. Sollte aber dieser Verein ins Leben treten, so müßte er vor Allem die Bildung des Volkes zu fördern auf sein Banner schreiben und um den Zweck zu erreichen, für Verbreitung der Classiker Sorge tragen.

Schließlich mögen hier einige der billigen Classiker-Ausgaben angeführt werden, welche gegenwärtig erscheinen:

Unter allen Buchhändlern ist Cotta in Stuttgart am meisten befähigt, gute, jede Concurrenz bestehende Ausgaben zu veranstalten. Er gibt jetzt „Schiller's sämmtliche Werke" in 12 netten Bänden für einen Thaler — einen Preis, der bei der trefflichen Ausstattung wohl das Billigste ist, was geboten werden kann.

P. Reclam in Leipzig gibt auch „Schillers sämmtliche Werke" in 12 Bändchen für einen Thaler, nur ist der Druck nicht so splendid, wie bei Cotta. Reclam's Universalbibliothek hat aber den Vorzug, daß jedes Bändchen à 2 Silbergroschen einzeln zu haben ist.

Gustav Hempel in Berlin bietet eine National-Bibliothek sämmtlicher „deutscher Classiker" das Bändchen zu 9 Kreuzer Rh. . Ein Mangel dieser sonst empfehlenswerthen Ausgabe ist, daß neben den Dichterheroen auch die kleineren Geister mit in den Kauf gegeben werden.

Dasselbe gilt von der „National-Bibliothek sämmtlicher deutscher Classiker", welche die Nicolai'sche Buchhandlung in Berlin herausgibt, und von der das Bändchen 9 Kreuzer Rh. kostet.

Das „Bibliographische Institut" in Hildburghausen gibt unter Leitung des Literarhistorikers Heinrich Kurz eine „deutsche Nationalliteratur" heraus, die ebenfalls billig ist (die Lieferung von 10 Bogen 5 Silbergroschen), aber denselben Fehler wie die Hempel'sche und Nicolai'sche hat, wenn sie an Ausstattung dieselben auch weit übertrifft. Wer dem Institute durch fünf Jahre treu bleibt, hat eine Bibliothek von 360 classischen Bänden — aber wie Viele können das? Und was nützt ihnen der reale Besitz von so und so viel Centnern Literatur?

Die Verlagshandlung Hoffmann & Campe zu Homburg hat auch eine billige Ausgabe von „Heine's sämmtlichen Werken" veranstaltet. Sie erscheinen in 18 Bänden à 3 Lieferungen, von denen jede 5 Sgr. kostet. Zu diesem Preise kann der wenig Bemittelte sie sich noch nicht anschaffen, zudem ist es nicht nöthig, daß der ganze Heine in die National-Bibliothek aufgenommen werde; sein „Buch der Lieder", die „neuen Gedichte" und etwa noch die „Harzreise" genügen. Dr. L. Ißleib.

Gegen den Aberglauben.

Unter den Aufzeichnungen des Bischofs Erhart von Lavant befindet sich auch eine betitelt:

Von aynem geleuff (Zulanf) des volks zu ayner Kappel zu s. Lamprecht bey Lauemund (Lavamünd) aus des tiefels (Teufels) gespenst zu vnnsern zeytten beschehen.

Der Inhalt ist folgender: „In dem 1492er Jahre entstand ein großer Zulauf zur Capelle St. Lamprecht bei Lavamünd, weil dem Volksgerede nach alldort „vil wunders vnnd zaichen geschehen". Als Bischof Erhart dies hörte, ließ er den Pfarrer, den Meßner und die Kirchenpröbste zu sich auf den Lavant-Hof zu St. Andrä kommen und frug sie bei ihrem Eide, was ihnen hievon bekannt sei. Die aber zeigten auf einen Knaben im Alter von 12 bis 14 Jahren. Der erzählte nun, als er einst Ave Maria geläutet, sei ihm die Mutter Gottes erschienen, sei vor ihm niedergeknieet und habe gesprochen: Er solle Allen verkünden, daß sie ihm erschie en sei und „das man nicht bey gott schelten noch fluechen soll". Der Bischof erwiederte darauf, daß um derlei Dinge willen die Mutter Gottes dem Buben nicht hätte zu erscheinen bedurft, und frug ihn, wie die Gestalt aussah, die ihm erschienen? So wie das Gemälde an der Wand in der Capelle, erwiederte der Knabe, worauf der Pfarrer und die Kirchenpröpste versicherten „sy westen vmb kaym ander gemayll dann (als) sand Lamprecht." Nach diesen Aussagen wurde der Bischof mißtrauisch und hieß den Buben das Gebet hersagen, und da er es n'cht konnte, sagte er ihm, daß er lüge, denn die Mutter Gottes erscheinet denen nicht, die nicht beten können.

Hierauf drohte er dem Knaben, er solle die Wahrheit sagen, „oder wir wollten in mit aim strikk pintten vnnd angstigen", worauf der-

selbe, als er Ernst sah, Folgendes bekannte, mit der Bitte, man soll es Niemand sagen: „Er war einst auf einer „halt“, da kam sein Vetter zu ihm und forderte ihm auf, er möge Obiges verkünden, sonst würde er ihn auf den Gipfel einer Birke binden und ihn von dieser in die Höhe ziehen lassen; nachdem ihm zweimal dies angedroht wurde, ließ er sich herbei, selbes zu verkünden. Hierauf entstand eine große Kirchfahrt von allen Gegenden.“ Nun frug der Bischof, wie es sich zugetragen, daß die Glocken von selbst geläutet hätten, worauf er gestand, „das er sich oben vnnderm dach verporgen het, vnd geleutt, so das volk zu gieng vnnd sah nyemantz sagten, dy glokken hetten sich selbst geleutt.“ Da der Bischof somit der Sache auf den Grund sah, sagte er es dem Pfarrer, dem Meßner und den Kirchenpröpsten, die ob solcher Büberei erschracken und sich bekreuzten. Den Vetter des Knaben, der ein Bauer war, übergab er dem Kolnitzer, weil er ihm zugehörte, zur Strafe. „Also schuff wir solhs geleuff gancz ab vnnd verpatten solch abglauben vnnd verkundten das dem volk auf der kannczel“.

Ebenso energisch ging er bei einem ähnlichen Falle (1494) in der Hollnecker Pfarre in Steiermark vor, und ließ, nachdem er den Betrug entdeckt, die Birke umhauen und den Stein zerschlagen, denen beiden man wunderthätige Kräfte zuschrieb. Er selbst sagt darüber, daß er „dy pfaffen (die mit im Spiele waren), darunter „der pfarrer von Hollenck vnnd sein gesell (Caplan) all für vnns gesannt Andre“ hat kommen lassen, um sich zu verantworten, daß er die Belehrung des Volkes und den Widerruf an der erdachten Wunder anbefohlen, „damit das gemayn volk von seinen bösen abglauben abstund das allzeit nu new ding sehen vnnd hören begeret“.

Diese Aufzeichnungen Bischofs Erhart von Lavant finden sich im Codex episcopi Henrici (XIV.—XVI. s.) Fol. 148 im bischöflichen Archive zu Marburg (wir verdanken die Erstere der gütigen Mittheilung des Herrn Theodor Unger, Archivsbeamten am Joanneum zu Graz) und sind um 1494 von seiner eigenen Hand, wie Archivar Zahn aus Schriftvergleichungen entnommen, niedergeschrieben.

Bischof Erhart (Paumgartner 1487—1508) erhielt 1487 das Bisthum Lavant, zu einer Zeit, als König Mathias Kaiser Friedrich IV. bekriegte, wobei die Erblande hart mitgenommen, und wie Bischof Erhart sich beklagt „ein merer tail der gütter des stifts Lavent eingenomen“, die er lange Zeit nicht wieder erhalten konnte und dadurch in größter Dürftigkeit lebte. Alle Bitten seinerseits und die Befehle Kaiser Friedrichs,

König Maximilians und des Königs Mathias waren vergebens, die Hauptleute gaben die besetzten Festen und Städte, selbst der Bischofsitz St. Andree war darunter, lange nicht heraus, und veranlaßten den Bischof sich zu äußern: „aber dy obgemelt kuniglich schreyben, desgleich vnnsers allergnedigsten R. Kaisers sein all veracht worden vnnd kost vnnd zerrung vmb süst than" — so mußte der arme Bischof statt in seinem Schloße zu St. Andree in dem Pfarrhofe zu St. Florian, wo er zehn Jahre Pfarrer gewesen, als Bischof durch vier Jahre wohnen. Beinahe ebenso hart wurde er von dem bambergischen Vicedom behandelt, der sich allerlei Eingriffe in die bisthümlichen Rechte in Bezug auf Kirchen und Pfarren erlaubte, und sich das Vogteirecht über die in dem bambergischen Antheile liegenden Pfarren anmaßte. Aus diesem Streite, der ebenfalls viele Jahre währte, ging er, weil er der weltlichen Commission mißtrauend die anberaumten Tagsatzungen nicht einhielt und eine geistliche Commission, wie er bemerkt, von Rom nicht erhalten hat, ebenfalls mit Nachtheil hervor. Er klagt über die Sendungen nach Rom: „etzlich gelt vnnd process so wir eingeschikt hetten, ist uns durch dy potten abtragen vnnd gestollen."

Unter solchen Umständen erhalten die oben erzählten zwei Fälle um so größeren Werth, weil daraus erhellt, daß er trotz den voraussichtlichen Einkünften in den neuen Wallfahrtsorten, dieselben doch abstellte und darin sein Bemühen, den Aberglauben beim Volke nach Kräften zu mindern, deutlich ausgesprochen ist.

Archivar Weiß.

Dr. Lorenz Chrysant Edler von Vest.

Ein Lebensbild.

Bei Gelegenheit der Gründungsfeier des Vereines der Aerzte in Steiermark am 29. Juli 1867 trug Dr. Mathias Macher, jubil. k. k. Bezirks- und Gerichtsarzt in Graz, eine Biographie des oben genannten ausgezeichneten Arztes und Gelehrten vor, welche uns als Separatabdruck aus dem vierten Jahresberichte des erwähnten Vereines vorliegt.

Wir entnehmen der Broschüre Nachstehendes:

Lorenz Chrysanth Jacob Anton Otto Vest (Föst) wurde am 18. November 1776 Abends 6 Uhr im Hause Nr. 228, dermal 437, zu Klagen-

furt geboren, wo sein Vater k. k. wirklicher Sanitätsrath und Protomedicus von Kärnten war. Die Gymnasialstudien absolvirte er im Rupertinum zu Salzburg. Als er zwölf Jahre alt war, starb sein Vater.

Nach Vollendung der Gymnasialstudien im Herbste 1793 kehrte der 17jährige Jüngling nach Klagenfurt zurück, wo er im November die philosophischen Studien begann, und besonders von den Professoren Lenz, Giuliani und Stelzhammer ausgezeichnet wurde. Poesie war seine Lieblings-Nebenbeschäftigung. Noch sind Concepte einiger Gedichte vorhanden.

Der seinerzeit berühmte Botaniker, Exjesuit und einstiger Professor der Mathematik, Freiherr v. Wulfen, welcher damals in Klagenfurt lebte, weckte in ihm die Lust zum Studium der Botanik und zeichnete den Jüngling mit großer Liebe aus.

Sein Wissensdrang war jedoch damit nicht befriedigt; er besuchte auch alle Collegien an der chirurgischen Lehranstalt, verlegte sich mit vorzüglichem Interesse auf das Studium der Anatomie unter dem rühmlich bekannten Professor Dr. Michael Wittmann, und wurde aus allen Gegenständen mit Auszeichnung geprüft. Auch besuchte er das Militärspital unter dem Oberarzte Kittner.

Im Herbste 1795 ging V. nach Wien, um Medicin zu studiren. Den dritten Jahrgang absolvirte er mit seinem Freunde J. Burger gemeinsam zu Freiburg in Breisgau, wo Beide auch den Doctorgrad erwarben.

Lorenz v. Vest war also schon im 22. Lebensjahre Doctor. Nach seinem jugendlichen Wissenstriebe wäre er gerne der Einladung, einen Oheim von mütterlicher Seite in Paris zu besuchen, gefolgt, mußte jedoch bei der neu eingetretenen kriegerischen Spannung zwischen Oesterreich und Frankreich darauf verzichten. Er verweilte daher noch einige Zeit an der Universität Freiburg und reiste sodann zu Ende April mit Dr. Burger, in der Absicht, nach Hause zurückzukehren, nach Wien, wo er einem traurigen Verhängnisse verfiel, während Burger nach Wolfsberg reiste und sich dort als praktischer Arzt niederließ.

Die Polizei, welche überall Jakobiner roch, scheint unseren jungen Gelehrten schon in Freiburg beobachtet, und ihn vielleicht wegen freiheitlichen Gesinnungen und der Correspondenz mit seinem Oheim in Paris verdächtiget zu haben.

Bald nach seiner Ankunft in Wien wurde er, angeblich wegen eines Freiheitsgedichtes, polizeilich verhaftet. Seine Collegen, Burger und Isfordink, scheinen zugleich mit, in Untersuchung gezogen worden zu sein, denn nach einem Familienbriefe kamen diese Beiden „leichter durch",

während Lorenz von Best — **auf lebenslang als gemeiner Soldat zum Militär abgestellt wurde.** Das angebliche Freiheitsgedicht, welches für ihn so bittere Folgen hatte, soll er in einer Versammlung von jungen Männern vorgelesen haben. Dr. Macher hatte Gelegenheit, eine Abschrift davon zu lesen. Es führt die Aufschrift „Dauer oder Vergehen", und ist eine geistreich poetische Phantasie über Sein und Nichtsein nach dem Tode. Ob und welche andere Verdächtigungen und Denunciationen zu einer so schweren Verurtheilung mitgewirkt, ist nie bekannt geworden. Vielleicht hat auch ein anderes unter seinen Concepten vorgefundenes Gedicht, welches in 33 geharnischten Strophen die Demoralisirung des deutschen Volkes durch die Regierungen und bevorzugten Stände geißelt, zu dieser scharfen Maßregelung beigetragen. Hauptsächlich sollen zur Verschärfung seiner Verurtheilung einige unbesonnene, vorlaute Antworten bei seiner Vernehmung in der polizeilichen Untersuchung mitgewirkt haben. Mangel an Religiosität, Patriotismus und Anhänglichkeit an den Monarchen wurden in den Vordergrund gestellt; die erwähnten Gedichte und geheime Denunciationen dürften als Beweise dafür genommen worden sein.

Im Juli 1798 wurde Dr. v. Best in Wien als gemeiner Soldat zum kärntischen Regimente (Schröder) assentirt, aber durch eine menschenfreundliche Hofkriegsraths-Verfügung jener Compagnie zugetheilt, welche sein Schwager Schmelzer als Hauptmann commandirte. Zuerst marschirte er mit einem Transporte über Klagenfurt nach Treviso, wo sein Schwager die Vermittlung traf, daß er im dortigen Spitale als Arzt verwendet wurde.

Im Jänner 1799 ging er mit Hauptmann Gordon auf Urlaub nach Klagenfurt und im März über den Predil nach Treviso zurück ins Lager bei Verona, machte am 5. April die Schlacht bei Magnano mit, kam dann zur Belagerung von Mantua und wurde von da krank nach Venedig transportirt, wo er einen bösartigen Typhus überstand.

Eine Reihe von Briefen seiner bekümmerten Mutter und seiner besonders liebevollen Schwester Marie, welche ihm in Venedig, Marmirol, Treviso, Soave vor Mantua, Sacile, Allegrazie ꝛc. zukamen, machte ihn bekannt mit dem Bestreben seiner Familie und Freunde, ihn aus seiner schlimmen Lage zu befreien, und gab manche Aufschlüsse über sein Soldatenleben. Die größten Opfer in dieser Beziehung brachte ihm seine 20jährige Schwester Marie, welche die oberwähnten Jugenderinnerungen aufgezeichnet hatte. Sie begab sich mit Genehmigung der Mutter am 30. Mai 1799 nach Wien, und verfolgte dort das Ziel seiner Befreiung mit unermüdetem Eifer durch acht Monate, bis sie es endlich unter

freundlicher Mitwirkung ihres Vetters Johann Adam Vest, welchen sie als Wirthschaftsrath des Fürsten von Dietrichstein in Wien antraf, vorzüglich aber des im kaiserlichen Cabinette angestellten Hofrathes Pitreich nach drei Audienzen bei Sr. Majestät dem Kaiser Franz im Jänner 1800 glücklich erreichte.

Im Sommer 1800 hatte V. sich bereits in Klagenfurt bleibend als praktischer Arzt niedergelassen, wurde von Med. Dr. Wolfgang Pichler freundlich begünstiget und war schon im Herbste 1800 als allgemein beliebter Arzt bekannt. Einen besonderen Ruf erlangte er als Augenarzt.

Am 9. September 1800 erhielt Dr. Lorenz Chrys. Edler v. Vest von der Landesstelle im Erzherzogthume Kärnten nach vorgenommener Prüfung an der medicinisch-chirurgischen Lehranstalt zu Klagenfurt das Diplom als Magister der Chirurgie und Geburtshilfe.

Im Jahre 1801 führte er in Kärnten die Kuhpocken-Impfung ein, so wie sein Vater 33 Jahre früher (1768) die Inoculation der Menschenpocken hier zuerst eingeführt hatte. Von Dr. Vest ist die Vaccine auch durch Versendung von Impfstoff nach Krain an Professor Kern, nach Steiermark an die Aerzte Stiger, Jaklitsch und Rabe, dann ins Puster-Thal in Tirol an den damaligen Physikus in Lienz verbreitet worden.

Im Jahre 1803 übernahm Dr. v. Vest in Klagenfurt sein väterliches Haus und vermählte sich mit Juliana, Tochter des jubilirten fürstlich Rosenbergischen Güterinspectors, Johann Anton v. Frabeneck.

In Folge einer ausgezeichneten Concursarbeit erhielt Dr. Lorenz v. Vest zufolge Allerhöchster Entschließung durch Hofdecret vom 27. August 1804 die Anstellung als Professor der theoretischen und praktischen Medicin an der medicinisch-chirurgischen Lehranstalt des Lyceums in Klagenfurt — mit einem jährlichen Gehalte von 300 fl. in Bankozetteln, welcher erst nach mehreren Jahren auf 600 fl, zuletzt auf 800 fl erhöht wurde. In dieser Eigenschaft trug er durch 7½ Jahre die Physiologie, Pathologie, Arzneimittellehre und speeielle Therapie vor und leitete die klinisch-praktischen Uebungen am Krankenbette. Er bewirkte auch die Einrichtung eines eigenen pathologischen Obductionszimmers an der Lehranstalt, wo er beinahe alle Leichen der im Krankenhause Verstorbenen von den Zöglingen öffnen ließ und pathologische Demonstrationen hielt. Von seinen klinischen Arbeiten ist noch ein System der praktischen Heilkunde in sechs Heften im Manuscripte vorhanden, dessen specielle Ausführung wahrscheinlich beabsichtigt war. Bei Erkrankung des Professors Wittmann supplirte er denselben und trug durch längere Zeit die Anatomie vor.

Uebrigens versah Professor v. Vest auch die Stelle des Primararztes im Krankenhause zu Klagenfurt, dann zeitweise die eines Armenarztes und Leiters aller Versorgungsanstalten daselbst. Bei den feindlichen Invasionen in den Jahren 1805 und 1809 verwendete er sich eifrig in den Militärspitälern, wo bereits mehrere Aerzte dem bösartigen Typhus erlegen waren.

Er legte eine Denkschrift vor über die Heilung des Typhus durch Waschungen mit kaltem Wasser, dann eine zweite, in welcher er den mörderischen Durchfall, damals eine wahre Pest in den Militärspitälern, als eine Form des Skorbutes erklärte. Auf seinen Vorschlag wurde die Radix Euphorpiæ palustris neben der ausländischen Jalappa in die Pharmakopöe aufgenommen. Er untersuchte mehrere Sauerbrunnen in Kärnten, und stellte das Klieningerwasser den berühmtesten sogenannten Stahlquellen des Auslandes gleich.

Das Wichtigste leistete Professor v. Vest jedoch in der Botanik. Er war ein unermüdlicher Pflanzensammler, Bestimmer und Ordner. Schon im Jahre 1803 ddo. 30. November ernannte ihn die botanische Gesellschaft in Regensburg zu ihrem Ehrenmitgliede.

Bald darauf, 1805, erschien bei F. Leon in Klagenfurt sein „Manuale botanicum". Das Werk ist dem k. k. Leibarzte und Hofrathe Andreas Joseph Stifft gewidmet. In der deutschen Vorrede zu demselben sagt der Verfasser: er habe die Botanik seit mehreren Jahren zu seiner liebsten Beschäftigung gemacht, und sie sei es unter den verschiedensten Umständen seines Lebens geblieben; mit wenigen Büchern sich behelfend, habe er durch Suchen und Irren die Schwierigkeiten für Anfänger kennen gelernt, welchen er durch dieses Handbuch abzuhelfen gedenke. Er suchte das Linné'sche Sexualsystem zu vereinfachen und gab noch einen Entwurf zweier künstlichen Systeme.

Dr. v. Vest wirkte auch vom Jahre 1806 an als thätiges Mitglied der k. k. Landwirthschaftsgesellschaft in Kärnten, lieferte derselben ein Herbarium kärntischer Futterkräuter mit Bezeichnung der Vulgarnamen und Standorte, und machte die Gesellschaft, wie im Album zur Erinnerung an den hundertjährigen Bestand derselben (Klagenfurt bei Leon 1865) Seite 33 bemerkt wird, auf eine Pflanze, „Eupatorium canabinum" aufmerksam, welche häufig an der Glan bei Klagenfurt wächst, und nach seiner Beobachtung die Eigenschaft besitzt, die Milch schnell von den Buttertheilchen zu scheiden, wenn sie getrocknet und gepulvert, und damit das Butter-Rührgefäß geräuchert wird.

Seine Verdienste um die Botanik wurden unter Anderem auch dadurch gewürdiget, daß der berühmte Berliner Botaniker Willdenow ihm zu Ehren eine neue Gattung aus der Ordnung der Solanaceæ mit dem Namen „Vestia“ belegte.

Am 26. April 1812 übersiedelte Professor v. Vest nach Graz, wo ihm die neuerrichtete Lehrkanzel der Botanik und Chemie am Museum (Joanneum) verliehen worden war.

In Bezug auf die Botanik trat Professor v. Vest mit einem „natürlichen Systeme“ auf, welches er später in seiner „Anleitung zum gründlichen Studium der Botanik, Wien 1818 bei Gerold,“ in den Grundzügen veröffentlichte.

Nach diesem Systeme gruppirte er die Gewächse in der systematischen Abtheilung des botanischen Joanneum-Gartens, und es gereichte der Anstalt und dem Lande zur Zierde, in der damaligen Zeit bereits einen nach dem natürlichen Systeme geordneten botanischen Garten zu besitzen, während die meisten Anderen noch nach der künstlichen Classification Linné's geordnet waren. Auf Grundlage desselben natürlichen Systems schrieb er auch eine Flora von Steiermark und Kärnten in lateinischer Sprache, welche noch im Manuscripte in 12 umfangreichen Bänden im Besitze seines Sohnes, des k. k. Landes-Medicinalrathes Dr. Julius v. Vest sich befindet.

Im Jahre 1826 lieferte Professor v. Vest nach mehreren unternommenen Bereisungen von Weingebirgen und Benützung vieler ampelografischer Mittheilungen, eine „systematische Zusammenstellung der in Steiermark cultivirten Weinreben und ihrer Diagnosen nebst einem alfabetischen Index ihrer Synonymen, — als vorläufigen Beitrag zu einer künftigen Ampelografie und Ampelologie.“

Im Jahre 1827 hielt Professor v. Vest besondere Vorlesungen über die Naturgeschichte der in Steiermark cultivirten Rebsorten mit Demonstrationen durch gelungene Abbildungen von 55 Trauben- und Rebsorten, welche noch vorhanden sind.

Auch in der Chemie leistete Professor v. Vest Vorzügliches. Bei der Untersuchung von Metallen schwächte Professor v. Vest leider sein Sehvermögen. Obwohl von Geburt aus etwas kurzsichtig, hatte er ein scharfes Auge; als er aber im Laboratorium Brillen trug, um ferne Gegenstände im Feuer zu beobachten, begann die Abnahme seiner Sehkraft besonders im rechten Auge, so daß er nach mehreren Jahren nur mit großer Anstrengung und bei hellem Lichte deutlich lesen konnte.

Bei Untersuchung arsenikhaltiger Metalle zog er sich eine Vergiftung durch Arsenikdämpfe zu, an deren Folgen er lange Zeit gelitten.

In Untersuchung der Heilwässer leistete Professor v. Vest ebenfalls Ausgezeichnetes. Er untersuchte die meisten damals bekannten steierischen Säuerbrunnen im chemischen Laboratorium.

Die Herren Stände des Herzogthumes Kärnten haben in der Landtagsversammlung d. J. 1814 „den hochedelgebornen Herrn Lorenz Edlen v. Vest, Dr. der Medicin und Professor am Joanneum zu Graz, in Erwägung seiner persönlichen vielseitigen guten Eigenschaften und Verdienste, sammt seiner eheleiblichen Descendenz beiderlei Geschlechtes zu Mitgliedern (Landständen, — Herren und Landleuten) des Herzogthumes Kärnten erwählet und aufgenommen," — und in Folge dessen, nach Diplom vom 17. November 1814 der allgemeinen Landesmatrikel einverleiben lassen. Dadurch wurde er aller Rechte und Freiheiten der Herren und Landleute in Kärnten theilhaftig und erhielt zugleich Sitz und Stimme im dortigen Landtage.

Die Poesie war dabei noch vertreten. So lesen wir in der Carinthia einen Epilog zur Vorstellung der Ariadne auf Naxos, 1811, Nr. 11 und 12; eine Denkrede im Namen des dramatischen Vereines, 1815, Nr. 2; Blumen auf Fellinger's Grab und Fellinger's Todtenfeier, 1817, Nr. 1 und 11; Gelegenheitsgedichte, 1817, Nr. 36; 1818, Nr. 27. Der Jahrgang 1862, Nr. 25, bringt noch ein Sonett, welches Dr. v. Vest bei Gelegenheit einer Gebirgsreise in Heiligenblut unter das Bild des Cardinals Salm geschrieben.

Auch einige medicinische Aufsätze von Dr. v. Vest kommen in der Carinthia aus dieser Periode vor, wie: Beitrag zur Kenntniß der Ursachen des Kretinismus, 1812, Nr. 11 — 14; über die Augenentzündung der Neugebornen, 1817, Nr. 21; Bitte an die Aerzte in Betreff des Kretinismus; Unterscheidung der Verfälschung des Gypses, 1824, Nr. 11.

Die letzte und wichtigste Lebensperiode v. Vest's begann mit seiner Ernennung zum k. k. Gubernialrath, Landes-Protomedicus und Sanitätsreferenten beim Gubernium in Steiermark.

Zu den wichtigsten Referaten des Protomedicus von Vest gehören: Die durch Hofkanzleidecret vom 13. November 1829 genehmigte Regulirung des Apotheker-Gremialwesens in Steiermark; die gleichfalls durch ein Hofkanzleidecret vom 21. Jänner 1830 genehmigte, sehr praktische Normalvorschrift über das bei Epidemien zu beobachtende Verfahren, über die Mittel denselben vorzubeugen und deren Verbreitung zu verhüten, wozu der damalige Kreisarzt Dr. Onderka die Grundzüge lieferte;

die Einrichtung einer Taubstummen-Lehranstalt in Graz durch Gubernialverordnung vom 15. September 1830, welche sich bis heute vorzüglich durch das opferfreudige Wirken der gegenwärtigen Direction zu einem Musterinstitute von einfacher Zweckmäßigkeit herausgebildet hat; viele zweckmäßige Verordnungen über die Versorgungsanstalten und das Findlingswesen, die Kuhpockenimpfung, vorzüglich aber in Bezug auf die im Jahre 1831 und 1836 in Steiermark aufgetretene Cholera, welche seine Thätigkeit ungemein in Anspruch nahm; eine ausführliche Friedhofordnung für die Stadt Graz vom 18. Mai 1832; Belehrungen zur vollständigen Verfassung der Sanitätsberichte von Seite der Districtsphysiker vom 6. October 1832, über die Vorlagen, Revision, Adjustirung und Bezahlung der Arzneiconten und ärztlichen Particularien vom 2. October 1833 und 21. Februar 1837, dann zur Behandlung der von wüthenden Hunden verletzten Personen vom 22. Jänner 1834, endlich eine Instruction für die Armenärzte in Graz vom 22. September 1840 u. s. w.

Von literarischen Arbeiten des Protomedicus v. Vest in dieser letzten Periode erschienen in der Carinthia Aufsätze über das Silicium im Eisen, 1820, Nr. 2; über die Homöopathie, 1833, Nr. 20; über das Blutharnen und Blutmelken der Hausthiere, 1834, Nr. 34.

Lorenz Chrys. v. Vest vollendete seinen rühmlichen Lebenslauf am 15. December 1840 um die Mittagsstunde im 65. Lebensjahre.

Kleine Mittheilungen.

(Geld und Geldwerth in der Vorzeit) Die ursprüngliche Einheit deutschen Geldes ist der Pfenning (Pfandding, denarius, abgekürzt dn.) Bis in's 14. Jahrhundert betrug der denarius bonus oder Sterling 0·1 Loth feinen Silbers. Er war bis 1621 ausschließlich und bis 1761 wenigstens nach dem Gesetze nur von Silber. Dreißig solcher Pfenninge machten einen Schilling solidus, gekürzt β, und acht Schillinge ein Pfund (libera, lb.) Auf die heutige österreichische Währung reducirt gibt der Pfenning (dn.) ungefähr 0·004 fl., der Schilling (β) 0·12 fl., das Pfund (lb.) einen Gulden. Es gab einen güldenen und einen silbernen Pfenning. Unter den güldenen sind in der Folge, natürlich mit wechselndem Metallgehalte und Werthcurse, maßgebend geworden der Kölner oder rheinische, der ungarische, der Joachimsthaler oder später der Thaler, der

herzogliche oder Ducaten und der florenzische oder Florenus. Unter den silbernen sind bemerkenswerth der veronesische, kreuztragende oder später der Kreuzer, der Bermo, Bär- oder Betztragende, später der Bazen, der Haller oder Heller, der Regensburger oder weiße (albus), der Münchner oder schwarze, der Wiener u. a. Während heute naturgemäß das Gold und nur ausnahmsweise das Silber, so war früher nur das Silber einem Curse unterworfen. Der goldene Joachimsthaler galt (1594) in Silber (nach unserem Gelde) 1 fl. 20 kr., im Jahre 1620 — 2 fl. 24 kr, im Jahre 1622 — 10 bis 11 fl, im Jahre 1753 — 2 fl. Der rheinische güldene Pfenning galt 1535 ganz zufällig 60 veronesische oder Kreuzerpfenninge, da diese damals durch den italienischen Handel in Deutschland sehr verbreitet waren. In demselben Jahre begann man silberne Großpfenninge zu prägen, die den güldenen gleichkamen, also 60 Kreuzer betrugen; sie wurden Güldene, Güldlein, Gulden genannt. Daher der Silbergulden und Goldgulden. Außerdem wurde schon früh ein Großpfenning (denarius grossus, Groschen) geprägt, der einen dreifachen Geldwerth hatte.

(Die Eisfabrication.) Bereits bei der vorigen Ausstellung zu London (1862) erregten die mächtigen Eismaschinen von Siebe (London) und Carré (Paris) allgemeines Aufsehen durch die großartige Lieferung von Eisblöcken und Eiscylindern; in Paris (1867) war Carré mit einem so gewaltigen Eisanfertigungs-Apparat im Ausstellungspark erschienen, daß er alle Restaurants, welche den Palast garnirten, mit Eis zu versorgen im Stande war. In einem großen Kessel wird mit Hilfe eines starken Feuers aus einer wässerigen Lösung des Ammoniaks der letztere verdampft und in einem „Kühler" unter sehr starkem Drucke wieder tropfbar flüssig. Dieser verdichtete Ammoniak gelangt in ein Röhrensystem, welches von Kochsalzwasser umgeben ist. In jenen Röhren verdunstet der condensirte Ammoniak so rasch, daß die Chlornatrium-Lösung dazu ihre Wärme hergeben muß, wobei sie, wie noch andere Salzlösungen und verschiedene Materien, z. B. Chlorcalciumwasser, Glycerin, unter Null erkaltet, ohne zu gefrieren. In diese mächtige Vorrathskammer der Kälte („Refrigerator") werden blecherne, mit Wasser gefüllte Formen gestellt, in welchen sich das Eis schnell erzeugt. Aus dem Röhrensystem des „Kältemagazins" (eines großen Bottichs mit erkalteter Salzlösung) wird mittelst geeigneter Vorrichtungen der Ammoniak in tropfbarer Form wieder in den Kessel zurückgepumpt. Und indem dieser Kreisproceß sich unterbrochen wiederholt, geht die Eiserzeugung continuirlich fort. Der

Zollcentner des so fabricirten Eises kommt auf etwa 50 kr. ö. W. zu stehen, und Carré's Apparat hat bereits in vielen Brauereien Eingang gefunden.

(Die Sprache.) Für die Urzeit der Sprache nimmt A. Boltz in seinem Werke: „Die Sprache und ihr Leben" drei Perioden an. Erstens die Periode der Einsilbigkeit, auf welcher das Chinesische theilweise noch heute steht. Zweitens „die Periode der Agglutination", der Anhängung, deren Beispiel der Gegenwart eine Menge asiatischer Sprachen, das Türkische und Ungarische erhalten haben. Verwandt sind die einverleibenden Sprachen der nordamericanischen Indianer, der Basken in den Pyrenäen. Drittens „die Periode der Declination," der höchsten Stufe der Entwicklung, welche die indogermanische Ursprache schon zu einer Zeit erreicht hatte, die weit über alle Geschichte hinaus liegt. Das Leben der Sprache, sagt Boltz, ist ihr lautlicher Verfall. Er bringt auch die Beweise für seine Ansicht bei. Nicht weniger interessant ist die Uebertragung des Lautverschiebungsgesetzes, das J. Grimm für das Verhältniß der deutschen Sprachen zur lateinischen und griechischen entdeckte, auf die ganze indo-germanische Sprachenreihe — nicht von Boltz erfunden, aber von ihm zuerst klar und übersichtlich dargestellt. Mehr Eigenthumsrecht hat er auf die Behauptung, daß Sprachform und Denkform sich gegenseitig decken, d. h. daß ein Volk um so entwickeltere, jüngere Sprachformen haben müsse, je reicher sich sein Geistesleben entfaltet. Bei der praktischen Anwendung dieser Theorie kommen die Slaven sehr schlimm ab, denn da ihre Sprachform, philologisch mit der deutschen verglichen, bedeutend, etwa um zwei Jahrtausende älter ist, so folgt daraus der wissenschaftlich begründete Schluß, daß wir den Slaven um zweitausend Jahre an geistiger Entwicklung überlegen sind.

(Sprengpulver.) Es ist auch wieder einmal die Erfindung eines neuen Kraftpulvers zu verzeichnen, dem man einen unberechenbaren Einfluß auf künftige Kriegführung zutraut. Der schwedische Ingenieur Herr Nobel, derselbe, der mit so gutem Erfolg vor Kurzem erst das Nitroglycerin als Sprengmittel in die bergmännische Praxis eingeführt, hat in Concurrenz mit sich selbst ein neues, trockenes Präparat ersonnen und Dynamit genannt, welches die jener Flüssigkeit anhaftenden Uebelstände nicht besitzen, in seiner Wirkung aber sogar noch stärker sein soll. Da die Zusammensetzung des Präparats noch unbekannt ist, so bleibt nur zu resumiren, was von ihm ausgesagt und gerühmt wird. Die Masse

wirkt hiernach als Staub eingeathmet etwas giftig, was sich aber durch Anfeuchten verhüten läßt, da ihr Nässe nicht schadet. Sonst ist sie ungefährlich, da sie durch Stoß nicht entzündbar ist und selbst bei Berührung mit Feuer nur langsam und ohne Explosion abbrennt. Die Kraftwirkung wird vielmehr erst hervorgerufen durch eine bestimmte Art des Anzündens, d. h. durch Anwendung eines besondern Zünders. Die Producte der Explosion, die ohne Rauch erfolgt, sind Kohlensäure, Stickstoff und Wasserdampf und es bleibt ein weißer Aschenrückstand. Im Vergleich zu gewöhnlichem Schießpulver ist der neue Stoff vier Mal theurer, aber die Kraftwirkung beträgt das Achtfache von jenem. Die Erfolge der bereits angestellten artilleristischen Versuche grenzen an das Wunderbare. Bomben gegen Fels oder Gemäuer geschossen, rissen durch ihre Explosion erstaunliche Löcher und Unterwasserminen brachten nicht nur das Meer in Aufruhr, sondern auch die Küste und die Gebäude auf derselben in Erschütterung. Hiernach scheint es, daß die Masse nur als gewaltiges Sprengmittel, nicht aber als eigentliches Schießpulver zum Forttreiben von Geschossen brauchbar sein werde.

Meteorologisches.

Witterung im Jänner 1868.

Das Jahr 1868 begann mit ungewöhnlich starkem und andauerndem Schneefall. Vom 1. bis 6. fiel der Schnee fast ununterbrochen, und zwar in den ersten Tagen bei einer Kälte von — 9°, am 5. bei steigender Wärme in noch größerer Menge. Die Schneelage am 6. betrug zu Klagenfurt 28 Zoll, in Hausdorf nur 17, in Raibl aber 37 Zoll. Die darauf eintretende Kälte war anhaltend, aber mäßig, nicht über 12 bis 13°. Am 17. bis 19. folgte Thauwetter bei stark veränderten Luftdruck, mit Regen und Schnee, darauf wieder und bis zu Ende des Monats anhaltende Temperatur, die am 25. an den meisten Orten ihr Maximum erreichte: in Tröpelach — 16·0, Klagenfurt — 14·8, Sachsenburg — 14·7, an den übrigen Stationen — 9 bis — 12°. (Im Norden unseres Welttheiles traten um diese Zeit vorübergehend ungewöhnliche Kältegrade auf, am 24. in Heparanda — 30·4° R., am 26. in Petersburg — 30, am 27. in Moskau — 29·8.)

Im Vergleiche mit der normalen Witterung war in Klagenfurt der Jänner bei — 5·6 Durchschnittswärme um — 0·7 zu kalt, doch war er noch kälter in den Jahren 1864 (— 10·3), 1861 (— 6·8), 1858 (— 10·0), 1850 (— 7·2) u. s. f., in 20 von 56 Jahren. Der Niederschlag von 3·3 Zoll ist um 0·8 Zoll zu hoch; noch mehr viel nur 1867 (4·8), 1843 (6·1), 1827 (5·6) und 1815 (4·4), mehr Schnee nur 1843. Im Jahre 1860 war die Schneemenge größer, fiel aber zum größten Theile im December.

Eisen- und Bleipreise.

Während sich im nördlichen Frankreich und im angrenzenden Belgien die Nachfrage nach Eisen nur unbedeutend besserte und die äußerst niedrigen Preise zur Einschränkung der Production und zu Abzügen an den Löhnen nöthigten, gewinnt dagegen das Metallgeschäft in den Rheinländern mehr Vertrauen und in Preußisch-Schlesien aber entschieden mehr Aufschwung. Der englische Geschäftsmann blickt mit einiger Besorgniß auf den Parteihader zwischen Präsident und Congreß in Nord-America, da man von dort im Falle keiner politischen Zerwürfnisse Aufträge auf Schienen für einige hundert englische Meilen Bahnen erwartet. Uebrigens klagt man in Wales, daß das Geschäft seit zwanzig Jahren nicht so schlecht wie in den letzten Monaten war, und in Staffordshire über Mangel an lebhafter Thätigkeit. Die Nachfrage nach Blei ist nach Berichten von London recht gut und die Preise sind fest.

Die österreichischen Eisenhütten sind in voller Thätigkeit und an der Ausdehnung ihres Betriebes durch den Mangel an Roheisen gehindert. Die Preise desselben haben daher so angezogen, daß in Kärnten schon Verkäufe mit 3 fl. 12 kr. per Zollcentner, 35 fl. per österr. Meiler, abgeschlossen wurden und daß die Agitation für Aufhebung der Roheisenzölle im Zunehmen ist.

Eisen-Preise.

Per Zollcentner in ö. W.:

Köln: Holzkohlenroheisen und Spiegeleisen fl. 2·25 — 2·50, Coaks-Roheisen affinage fl. 2·10, graues fl. 2·10 — 2·25, Schottisches Nr. 1 fl. 2·25 — 2·40, Stabeisen grobes fl. 4·88 — 6 fl.

Preußisch-Schlesien: Holzkohlenroheisen fl. 2·08, Coaksroheisen fl. 1·78 — 1·80, Stabeisen gewalztes fl. 4·13 — 5, geschmiedetes fl. 5·25 — 5·75.

Blei-Preise.

Köln: Raffinirtes Weichblei fl. 9·75 — 10, Hartblei fl. 9·38 — 9·63.
Berlin: Sächsisches fl. 9·63 — 9·75, Tarnowitzer fl. 10·13. — 10·25.

Klagenfurter Getreidedurchschnittspreise im Febr. der Jahre

	1859, fl. kr.	1860,	1861,	1862,	1863,	1864,	1865,	1866,	1867,	1868. v. 1.—15.
Weizen	4·14	5·79	6·43	6·39	4·81	4·33	3·29	3·72	6 15	6·48
Roggen	2·97	3·74	4·64	5·37	3·68	2·73	2·46	3 00	4·50	4·38
Gerste	2.90	3·85	3·79	4.28	3·78	2.86	2·22	2·22	4·28	3·69
Hafer	1·54	2·30	2·21	2·30	2·14	1·88	1 26	1·19	1·80	1·80
Mais	2·48	4·32	3 65	3·93	3·36	2·55	2·43	2·32	3·16	3·23
Silberagio	7·75	13 36	46 28	36·71	14·57	19·00	12·18	2·26	26·00	17·23

Inhalt des Februarheftes.

Druck von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Zeitschrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung.

Herausgegeben vom

Geschichtsvereine und Landesmuseum in Kärnten.

Redacteur Dr. Ludwig Jßleib.

№. 3. Achtundfünfzigster Jahrgang. 1868.

Das Haus in der Thalschlucht.

Novelle von Ludwig Bowitsch.

Biegt man westwärts von der Hauptstraße ab, so gelangt man in ein romantisches Thal, das den Bewohnern der Residenz einen beliebten Sommeraufenthalt bietet. Da nun, wo dieses Thal nach Süden schwenkend, sich plötzlich verengt, schimmert aus niederem Tannengehölze eine kleine, im Schweizer Style erbaute Villa. An Gemächern ist dieselbe nicht reich, der Garten aber nimmt eine große Area ein und steigt den Berg hinan, von dessen Kuppe ein prächtiger Ausblick sich öffnet. Gegenwärtig präsentirt sich nur noch ein Schatten der Vergangenheit, da die Miethleute sowohl als die Besitzer fortan wechseln. Vor Jahren jedoch, als Gebäude und Garten einer sorgsamen Pflege sich erfreuten, konnte sich ein reizenderer Landsitz kaum denken lassen.

Der fürstliche Rath Marken hatte den zierlichen Bau aufführen lassen, in der Absicht, ferne vom Geräusche der großen Stadt an der Seite eines lieben Jugendfreundes, der als Syndikus im Markte waltete, umgeben von Weib und Kindern, den Abend seines Lebens hinzubringen. Leider genoß er die Frucht seines Strebens nicht lange. Ein plötzlicher Tod führte ihn aus dem friedlichen Gehöfte in jenes Haus, wo ein noch tieferer Friede wohnt. Die Frau Räthin sehnte sich nicht nach der Residenz zurück. Das Besitzthum, welches der Lieblingstraum ihres Gatten gewesen war, erschien ihr nun, da der wackere Herr heimgegangen, doppelt werth und lieb. Auch den beiden Töchtern sagte die Abgeschiedenheit und

Stille zu: sie waren ja einfach und bescheiden erzogen worden, hatten, da ihnen die laute Welt fremd geblieben war, auch keine verlorene Freude zu bedauern.

Endlich ohne allen Verkehr war man nicht zu leben gezwungen. Oft kam der alte, biedere Syndikus auf Besuch und plauderte von fernen Zeiten, die er mit dem seligen Freunde hingebracht. Des Syndikus Gattin war ein gemüthvolles Weib. Zu Zeiten traf der Beiden Sohn im Thale ein. Dem Förster konnte man ebenso wenig gram sein, als dem Rentmeister. Der Winter bot manch trauliches Familienfest, der Sommer lockte zu Gebirgsausflügen.

Zwei Jahre hatten abgeschlossen, seit das Häuschen in der Schlucht bezogen worden war. Des Frühlings Herolde, die „Lerchen", schmetterten ihre lustigen Fanfaren durch's Land; mit neuem frischen Grün begannen sich die Wiesen zu kleiden und der alte Buchenwald hob seine Laubkrone wieder in die milden blauen Lüfte empor.

Die Mädchen saßen am geöffneten Fenster und blickten zuweilen vom Stickrahmen in die Landschaft hinaus. Die abwärts sinkende Sonne warf über die beiden jugendlichen Angesichter einen rosigen Schein.

Es waren feine schlanke Gestalten. Marthe, die jüngere Schwester, hatte vor Kurzem das siebenzehnte Jahr überschritten. Ohne eben eine imponirende Schönheit zu sein, war sie doch den Preis einer anmuthigen Blondine anzusprechen berufen. Das große blaue Auge glich einem reinen Spiegel, der die Bilder der Welt unvertrübt zurückwarf. Natalie ging dem zwanzigsten Sommer entgegen. Haare und Augen waren dunkelbraun. Letztere hatten einen seltsamen Glanz, der mehr nach innen als nach außen funkelte. Um die Lippen schwebte ein leiser Zug von Melancholie.

„Ei", rief die ins Gemach tretende Frau Räthin, „wie lange wollt Ihr denn noch die Fenster offen halten? — es beginnt kühl zu werden."

„Hast Recht Mutter", entgegnete Marthe und erhob sich vom Stuhle.

„Morgen", fuhr die Witwe fort, „wird der Gustav wieder eintreffen."

„Wirklich? das freut mich — das gibt wieder ein paar fröhliche Stunden!" rief Marthe.

„Du freust Dich", bedeutete Natalie, „und findest doch immer Anlässe zu hadern —"

„Weil er so eigensinnig ist und meine Ansichten nicht gelten lassen will —"

„Und Du selbst kommst Dir nicht eigensinnig vor?"

„Ich geb' mich, wie ich bin. —"

Gustav, des Syndikus Sohn, war ein junger Mann von 26 Jahren. Er hatte — freilich gegen seines Vaters Wunsch und Willen — der Malerkunst sich gewidmet und galt als Meister ersten Ranges.

„Er hat's weit gebracht, der Gustav," bedeutete zuweilen der Syndikus, „aber es ist und bleibt doch ein windiger Beruf; möchte es immer lieber sehen, wenn der Bursche sich zum Advocatenstande bequemt hätte."

Leichten Sinnes war Gustav allerdings. Von jener berechnenden Klugheit, die den alten Herrn charakterisirte, fand sich im jungen Künstler keine Spur. Er erwies sich gutmüthig bis zur Selbstvergessenheit und bemerkte es kaum, daß das Geld in seiner Hand wie Wachs zerfloß.

Wie zu erwarten gestanden war, veranstaltete Gustav eine Partie nach den sogenannten Wildgräben. Selbst der alte Herr ließ sich zur Theilnahme bereden.

Es war ein klarer, keineswegs jedoch milder und warmer Frühlingstag. Gustav erwies sich als die gute Laune selbst, half durch seine Scherze über Bedenken und Bemerkungen hinweg und erhielt die Gesellschaft in leidlich guter Stimmung. Trat im Gespräche zuweilen eine Pause ein so begann er irgend ein Liedlein anzustimmen:

„Der Lenz ist gekommen"

oder:

„Der Wald ist meine Freude,
Der Wald ist meine Lust,
Im Wald so tief und schauerlich,
Da grüßt ein fremdes Leben mich,
Da schweigt der Zorn der Brust!"

„Sie können gar nicht gründlich zornig sein", bedeutete Marthe.

„Glauben Sie, mein liebes, schönes Kind, der Grundton meiner Seele ist so gut, wie der eines jeden anderen Staubgebornen, ein Mißton, aber ich dämpf' ihn kräftig nieder, überpfeif', übersing', überlach' ihn!"

„Da sind Sie eigentlich recht unglücklich!"

„Ich bin glücklich, weil ich nicht unglücklich sein will. Der Mensch muß, wenn ihm das Erdenleben nicht zum Höllenpfuhl werden soll, mit den bösen Geistern ringen. Sitz' ich vor meiner Staffelei, so halt' ich durch Pinsel und Palette die Unholde im Zaume. Arbeit wird ja allenthalben als ein köstlicher Talisman gegen allen Teufelsspuck gerühmt. Immer kann ich aber und mag ich nicht am Berufskarren ziehen und dann — dann greif' ich nach anderen Mitteln; nur keine weichliche Ruhe,

kein beschauliches Nachsinnen! Das führt zur Melancholie — und Melancholie, das ist so ein Sumpfboden, auf dem das Unkraut gedeiht: Zorn, Verdruß, Haß und Neid und wie die sauberen Gewächse alle noch heißen. — Also frisch und bewegt —"

„Dieses Programm ist eine Kriegserklärung gegen jedes tiefere Gefühl."

„Ich entringe mich wo möglich jeder heimlichen Empfindung, aus —"

„Nun?"

„Aus Nächstenliebe. Sie sehen, daß ich echt christlich bin."

„Sonderbar!"

„Natürlich, wer sich selber quält, sich selber quälen läßt, kann ohne Neid oder doch wenigstens ohne Bitterkeit ein fremdes Glück nicht schauen." Sprach's und trillerte: „Grüner Wald! grüner Wald!"

„Und was sagen Sie, meine schweigsame Natalie?"

Das Mädchen lächelte. „Ich suche das Glück in stiller, sinniger Betrachtung."

„Ja, ja — Ihr Herz ist eine glatte, tiefe See; aber — aber —"

„Nur ausgesprochen, Freund Gustav!"

„Das tiefste Wasser wirft eben, wenn es vom Sturme aufgerüttelt worden ist, die furchtbarsten Wogen."

„Und Ihr Herz ist wahrscheinlich nur ein Wässerlein, das da plaudert, nichts weiter!"

„So ist's recht, Herr Farbenritter," rief Marthe, „daß Sie 'mal von der Schwester auch eine Lection bekommen, werde ohnehin immer getadelt von wegen der Fehden, welche ich mit Ihnen ausfechte."

Man trat ins Försterhaus. Der Waidmann selbst war nicht zugegen; ihn hatten dringende Geschäfte abgerufen. Die Frau Försterin aber bot dem lieben Bekannten ein freundliches Willkommen und sorgte so rasch es anging, für einen entsprechenden Imbiß.

„Mich dünkt," flüsterte der Syndikus der Frau Räthin zu, „daß mein Gustav Ihrer Marthe fortan inniger in's Auge blickt."

„Würden Sie einen Anstand gegen ein zärtliches Bündniß haben?"

„Frau Räthin," erwiederte Rohrheim, indem er die Hand der Witwe drückte, „meinem Gustav wäre nur zu wünschen, daß er bald in den Hafen eines geregelten Lebens einlaufe, nur scheint er einer strengeren Führerin zu bedürfen, als eben Marthe ist."

„Die Sorgen um Haus und Herd werden das leichte Blut der beiden jungen Leute bald ruhiger fließen machen."

„Daß doch der gute Marken so vorzeitig gestorben, wie würde er sich freuen."

„Gestern", hub die Försterin an, „hab' ich Gelegenheit gehabt, unsern neuen Herrn Doctor kennen zu lernen, daß ist wirklich ein prächtiger Mann!"

„Nun," entgegnete der Syndicus, „Ihr Leute im Walde seid eben so gesund, daß ein Doctor keinen Gegenstand Euerer Betrachtung abgibt. Der William ist schon über ein halbes Jahr im Markte ansässig."

„Mir war er jedenfalls neu; aber ein prächtiger Mann, ich wiederhol' es, man freut sich beinahe auf's Erkranken, um von ihm behandelt zu werden."

„Haben Frau Försterin sich gegen Ihren Herrn Gemahl auch mit diesen Worten ausgesprochen?" lachte Rohrheim.

„Ei, freilich!"

Marthe lachte; Gustav benützte die Gelegenheit zum Losbrennen einiger Witzraketen. Natalie wandte sich ab; über das bleiche Antlitz jedoch flog es wie ein mattes Wetterleuchten.

„Ja," bedeutete Frau Marken, „er ist ein angenehmer, ehrfurchtgebietender Mann. Der milde Ernst, das wohlwollende und streng gemessene Wort —"

„Wie alt mag er sein?" frug Marthe.

„Er soll schon hoch in den Dreißigen stehen —"

„Das hätt' ich nicht gedacht; aber ein schöner Mann ist er, schade nur, daß er verheiratet ist."

„Nun," rief die Försterin, „muß mir mein warmes Lob verziehen werden, da Fräulein Marthe —"

„Ei, mir gefallen alle hübschen Männer, auch — wenn sie im Sarge liegen, und — ein Verheirateter gilt mir so viel wie ein Todter."

„Gott bewahr' mich dann vor dem verhängnißvollen Gange zum Altare", fuhr Gustav auf, „ich will leben und vor Allem als ein Lebendiger gewürdigt werden."

Der alte Syndicus machte ein bitteres Gesicht. Ihm schufen derlei Erörterungen kein Behagen. Auch die Frau Räthin schüttelte ihr Haupt.

Bevor jedoch die alten Leute in ihre Bedenken sich zu vertiefen Zeit genommen hatten, rief Marthe:

„Nun, was ist's mit der Ersteigung des Kogels? Gustav kommen Sie, Frau Försterin geben uns den alten Martin als Führer mit, in zwei Stunden sind wir wieder da. Willst Du nicht auch uns begleiten, Natalie?"

„Ich bleibe bei den Eltern."

„Nun gut — wir geh'n."

„Geh't nur, geht," bedeutete Frau Marken, „aber keine Unbesonnenheit —"

„Der Weg ist ja ganz ungefährlich," bemerkte der alte Hüter des Hauses.

„Also vorwärts," commandirte Gustav und bald hörte man aus der Ferne es singen:

„Auf den Bergen wohnt die Freiheit,
„Auf den Bergen wohnt das Licht —
„Menschenbrust wird leichter droben,
„Was sie drückte, fühlt sie nicht —"

„Eine prächtige Stimme," meinte die Försterin.

„Ja, ja," sprach der Syndicus, „er würde auch für die Oper taugen; aber, aber, lieber wär's mir noch, wenn er so recht und so ganz und gar in's nüchterne Leben paßte."

„Wird sich geben, wird sich machen, lassen wir die jungen Leute fröhlich sein und seh'n wir ihnen ein bischen Uebermuth nach, bin selbst noch guter Laune."

Darnach wandte das Gespräch anderen Gegenständen sich zu.

Noch bevor die anberaumte Zeit verstrichen war, kamen Gustav und Marthe singend und lachend zurück.

„Nun heißt es aufbrechen," meinte die Räthin.

Andern Tags fuhr Gustav nach der Stadt zurück.

Natalie saß am Piano und ließ die Finger über die Tasten gleiten.

„Sag' mir nur Schwester," rief Marthe, „was versetzt Dich doch in so seltsam friedliche und Andern gegenüber gewissermaßen unheimliche Stimmung. Stundenlang kannst Du verharren, ohne ein Wort zu sprechen, warst doch vordem nicht so schweigsam?"

„Laß mich, Marthe," lautete die Entgegnung, „meine Stimmung ist durchaus weder böse noch trübe, aber es gewährt mir ein eigenes Behagen, so still in mich hinein zu leben."

„Dem Gustav ist's aufgefallen und er hat Dich ein blaßes Sauertöpfchen genannt."

„Mag er im Sturme sich wohlbefinden, mich laß' träumen!"

„Schön, sehr schön, die Mutter schmollt mit mir, weil ich zu ausgelassen, zu pikant, zu frivol, und weiß Gott, was noch Alles bin; die Schwester sinnt, träumt, und hat keine Antwort auf meine Fragen. Erklärt mir nur, auf welche Weise man am leichtesten den Rückzug in sich

selbst bewerkstelliget. Zwei Schnecken kauern bereits in ihren Häusern, da bleibt der Dritten nichts anderes übrig, als ein Gleiches zu thun, wenn sie sich nicht an der steinernen Umgebung die Fühlhörner abstossen will."

Es vergingen einige Tage. Marthe mochte oder konnte nicht den besprochenen Rückzug in's Werk setzen; sie sprang gleich einer Gemse umher und trillerte gleich einer Lerche.

Die Frau Räthin gab ihr Schmollen auf und lachte schließlich selbst über ihr launiges Kind.

Natalie schien gleichfalls wieder zu erwärmen; auch sie lächelte bisweilen, aber dieses Lächeln war ein Lächeln des Mondes aus Wolken.

Da kam plötzlich der Gemeindedien r hastigen Schrittes vom Markte her dem Hause zugeeilt.

„Der Herr Syndikus ist gestern erkrankt, die Sache nimmt einen bedenklichen Verlauf. Wer weiß, wenn Sie zögern, ob Sie ihn noch einmal sprechen werden."

Frau von Marken fuhr entsetzt zusammen, Marthe rief: „Das ist unmöglich!" Natalie sprach: „Laß uns nicht weilen und jammern; rasch angekleidet und sich auf den Weg gemacht!"

Der alte Herr war sehr schwach, dennoch blitzte sein Auge freudig auf, als die Räthin mit ihren Töchtern eintrat.

„Es wird vorübergehen, ich fühle mich bereits wohler!"

„Ja, Du wirst bei uns bleiben, rief Frau Rohrheim und wischte ihrem Gatten den Schweiß, vom Angesichte.

Der Kranke sprach lebhafter, als es je sein Brauch gewesen war, auf ferne Zeiten griff sein Wort zurück, Pläne für die Zukunft gingen über seine Lippen.

„Du sollst Dich ruhig, recht ruhig erhalten," bedeutete die Gattin, „hast Du des Doctors Warnung vergessen?

„Mir ist nie so behäbig gewesen. Ist mir nur leid, daß der Gustav so in Schrecken versetzt worden ist. Morgen wird er wohl kommen, es ist ihm erst heute geschrieben worden. Werde bald wieder das Bett verlassen, hörst Du, Anna, stopf' mir ein Pfeifchen."

„Er wird wieder gesund! Ja, kein Zweifel," flüsterte Frau Rohrheim triumphirend dem Mädchen zu.

Doctor William erschien. Die Witwe mit ihren Töchtern begab sich ins Nebenzimmer. Martha weinte. Nataliens Wangen hatten sich beim Eintritte des Doctors purpurn gefärbt, waren aber eben so schnell bleich wie Schnee geworden.

„Herr Doctor," fragte Frau Marken dem sich Entfernenden, „Hoffnung? Hoffnung?"

„Keine," bedeutete William mit leiser Stimme und zuckte mit den Achseln.

Die rosige Stimmung des alten Herrn war das letzte Aufflackern einer scheidenden Sonne gewesen. Der gute Mann brach schnell zusammen. Einige Male rief er: „Gustav! Gustav!?" Dann wandte er sich gegen Marthe: „Du wirst doch meines Sohnes guter Engel sein — nicht wahr!?" — — ja —!"

Die Augen fielen ihm zu. Die beiden Frauen warfen sich auf den Todten. Marthe jammerte und ihre Thränen rollten reich und warm von den Wangen herab. Natalie lehnte, sich zu stützen, ihr Haupt an die Wand. Kein Laut kam von ihren Lippen. Das Auge war feucht; die Gedanken schienen auf fernen, fernen Pfaden zu gehen.

Der Syndikus hatte seit frühen Jahren an Lungenkrämpfen gelitten. „Man muß sich verwundern," äußerte der Doctor, „daß der sieche Körper so lange ausgedauert."

Frau von Marken meinte, ihren Gatten zum zweiten Male verloren zu haben. Auf dem Jugendfreunde des Heimgegangenen hatte sie die bösen Erinerungen aus fernen Zeiten übertragen. Die arme Frau!

Gustav schien all' seiner Laune verlustig geworden zu sein. Er hatte ja seinen Vater recht herzlich geliebt.

„Du trägst keine Schuld an der verspäteten Ankunft", bedeutete die Mutter, „wir ahnten nicht, daß ein so trauriger Abschluß so rasch erfolgen sollte. Seine letzten Gedanken galten Dir, er hat die jüngere Marken als Deine Braut betrachtet, die Freude durfte er nicht mehr erleben.

In einem Strome von Thränen erstickten die letzten Worte.

Gustav versank in tiefes Nachdenken. Das Leben trat plötzlich ernst an ihn hinan. Marthe erschien ihn bedeutungsvoller, sie hatte nach des Vaters letzten Worten eine Sendung zu erfüllen, sie sollte sein Schutzgeist sein. Er warf prüfende Blicke in seinen bisherigen Haushalt und mußte sich gestehen, daß bei solcher Wirth- oder eigentlich Mißw rthschaft an ein Familienleben nicht gedacht werden könne. Ein Stillleben am häuslichen Herde, ein künstlerisches Schaffen an der Seite eines trauten Weibes däuchte ihm nicht ferner unmöglich. Ja er begann sogar ein derartiges künstlerisches Stillleben sich mit recht schönen Farben auszumalen und das, was er bis nun nicht in den Kreis seiner Betrachtungen

gezogen, und wenn es sich ihm aufdrängen wollte, sogar zurückgewiesen hatte, als anstrebenswürdig ins Auge zu fassen.

Marthe wäre zweifelsohne, wie es der Sterbende gewünscht, Gustav's guter Engel geworden, wenn sie über die Erfüllung dieser Aufgabe ernstlich nachgedacht hätte.

Es war ein prachtvoller, milder Frühlingsabend. Des Mondes Silberhorn hing über den Bergen und da und dort klang eines Sprossers Lied.

Natalie war vom Garten aus den Berg emporgestiegen und blickte sinnend in die Landschaft hinaus. Nicht lange stand sie einsam an der Säule eines kleinen hölzernen Tempels, der die Anhöhe zu schmücken berufen war, als eine männliche Stimme sie aus ihrem Traume erwachen machte.

„Endlich nach langer Zeit ist es mir wieder vergönnt, Sie zu begrüßen."

Natalie zitterte wie Espenlaub. „Sie kennen ja meinen Entschluß, Ihnen nicht wieder begegnen zu wollen."

„Es waren schöne Stunden, die ich Ihnen verdanke und deren Erinnerung mich noch heute selig macht!"

„Wir wollen und müssen ferne von einander geh'n; selbst im Gedanken sich zu begegnen, ist gefährlich —"

„Kann und darf ein edles weibliches Wesen nicht eines Mannes Freundin sein!?"

„Ich habe mich geprüft und für die Rolle einer Freundin zu — ja ich will es Ihnen gestehen — zu schwach befunden; ich achte ich verehre Sie — dächte ich minder edel von Ihnen, ich würde Ihnen in mein Herz zu schauen nicht verstatten. So aber — um den Kampf mir nicht zu erschweren — muß ich Sie —"

„Meiden? Nein Natalie, entfernt von Ihnen fühle ich mein Herz noch heftiger pochen, in Ihrer Nähe, in Ihrer heiligen Nähe schweigt der Sturm."

„Wenn unsere Herzen völlig ruhig geworden sind, dürfen wir es wagen, uns wieder in's Auge zu schauen."

Sie sprach's mit allem Aufwande von Hohheit und Würde und wandte sich dem Wege zu, der nach dem Garten zum Hause führte.

William blieb noch eine Weile, wie versteinert stehen, und blickte der Enteilenden traumverloren nach; dann verschwand auch er im Gehölze.

Auf dem guten Doctor lastete ein schweres Geschick.

Er hatte sich unter Entbehrungen und Sorgen durch's Leben schlagen müssen und erst durch die Fürsorge eines greisen Berufsgenossen festen Halt genommen. Um sich dankbar zu erweisen, beschloß er seines Gönners Tochter, deren Jugendreize schon längst erloschen waren, zum Altare zu führen. Er, der im Ringen um die Existenz vom Zauber der Liebe nie berührt worden war, wagte bedenkenlos den entscheidenden Schritt. Das Mädchen war in sittlicher Beziehung ohne Tadel, trug jedoch, wie es sich nachträglich erwies, den Keim eines unheilbaren Siechthums in sich. Die schon in früheren Jahren wenn gleich selten und nur auf Augenblicke zu Tage getretenen leisen Geistesstörungen machten wenige Monate nach der Vermählung neuerdings sich geltend, nahmen allmählig einen bedenklichen Charakter an und gingen schließlich in stillem Wahnsinn über. Wohl mußte William sich unbefriedigt fühlen und die Ahnung eines ihm versagten Glückes zog als ein böser Dämon durch sein Herz. Er hatte groß zu handeln vermeint und nun, wo er weder sein eigenes, noch ein fremdes Wohlbefinden gefördert hatte, kam ihm seine That als ein Werk des Aberwitzes vor. Oft schien sein ganzes Wesen in Grimm sich auflösen zu wollen und er bedurfte aller Kraft, um im Anstreben erhabener Ziele seinen ursprünglichen Idealen treu zu bleiben. Einer schwärmerischen Idee hatte er Glück und Freiheit geopfert, schwärmerische Ideen sollten fortan ihn leiten und das gebrachte Opfer verschmerzen helfen. Der Wissenschaft sich mit Begeisterung zu weihen, der Menschheit zu nützen und zu dienen, das war sein heiliger Vorsatz. Er wollte sich selbst in seinem Wirken vergessen.

Verhältnisse eigenthümlicher Art waren es, die ihn zur Uebersiedlung bestimmten. Bald nach seiner Ankunft im Orte, den er sich zum Schauplatze seiner neuen Thätigkeit erwählt, traf er mit Natalie zusammen. Alle längst entschlaffenen Träume wachten plötzlich wieder auf.

Auch für das Mädchen wurde Williams Erscheinung eine verhängnißvolle. In dem Doctor trat ihr der Mann, wie sie ihn aus Romanen gebildet hatte, entgegen. Wie schal und flach erschien Gustav's Gebaren gegenüber dem erstern, gewaltigen Wesen dieses Mannes! Es lastete auf ihr, wenn er sprach, wie ein Bann, dem sie nicht zu entringen vermochte. Es reizte sie, in den Abgrund einer tiefen, räthselvollen Gemüthswelt zu schauen.

So geschahs, daß Leidenschaft mit ihren Flammenfittigen zwei Herzen umrauschte, bevor sich dieselben von ihren Gefühlen Rechenschaft gegeben hatten.

Natalie ging vorerst mit sich in's Gericht, mit der Anstrengung einer Verzweifelnden riß sie sich von dem Geliebten los.

William glaubte keines Verbrechens sich anklagen zu müssen. Er wollte ja nur träumen, süß träumen an der Seite des blaßen Mädchens, Trost suchen für ein zu veröden drohendes Herz in der Mitempfindung einer reinen, weiblichen Seele! Ob er wirklich so stark war? Ob er sich für stärker hielt?

Der Hügel des alten Syndikus begann sich zu senken und auch die Trauer in den Herzen der Hinterbliebenen wurde stiller und milder.

Marthe sprang, sang und plauderte.

Auch Gustav war so ziemlich seiner alten Laune Meister. Ein wenig besonnener schien er indessen doch geworden zu sein.

„Willst Du meine Braut sein, Marthe?"

Marthe lachte.

Gustav fühlte sich tief, wie nie verletzt. Er hatte es ernst gesprochen und ernst gemeint.

„Was lachst du?"

„Du meinst des Vaters Wunsch zu erfüllen — Ei, ei, wenn ich dein Engel bleiben soll, kann ich nicht dein Weib werden!"

„Warum nicht?"

„Den Weibern werden ja die Flügel abgestutzt!"

„Ich war bedacht, meine ökonomischen Verhältnisse zu regeln. Vom Vater empfange ich auch ein kleines Erbgut, bist Du gewillt, kommenden Herbst die Ringe zu wechseln?"

„Bis dorthin läßt sich die Sache überlegen."

„Gegenwärtig —,"

„Meinst Du — oder meinen Herr Rohrheim, daß ich vielleicht früher unter das heilige Joch zu treten mich sehne? Nicht im Mindesten —"

„O nein, Fräulein Marthe, auch ich fühle mich nicht gedrängt" sprach Gustav und entfernte sich rasch.

Auf scherzhafte Äußerungen hatte er bis nun witzige Entgegnungen, auch wenn sie beißend sein mochten, willig hingenommen; nun wo er eine ernste Willensmeinung ausgesprochen hatte, war er auch auf einen ernsten Bescheid gefaßt gewesen. Er wußte wohl, daß die schnippische Antwort nicht als endgiltige Abweisung betrachtet werden konnte, aber sie that ihm weh. Es däuchte ihm, daß Marthe in ihm nur den Gesellschafter, nicht aber den Mann zu würdigen geneigt sei.

„Sie mag mir nicht eigentlich gram sein — zu lieben scheint sie mich nicht? — Und liebe ich denn den neckischen Kobold? Kann ich überhaupt lieben? Sie hat ein gutes Herz die Marthe; aber denkt sie, dieses gute Herz ganz und gar und ausschließlich mir zu weihen? Des Todten Worte haben sie in meinen Augen verklärt; diese Sendung wird sie nicht erfüllen!"

Nach einigen Tagen trafen die jungen Leute wieder zusammen.

„Was ich jüngst gesprochen, Fräulein, bitte ich als nicht gesprochen zu betrachten; wir verbleiben im früheren, freundschaftlichen Verhältnisse, ich denke nicht fürder daran, Sie zu einem Schritte verleiten zu wollen, den Sie möglicher Weise bereuen könnten, will Sie als meinen pikanten Dämon betrachten, den Engel begehr' ich nicht."

Er sprach diese Worte unbefangen, ohne alle Bitterkeit. Er lächelte wie er gelächelt hatte, vor des Vaters Hintritt.

Ueber Marthe's Antlitz aber flog es wie eine dunkle Wolke. Sie lächelte nicht, sondern — sie zitterte.

„Freilich, freilich," sprach sie endlich mit tonloser Stimme, als aber Mutter und Schwester herantraten, schlich sie fort.

Gustav erwies sich gesprächig und heiter.

Marthe gab ihm, als er schied, keinen Abschiedsgruß. Auch so oft er in der Folge auf Besuch kam, hielt si: sich wo möglich fern von ihm.

„Sie hat mich nie geliebt," sprach der Künstler zu sich selbst, „kindliche Neigung, nichts weiter, vielleicht würde sie meinen Bitten nachgegeben haben und unglücklich geworden sein sammt mir — gut, daß es so gekommen."

Zuweilen freilich erschien sie ihm in einem milderen Lichte und oft umrauschten ihn, wenn er so hinsann, ihre goldenen Locken und helle, große, blaue Augen warfen ihm sein eigenes Bild zurück. Dann aber raffte er sich auf und griff entweder nach Pinsel und Palette, oder verpfiff, versang und verlachte seinen Harm.

Marthe wandelte gleich einem Schatten durch die Zimmer des Hauses, durch die Gehege des Gartens.

Eines Tages, als Gustav bedeutete: „Wir haben doch recht glückliche Stunden verlebt," blitzte in ihrem Auge eine helle große Thräne. Sie wandte sich jedoch ab, fuhr sich über die Stirne und sprach:

„Sind wir jetzt minder glücklich?"

„Nun, wenn wir auch gegenwärtig völlig glücklich," entgegnete Gustav, „so ziemt es sich doch, auch das vergangene Glück zu würdigen."

Nie, so lange Marthe sich glücklich gefühlt hatte, war es ihr beigefallen, nach dem Grunde von Natalien's Schweigsamkeit zu forschen. Nun, wo sie mit sich selbst zerklüftet war, gewahrte sie, welch eine dunkle Wolke das Gemüth der Schwester umnachtete. Minderer Selbstbeherrschung fähig und mit ihrem ganzen Wesen mehr nach Außen hingewiesen, suchte sie jetzt in Natalien's Brust ein mitfühlendes Herz. Die aber fällte, obgleich mit sanften Worten, ein rasches Urtheil: „Der ewige Hader im Scherze mußte zum Zwiespalte im Ernste führen."

„Auch Dein Blick zeigt nicht von Freude!"

„Ich finde mein Glück in mir!"

„Ich werde fürder mich blindlings von den Wogen des Lebens nicht mehr treiben lassen, will feste Vorsätze fassen."

„Fasse sie, pflege sie, aber traue ihnen nicht zu viel. Die Verhältnisse sind stärker, als alle Vorsätze und Ueberzeugungen."

„Dann bin ich zu entschuldigen, ich ließ mich eben nur von meiner Laune bemeistern."

„Du magst, das will ich gerne gelten lassen, auf ein mildes Urtheil Anspruch haben, aber besiegt worden zu sein, lastet doch stets als Schuld auf dem Besiegten!"

So begannen und endeten die schwesterlichen Unterredungen. Unter einem gemeinsamen Dache schliefen zwei einsame Herzen.

Lange Zeit mochte die Räthin ihren Bedenken keinen Ausdruck geben. Endlich aber stellte sie Marthe zu Rede:

„Hat zwischen Dir und Gustav ein Verdruß stattgefunden?"

„Keineswegs, wir sind uns gut, wie wir es waren!"

„Ich meine, eine gewisse Spannung zu bemerken."

„Ei, kleine Fehden haben wir immer miteinander durchkämpft."

„Du sollst Dein Köpfchen schon zuweilen ein wenig ducken."

„Er muß mich nehmen, wie ich bin."

„Nun, wenn er Dich nur nimmt, er ist doch ein ganz braver Mensch."

„Denkst Du an's Heiraten, Mutter? — Davon mag ich nichts wissen."

Frau von Marken schlug ihre Augen groß auf.

„Das ist wirklich sonderbar. Mädchen, handle nicht unvernünftig!"

Als Gustav wiederkam, gab sich Marthe fröhlich und neckisch, wie in früheren Tagen.

Würde Gustav tiefere Beobachtungen angestellt haben, so müßte ihm kundgeworden sein, wie erzwungen dieses Lächeln war.

Solcher Mühe unterzog er sich nicht, er hielt an der Erscheinung und dachte: „Nun die ist wirklich nicht traurig, der liegt wirklich blutwenig an mir."

Die Witwe aber meinte: „Es herrscht wirklich noch der alte, naive Ton unter den jungen Leuten, aber es wäre Zeit wenn — das wahre Gefühl macht nicht so viel Worte."

Um Natalie kümmerte sich die Mutter weniger. Das Mädchen war ja immer still und schweigsam gewesen und besorgte, ohne zu ermüden fast die ganze Hauswirthschaft mit einer Nettigkeit, die nichts zu wünschen übrig ließ. Wenn Eines der alten Frau an ihrer älteren Tochter nicht unbedingt behagte, so war es die Gewohnheit, bis in die tiefe Nacht über Büchern zu brüten. „Aber" beruhigte sich sich, „das ist auch ihr einzig Vergnügen."

Der Sommer war rüstig vorgeschritten, nur da und dort klang aus dem Nadelholze noch ein Vogellaut und der Laubwald nahm eine dunklere Färbung an.

Es war eine milde, warme, prächtige Vollmondnacht. Alles schlief im Schweizerhaus an der Thalschlucht; nur Natalie wandelte unfern vom Garten am Rande der Lichtung eines Gehölzes auf und nieder.

Da rauschte es in den Zweigen. Eine Mannesgestalt trat vor.

„Natalie! Engel meines Lebens! —"

„O spotten Sie nicht meiner — Engel dürfen nicht handeln, wie ich."

„Engel sind die Ideale der Güte und Milde und gut und milde sind Sie."

„Ich bin schwach, da ich Ihnen nicht zu widerstehen vermag; ich bin dem Gelöbniß, Ihnen nicht wieder zu begegnen, untreu geworden, und — sündige."

„Sündigen?! indem Sie mich wieder glauben, hoffen und lieben machen? Sie haben den Dünkel von mir genommen, in welchem ich eine übermenschliche Rolle zu spielen mich vermaß. — Ich war ein eitler Geck, der sich selbst bewunderte und auf eine Höhe emporzuschwindeln suchte, auf welcher der Staubgeborne sich nie behaupten kann! Tugendstolz ist der Sterblichen größtes Laster — nur wessen Herz befriedigt ist, kann wahrhaft gut und menschenfreundlich sein."

„Das sind Worte — Worte!"

„Natalie."

„Nur — daß sie von Ihren Lippen mir zu Herzen gehen" —

„Ach, so finden meine Gedanken, meine Gefühle Widerklang in Ihrem Geiste, in ihrer Brust? — Ich bin nicht mehr einsam!"

„William — mag mir Gott verzeihen — ja ich liebe Sie unaussprechlich glühend" und sie sank an des Doctors Brust.

Dieser schlang seine Arme um die schöne Jungfrau. Ihr Herz schlug an dem seinen; die Glut ihrer Lebenswärme goß Feuer in seine Adern.

William preßte einen heißen Kuß auf die bleiche Stirne, dann legte er sein Haupt auf ihre Schulter. „Natalie — meine Freundin werden Sie sein und bleiben! —"

„Auf ewig" flüsterte das Mädchen.

Spät war Natalie zu Bette gegangen und doch erging sie sich wieder zuerst im Garten. Kein Schlummer hatte ihre Augen geschlossen. „Ach, daß dieser Mann auf meinen Wegen mir entgegen kam!" sprach sie zu sich „schamroth muß ich vor ihm mein Antlitz zur Erde senken. Wenn ich ihn nur hassen könnte, ihn, vor dem ich mich so tief erniedrigt, doch nein, ich kann ihn nicht hassen, ich muß ihn bewundern! Er, der den Frieden meines Herzens mir geraubt, erscheint mir wie ein Heiliger. Ich habe ihm geschworen, eine treue Freundin zu sein; ich will den Schwur halten!"

Gustavs Besuche trafen seltener und seltener ein. Wald und Wiese hatten ihres grünen Schmuckes sich begeben und wochenlange wurden die schweren, grauen Nebel nur auf wenige Stunden von lichten Sonnenblicken durchbrochen.

Marthe hatte sich halb ohnmächtig in einen Stuhl zurückgesetzt. Ein Brief lag auf den Boden, der ihrer Hand entfallen war.

Der Brief war von b.kannter Hand geschrieben. Gustav meldete, daß er sich mit der Tochter eines Banquiers zu verehelichen entschlossen sei und lud seine schelmische Jugendgefährtin zur Hochzeitfeier ein.

„Was ist dir liebes Kind?" frug die Witwe.

„Nichts" entgegnete Marthe.

„Du zitterst."

„Es wird vorübergehen". —

„Du hast ihn zurückgestossen und nun er eine andere Wahl getroffen —"

„Ich habe ihn verloren, verloren und jetzt, jetzt, — da ich ihn aufzugeben gezwungen, fühle ich erst —"

„Unglückliches Kind, du hast ihn doch geliebt?!"

„Ich muß es mir gestehen, was ich mir nie gestehen wollte, ich fühle, was er mir war, nun ich ihn auf ewig verloren!"

Ein Strom von Thränen glitt über die Wangen des Mädchens.

„Armes Mädchen" rief die Räthin und suchte Marthe's heißen Schmerz zu mildern. „Daß du doch meinen Mahnungen taub geblieben bist!"

„Laß mich weinen und sterben!"

Gustav feierte seine Hochzeit. Marthe kam nicht zu Gast. Sie hätte, auch wenn es in ihren Willen gelegen wäre, nicht erscheinen können, denn sie war krank, schwer krank. —

Wohl genas sie wieder, doch der Duft von ihrem Leben war abgestreift. Das Lächeln des Muthwillens hatte dem Lächeln der Schwermuth weichen müssen und das Feuer der großen, blauen Augen war erloschen.

Als der Frühling wieder kam, wurde Marthe zu Grabe getragen.

Dem Töchterlein folgte in Bälde die Mutter. Auch Gustav fand das erwartete Glück an der Seite seiner Gattin nicht. Von dem Augenblicke an, als er die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß er von Marthe wirklich geliebt worden war, warfen die Erinnerungen an die heimgegang'ne Jugendfreundin ihre Schatten in sein Leben.

Des Doctors wahnsinnige Frau lebte noch volle zwanzig Jahre; und fortan bewahrte Natalie dem Freunde ihr jungfräuliches Herz.

„Willst Du nun meine Gattin werden," rief William.

„Nein, ich mag in kein neues Verhältniß treten. Laß' mich deine Freundin bleiben, die Blume des Herbstes darf nicht als Frühlingsrose gelten wollen!" — —

Nun schlafen sie Alle, die als erste Besitzer das Häuschen in der Thalschlucht bewohnt, Alle, die mit diesen ersten Besitzern verkehrt. Schon beginnen die Leichensteine zu verwittern und die Goldschrift, welche den Verdiensten des Doctors und seiner edlen Freundin um die leidende Menschheit warme Worte des Dankes spendet, wird binnen wenig Jahren erloschen sein.

Andere Herzen aber träumen den uralten Traum der Liebe; andere Herzen blühen und verwelken.

Kärntner Volkssagen aus der Spinnstube.

(Drau-Thal.)

„Gesegne Gott das Genossene", sagte der alte Tonibauer nach dem kurzen Tischgebete, stand dann auf, nahm von dem Fensterbrette Pfeife und Tabakbeutel und stopfte sich eine. „Kinder", sprach er dann, indem er anzündete, die Stube ist warm, nehmt Eure Räder und laßt sie sich drehen, und Du Mutter, nimm Deinen Strumpf zur Hand und erzähl' Eins; Hände und Mund rühren sich bei Dir leichter, als die Füße, arme Alte!"

Hanns — das war des Tonibauers Sohn — stellte den „Leuchter-Paule" mit dem lustig flackernden Spahne auf die Ofenmauer, zog einige Scheiter hinter dem Ofen hervor und fing an Spähne zu reißen; der Alte blies Wolken und schnitzelte an einem Dreschschwingel; die Anderen saßen ringsum, hatten die Spinnräder vor sich und fingen an zu treten; die alte Mutter aber hatte den Strumpf in der Hand und den Knäuel unter dem Arme. Sie blickte auf ihren Alten hinüber und begann:

„Es war einmal ein steinreicher Müller, dem schaute der Geiz mit den Knochen durch die dürre Haut heraus. Er hatte viel Geld und hatte viel Feld. In seinem Eichenkasten waren Silber und Gold; dazwischen die Thränen der Gedrückten, die Flüche der Betrogenen und die Schimpfworte Derer, denen er durch die Mühle viel zu viel abgeklappert hatte. Wenn er auf seinen Feldern ging, mußte er auf einen Stein niedersitzen und ausschnaufen, ehe er an's Ende kam. Geiz hat aber keine Rast und Ruh' und nie genug, und so dachte der Müller oft: „„Nachbars Acker muß ich noch haben, gehe es wie es wolle."" Er dachte so bei Tag und Nacht; er schaute bei Tag, er schaute in der Nacht hinüber nach jenem Acker, wenn andere Leute schliefen; kurzum es war ihm nicht mehr wohl. — Einmal lugte er wieder nachtszeit hinaus zum Fenster; der Mondschein lag wie Silber ausgegossen auf Nachbars Acker. Der Geizhals seufzte: „„Ich muß ihn haben""; dann lugte er noch eine Zeit, ballte die Hand zusammen und murmelte: „„Einmal ein Theilchen; wer wird es sehen?"" Hierauf nahm er den Hut und eine Haue, ging leise ins Freie und schlich durch seinen Garten nach jenem Acker hin. Im Gebüsche stand der schwarze Hauskater und schaute mit leuchtenden Augen — vielleicht nach einem Mäuslein. Als der Geizhals näher kam, duckte er sich und dann war er flugs oben am Gartenzaun. „„Jesus, Maria! der Leibhaftige!"" schrie der Müller und ging ins

Knie. Bald aber erkannte er seinen Kater und rief: „„Du bist's, Beest!““ und schlug mit der Haue nach der Katze, während es noch kalt über seinen Rücken lief. Die Katze hatte nicht gewartet und der Geizhals ging wieder weiter. Wo des Nachbars Acker mit seinem Feld zusammenstieß, war ein großer Grenzstein, den der Müller selbst hatte setzen lassen, so weh es ihm auch gethan hatte. Bei diesem stand er und ruhte ein wenig. „„Ich war ein Narr““, sprach er bei sich; „„jetzt wird's schwer gehen. — Sehen wird mich kein Mensch, hören auch nicht.““ Der Grenzstein flüsterte in Einem fort:

„„Setz' mich etwas quer,
Hast zwei Säcke mehr.““

Dann fing er an zu graben mit Haue und Hand und dann zu heben — aber es ging nicht. Da nahm er alle Kraft zusammen und — ruck — war der Stein heraus, doch der Geizhals war gefallen und der Stein lag auf seinem Kopfe.“ So hat man ihn des Morgens todt gefunden.“

„Armer Häuter!“ sagte die Liese.

„Ein Paar auf den Rücken noch dazu“, meinte Hanns.

„Merkt's Euch lieber“, sprach der Tonibauer und klopfte die Pfeife auf der Hand aus:

„Unrecht' Gut, gestohl'nes Brod
Segnet nie der liebe Gott!“

Arbeitet fleißig und nehm't nichts; schenkt Euch aber Jemand Etwas, so sagt: Vergelt's Gott! — Mutter noch Eins.“

„Ja, die Vergelt'sgott bringen viel Segen mit sich,“ sagte die Tonibäuerin und fuhr mit der Nadel ins Haar. „Dort im Unterlande war vor Jahren ein reicher Bauer, der gab den Bettlern gerne. Wenn zu viele kamen, fluchte er aber doch beim Geben. Der Bauer war einmal im Wirthshause und hatte schon das dritte Seitel. Es wurde von allerhand gesprochen, auch von den Bettlern. Da schimpfte der Bauer und sagte: „Es ist Alles bloß faules Gesindel über einander. Gibt man nichts, ist man nicht einmal sicher, daß das Haus zu brennen anfängt, und für's Geben hat man nichts. „„Vergelt's Gott, tausendmal! — Tausendmal vergelt's Gott!““ schreit ein jeder solcher Lump, aber die Vergelt's Gott hat mir noch Niemand abgekauft.“ — Es war ein Fremder beim Tische und hielt mit. Der sagte: „Nun, wie theuer bist Du damit?“ — „Willst Du sie mir abkaufen?“ lachte der Bauer. — „Vielleicht; sag' einmal.“ — „He! weißt was, eine Halbe geht mir noch ab. Zahl' sie, so sind die Vergelt's Gott Dein. — „Her die Hand“,

sprach ernst der Fremde. Der Wirth brachte den Wein; der Fremde zahlte und ging. — „Der hat einen Dorn im Kopfe", sagte Einer und sie lachten und tranken weiter und wackelten dann nach Hause. Als zehn Jährlein um waren, sagte der reiche Bauer „Vergelt's Gott" vor den Thüren, wenn ihm Jemand etwas gab, und der Fremde war an seiner Stelle auf dem reichen Bauernhause.

Versöhnung.

Betritt Dein Fuß die Stätte wieder,
Wo einst Dein Herz die Liebe fand,
Da weht's Dich an wie Frühlingslieder,
Aus einem schönen Feenland.
Da ist Dir heilig jede Stelle
Und heilig ist Dir jeder Raum,
Wo Dir auf rosenfarb'ner Welle
Verrann des Lebens schönster Traum.

Doch nah'st Du wieder jener Stätte,
Wo sich Dein Herz in Kummer wand,
Wo es vor Schmerz verzweifelt hätte,
Wenn es nicht Trost im Hoffen fand,
Da sei auch heilig Dir die Erde,
Die Du mit müdem Fuß betrittst,
Sie half Dir tragen die Beschwerde,
Und alle Qualen, die Du littst.

Sieh' hin, da ist kein Ort der Runde,
Der nicht zu Dir mit Wehmuth spräch',
Der nicht in Deines Herzens Grunde
Die Blüthe der Erinn'rung bräch',
Und was Dir schrecklich einst geschienen,
Das naht sich Dir nun sanft und mild
Mit ernsten, aber schönen Mienen:
Als der Versöhnung Friedensbild.

Ludwig Ißleib.

Hermann Lingg.

Ein Dichterbild.

I.

Der Revolutionssturm des Jahres 1848 war über unsern Erdtheil dahingebraust, seinen Pfad allenthalben durch Trümmer bezeichnend. Die Weltgeschichte hatte den Deutschen wieder einmal zu Gemüthe geführt, daß sie ein Volk von Träumern seien, daß ihre politische Bildung dem idealen Auffluge nicht folgen könne. Jung-Deutschland hatte sich in Laube's „Ueber das Frankfurter-Parlament" selbst gerichtet; die „Sache der Ordnung" war nach Niederwerfung des badischen Aufstandes auf allen Punkten im Siege. Ob willig oder knirschend ließ das Volk seine Machthaber gewähren, die Periode der Reaction, des großen politischen Katzenjammers war über Deutschland angebrochen. Wie der Mann die liebsten Träume seiner Jugend belächelt, so war die Freiheitslyrik der 40 Jahre außer Curs gerathen, so hätten wir fast unsere Freiheitsapostel für den idealen Rausch des großen Bewegungsjahres, in welchem ihre Lieder Fleisch und Blut geworden, in wohlgegliederten Schaaren mit dem Federhut und Schleppsäbel durch die Gassen stürmten und auf den Barrikaden standen, wie für die Niederlage und herbe Enttäuschung verantwortlich gemacht. In diese Kirchhofsstille klang nun vernehmlich das Meßglöcklein der „Amaranth"; — wir ergrimmten fast ein wenig, als uns unsere Frauen und Töchter für die verrathene und gemordete Freiheit die gott- und liebeselige Amaranth und ihren Sänger priesen, als ein paar Dutzend Auflagen des Büchleins uns denn doch auf den Gedanken brachten, daß Redtwitz der getreue Ausdruck unsers ernüchterten und verschüchterten Volksgeistes sein müsse. Doch war die Kirchhofsstille nur eine scheinbare; der schlummernde Riese des deutschen Volkes ließ sich den Weihrauch, das Glockengeklingel und den Chorgesang der Redtwitz'schen Muse wie einen andern bösen Traum gefallen, überzeugt, daß er sich eines schönen Morgens die Augen reiben, daß der mittelalterliche Spuk entweichen und wieder eine Periode der Mannbarkeit und Tüchtigkeit im Denken und Leben, in der Dichtung und Kunst beginnen würde. Und der Riese erwachte, — die Chorknaben zerstoben nach allen Winden! Eine ungeheure nationale Arbeit auf allen Gebieten des Wissens begann; ein neuer Atlas trägt der deutsche Geist die Wissenschaft des 19. Jahrhunderts auf seinen Schultern. Nochmals galt es der Welt zu beweisen, daß wir ein „Volk von Denkern," daß Wissen aber auch

Macht sei, daß dem Gedanken, der Erkenntniß dereinst die rettende einigende That folgen müsse. Wie sich im Menschen der Geist der Erde selbst erkennt und begreift, so wird ein großer Dichter stets der getreue Ausdruck seines Volkes, seiner Zeit sein. Noch hatte der Herold der neuen großen Culturbewegung in Deutschland sich nicht gefunden; doch gleich dem Torso eines Olympiers in der römischen Campagna erhob sich eines Tages unter uns ein Dichterhaupt, das nur seine Locken zu schütteln brauchte, um das Lied von Epigonenthum, welches die Basen der Literaturzeitungen im unermüdlichen Chore wiederholten, zum Schweigen zu bringen. Der Tyrtäus des neuen großen Geisterkampfes hatte sich gefunden, und Hermann Lingg mit dem weltumschauenden Blick verkündete uns:

> Es glüht ein Mittag großer Mühen,
> Ein immer lauter Geistertag,
> Die Palmen des Gedankens blühen
> Und Werke werden Schlag auf Schlag;
> Es gründet die Freiheit, es baut sein Recht,
> Es sucht ein nimmermüdes Geschlecht
> Das Höchste, was sterblicher Wille vermag!

Im Gegensatze zu dem freiherrlichen Sänger der „Amaranth", der kaum der Schule entwachsen, wohl oder übel sich den Lorbeer auf das jugendliche Haupt drücken durfte, war Lingg durch eine harte Schule des Lebens und der Entsagung gegangen und eher zum Manne geworden, als er sein Lied ertönen lassen konnte. Kein Genius hatte ihm Goldsandalen unterbunden, wie er selbst singt, Zufälle mußten ihm gleichsam den Erfolg stehlen, sein Streben war ein „Bestürmen ewig neuer Widerstände, — ein Kampf mit Säulen eines Felsenbaues!" Doch im Kampfe wuchs seine Kraft und wie Minerva aus dem Haupte Jupiters in voller Rüstung, so trat Lingg aus dem Schooße unserer Zeit in voller männlicher Reife hervor, ein Chorführer unserer Generation auf dem deutschen Dichterparnaße!

Der 1. Band seiner Gedichte, 1854 mit einem Vorworte Geibels erschienen, ist längst Gemeingut des deutschen Volkes geworden.

Da wir Kärntner, deren Vorfahren zum baierischen Stamme gehörten, aber Hermann Lingg auch noch im engeren Sinne den „Unsern" nennen dürfen, so sei es mir vergönnt, auf den 1. Band seiner Gedichte zurückzukommen und hierbei der im 1. Bande von Westermanns illustr. deutschen Monatsheften erschienenen Besprechung zu folgen, die unter allen deutschen Zeitschriften und Literaturwerken sich mit dem Dichter in eingehendster und gerechtester Weise beschäftiget hat.

Lingg ist ein geborner Baier. Früh zum Studium der Theologie bestimmt, kommt seine innere Neigung bald mit diesem ihm von Außen angewiesenen Berufe in eine Reihe unglücklicher Conflicte, die nicht allein in sein äußeres Leben, sondern auch in sein inneres trübe bleibende Schatten werfen. Aber es scheint einmal der Dichternatur vorbestimmt, daß sie erst durch dunkle, räthselvolle Geschicke zu ihrer Größe kommt, daß gerade das Uebermaß ihrer Wünsche und Empfindungen den kleinen Verhältnissen des Lebens gegenüber sie zur Entwicklung aller ihrer Kräfte drängt. Die Poesie hat mit den Naturwissenschaften eigentlich sehr wenig zu thun, aber ein treffendes Bild läßt sich aus den Gesetzen jener für diese gewinnen. Wie der Dampf, wenn ihm die Räume, die er zu erfüllen strebt, versagt sind, wenn er in enge Schranken gezwungen wird, sich concentrirt und spannt, seine Kräfte von Minute zu Minute steigert und das Unglaubliche vollbringt, so wird die Dichternatur, wenn ihr das Leben Tausende von Wünschen versagt, zurückgedrängt und auf sich selbst angewiesen, diese ins Unendliche gesteigerten Kräfte zu größern Zwecken zu verwenden, große Resultate damit zu erzielen. Denn unsere Wünsche, unsere Begierden sind Kräfte, die Erfüllung suchen, und die bei gesunden Naturen, von Zeit zu Zeit energisch zurückgewiesen, in edlerer Gestalt wieder zu Tage kommen. Daß einer solchen Einschränkung ihr richtiges glückliches Maß gesetzt sein muß, versteht sich von selbst. Geschicke, wie die Lenau's und Hölderlin's lehren uns, daß es, überschritten, seine Opfer zu fordern weiß. Auch die Dichtungen Lingg's, da, wo sie subjectiver Natur sind, tragen alle ein Colorit, welches uns fast zu düster, zu unglückdeutend erscheinen könnte. Tiefe, unverlöschbare Spuren des Schmerzes scheinen in seinem Leben zurückgeblieben zu sein, die der Hoffnungsschimmer endlicher Befreiung nur schwer zu mildern vermocht hat.

Doch die Befreiung kam! Von den Verlegern zurückgewiesen und fast vergraben, harrten Lingg's Gedichte des Mannes, der den Schatz für das deutsche Volk heben sollte. Da ward Geibel durch einen Zufall darauf aufmerksam gemacht und die Zeit, von der Lingg gesungen:

> Es kommt die Zeit noch, die erfüllungsvolle,
> Sie kommt, wo du emporgerichtet, mitten
> Durch deine Feinde gehst mit freien Schritten
> Und fragest, wer dich noch mißachten wolle!

war erschienen.

Die Theilnahme des Publicums war so groß, daß am 1. Tage des Erscheinens der Gedichte allein in München 100 Exemplare ver-

griffen wurden und nun von Jahr zu Jahr eine Auflage um die andere folgte. Der Dichter, seit 1851 als baierischer Militärarzt pensionirt, erhielt vom Könige Maximilian II. einen größeren Jahresgehalt und konnte nun heiter seiner Zukunft entgegensehen.

Die Grenzen seiner Lyrik sind sehr weit gezogen. Von dem einfachen Lied der Klage, welches rührend und tief aus der Seele quillt, bis zu der großartigsten Auffassung historischer und culturgeschichtlicher Zustände besitzt er in seinen Dichtungen eine Gestaltungskraft, eine Größe des Ausdruckes und des Bildes, die wir vergebens bei andern modernen Dichtern suchen dürften. Man könnte seine Lyrik, was diese Fähigkeit, historische Zustände groß und richtig aufzufassen, anlangt, mit der Schillers vergleichen, allein Lingg ist in seiner Größe und Schwäche durch und durch ein Dichter unserer Zeit, ja wir möchten ihn einen Zukunftsdichter nennen, wenn nicht die Zukunftskunst durch die Wagner'sche Anmaßung bei der Kritik so sehr in Verruf gekommen wäre. Es dürfte sich aber ein anderer Standpunkt finden, von dem aus die Lingg'schen Dichtungen sich charakterisiren lassen. Als in Italien die religiöse Malerei und zu gleicher Zeit die weltliche Kunst in den Niederlanden in ihrer höchsten Blüthe stand, da waren es fast durchaus die Geschicke einzelner Personen, die zu Objecten des Schaffens gewählt wurden; daß das Porträt in jener Zeit sein Höchstes leistete, mag wohl in diesem Umstande begründet liegen. Diejenige Richtung der Kunst, die in unserer Zeit am entschiedensten Epoche gemacht hat, die Kaulbach'sche, ist durchaus anderer Art. Kaulbach's Meisterwerke stellen nicht die Geschicke und die Handlungen verschiedener Individualitäten dar, seine Bilder befassen sich mit den Geschicken der Menschheit und ihrer Stämme, sein Thurmbau von Babel zeigt die Scheidung der Racen, seine Zerstörung Jerusalems den Auszug des Christenthums in alle Welt. Diese Richtung der modernen Malerei liegt tief begründet in unserer ganzen modernen, socialen und politischen Entwickelung. —

Wie Kaulbach in der modernen Malerei, so steht nun Lingg in seinen größten Leistungen in der modernen Dichtkunst da. Auch er besitzt jenen großen Blick, der den Zeitpunkt in seinem innersten Nerv erfaßt, wo eine Culturepoche schließt und eine neue beginnt; er weiß unvergleichlich in wenigen genialen Zügen eine Katastrophe zu malen, durch welche die Menschengeschichte in neue Phasen tritt; er abstrahirt gerne von Persönlichkeiten und zeigt uns die Wendepunkte der Geschichte als die nothwendigen Folgen der sittlichen Mächte und Gewalten, die in den untergehenden und aufstrebenden Völkern thätig waren.

Wenn unsere Zeit einer poetischen Gestaltung fähig ist, so wird auf dem Felde der Lyrik dies nicht mehr durch die politische Sangsweise eines Freiligrath, sondern einzig und allein auf dem von Lingg eingeschlagenen Wege möglich sein. Freiligrath und seine Collegen wie Nachahmer stellen bei einzelnen Krankheitserscheinungen geistreiche Diagnosen auf, aber einen Blick in den Organismus der Kräfte, einen Sinn für großartige Auffassung geschichtlicher Zustände haben sie nicht. Und die Poesie hat ja nun einmal nicht den Zweck, die Physiognomie eines Tages oder einiger Jahre abzukonterfeien, ihr sind im Einzel- und im Gesammtleben nur die Erscheinungen Stoff, welche, von großen Wirkungen begleitet, Einfluß ausüben auf alle Tage und auf alle Zeiten des menschlichen Daseins.

Wir setzen voraus, daß der 1. Band der Gedichte Linggs, wo nicht in Jedermanns Händen, doch auch in Kärnten jedem Freunde der Literatur bekannt und werth sei, und versagen es uns, Proben aus demselben anzuführen, um Raum für die Besprechung des jüngst erschienenen 2. Bandes Gedichte zu gewinnen. Nur Eines möchten wir, ehe wir daran gehen, noch vorausschicken, nämlich daß Linggs großer Dichtergenius, wenn auch die historische Lyrik sein eigentliches Feld sein mag, im Naturgemälde Größeres geschaffen, wie Einer vor ihm, und daß er auch in den einfachen Klängen des Herzens, im schlichten, herzinnigen deutschen Liede jene Sicherheit und charakteristische Kraft des Ausdruckes bewährt, die wir in seinen großen historischen Bildern bewundern. Bei seinen Naturbildern liebt er es, die Grenzen unseres Welttheiles zu überspringen, nicht aber um interessante geographische und Unterschiede in der Thier- und Pflanzenwelt zu entdecken, aus welchen er seine Bilder schafft — nein auch hier folgt seine Phantasie höheren Zwecken und diese sind etnographischer Natur.

Um das Dichterbild Lingg's, wie es uns aus dem 1. Bande seiner Gedichte entgegentritt, zu vervollständigen, müssen wir noch beifügen, daß er dem Sonette einen neuen reichen Inhalt erobert hat, daß er in diese knappe Form, die vor Allem nur für Liebeständeleien geeignet schien, die höchste Gedankenfülle zu bannen wußte.

Vierzehn Jahre sind nun seit dem Erscheinen seines 1. Bandes Gedichte verflossen, Lingg hatte inzwischen sich im Herzen des deutschen Volkes eingebürgert, und ward genannt „mit der Besten", so weit die deutsche Zunge klingt. Er hatte uns seither mit seinem lyrischen Drama „die Walkyren", mit dem Trauerspiele „Catilina" und 2 Bänden seines gewaltigen Epos „die Völkerwanderung" beschenkt, Werke, auf die wir

in Kürze noch zurückkommen wollen. Da brachte uns das Christfest 1867 den 2. Band seiner Gedichte. Nachdem Lingg bereits im 1. Bande seiner Gedichte Geschichts-, Natur- und Gemüthswelt mit dem Seherblicke des Genius in ihren Abgründen durchleuchtet, und aus allen dreien uns Vollendetes geboten hatte, konnte man nur wünschen, daß der Dichter sich selbst treu geblieben sei, um dem höchsten Maßstabe den wir an seine Schöpfungen zu legen gewohnt waren, zu genügen. Und mit freudiger Genugthuung fanden wir, wie der 2. Band in der That dem 1. mindestens ebenbürtig sei, daß er sich, um uns eines Gleichnisses zu bedienen, zu jenem verhalte, wie der reichblühende Garten zu einem Blumenstrauße. Wir Alle haben seit 15 Jahren unsern geistigen Horizont um ein Bedeutendes erweitert; Unsere Ansprüche an unsere Lieblingspoeten sind strenger geworden. Daß aber Lingg den Idealen unserer Mannesjahre entspricht, wie er das Herz der Jünglinge im Sturm eroberte, beweist, daß auch der herrliche Sänger nicht stille gestanden, sondern sein Banner schwingend uns immer voranschritt auf den Bahnen des Geistes. Der bei seinem ersten Auftreten vollends gereifte und fertige Dichter hat zwar seither keine neuen Phasen der Entwickelung durchgemacht; eine größere Vertiefung, eine vollere Sättigung der Phantastik mit realem Inhalte, ein warmes Miterleben der Geschicke seines vielgeprüften Volkes, wird ihm Niemand absprechen, der den 2. Band unbefangen auf sich wirken läßt. Manche Seite seiner Dichtweise, die im 1. Bande erst nur leise angedeutet ward, tritt im 2. Bande in voller Beleuchtung hervor; eine solche ist sein nunmehr in manchen Liedern und Gestalten freier waltender Humor, wie das offene, helle Auge, das theilnehmende Herz des Dichters für Noth und Pein der Gegenwart in politischer wie socialer Hinsicht.

Der 2. Band Gedichte zerfällt in 7 Abschnitte, die wir der Reihe nach betrachten wollen.

Der 1. Abschnitt „Mythus und Geschichte" zeigt uns den Dichter auf seinem eigentlichsten Felde, das er uns erobert hat, wie jeder große Genius als Pfadfinder die deutsche Literatur mit einem uns von ihm zuerst erschlossenen Gebiete bereichernd. „Es ist eine kosmische, man möchte sagen visionäre Elementarkraft seiner Phantasie, — so äußert sich, irren wir nicht, Julius Große über Lingg, welche die fernsten Jahrhunderte und Jahrtausende zu durchdringen scheint — sei es um die Kämpfe vorweltlicher Naturmächte, sei es um die Schicksale und Katastrophen jener großen, von Völkerindividuen aufgeführten Tragödien der Menschheit zu besingen — sei es endlich bloß ein plastisches Bild

verschollener Zeiten und Gestalten hinzustellen, oft mit einer solchen Unmittelbarkeit der Anschauung, einer solchen geheimnißvollen Hellseherei, als wäre seine Muse eine jener alten Seherinnen der Edda, die mit „prophetischem Ton vom Anfang und vom Ende aller Dinge singen". —

Der 1. Abschnitt beginnt mit einem grandiosen Hymnus „Gesang der Titanen", in welchem das auf die eigene Kraft pochende Menschenthum sich mit den Erdensitzen und Höhlenfeuern bescheidet und den Uranionen nicht mehr ihren Himmelssaal neidet.

Unser sind Felsensitze!
Gegen des Donn'rers Haus,
Schleudert er auch Blitze
Harren wir doch aus!

Unser sind Höhlenfeuer
Weicht Götter zurück!
Himmel und Meere sind euer,
Doch auch hier ist Glück!

Ein Stück Vorweltleben entrollt uns der Dichter in seinem „Enakssöhne," wo er uns den Urmenschen im Kampfe mit den entfesselten Elementen der noch schöpfungsfreudigen Erde und den vorsündfluthlichen Ungeheuern des Meeres zeigt. Was sich der Phantasie unserer Naturforscher beim Durchblättern der in Felsenschichten vergrabenen Urweltkunde von fabelhaften Gestalten je aufgedrängt, hat der Dichter hier in einem grandiosen Gemälde zusammengefaßt.

Ebenso bedeutend ist das Gedicht „Niobe", in welchem der Dichter die rührende Gestalt der griechischen Sage als „Mutter der sich gegenseitig befehdenden und mordenden Nationen" zu allgemein menschlicher Bedeutung vertieft.

Aus den Nebelschleiern der Mythe schreitet der Dichter nun ins hellere Licht des geschichtlichen Alterthums vor; jede Zeit hat ihm ihre Seele enthüllt, und jeder dieser Seelen weiß der Dichter mit dem Zauberstabe seines Liedes gleichsam das Band der Zunge zu lösen. Duft und Zauber des Alterthums ist über seinen „Cyklopen-Mauern" ausgegossen, obgleich der Dichter, antike Versmaße verschmähend, die dem Genius unseres Volkes trotz aller genialen Versuche, sie einzubürgern, fremd und auf die Höhen der Kunstpoesie beschränkt bleiben werden, zur Behandlung des antiken Stoffes gerade den modernen Alexandriner gewählt hat.

Wenn über euch, der grauen Vorzeit Bauten,
Die Sonne brennt, so dünkt es mich, als schauten
Versteinerte hervor;
Ich fühle mich so nah' den ält'sten Zeiten;
Ich sehe nach Tyrinth die Männer schreiten
Und zu Mykenä's Löwenthor.

Schafft nur ans Land die Vasen und die Ringe,
Und grabt dem Felsen und dem Stein die Schwinge,
Grabt ihm Gedanken ein!
Erhebe Säule sich und Quaderschwelle,
Es soll ihr Knauf, es soll ihr Fußgestelle
Das treue Denkmal ihrer Abkunft sein.

O Welt voll räthselhafter Traumgestalten,
Aus tausend Trümmern blieb uns doch erhalten
Dein ahnungsreicher Zug —
Der rührend und mit wunderbaren Schauern
Mein Herz ergreift, wie um die alten Mauern
Der Schwalben immer gleicher Flug.

Je näher der Dichter durch die Zeitenfolge nun an unser deutsches Mittelalter und an die neuere Zeit heranschreitet, desto besser gelingt es ihm, nicht nur unsere Phantasie mächtig anfzuregen, sondern auch unser Gemüth zu erschüttern und für alle Zeit in den Zauberbann seines Liedes zu schlagen.

Dem Gedichte „Erwartung des Weltgerichtes" wüßten wir, was Großartigkeit und Richtigkeit der historischen Auffassung betrifft, kein anderes Gedicht der Neuzeit an die Seite zu setzen. Möchte dieses prachtvolle Declamationsstück fortan in keiner Anthologie, keinem Lesebuche mehr fehlen! „Hier ist die Größe der Situation gewahrt", sagt Rudolf Gottschall über dasselbe, obgleich sie der Dichter in einzelne Bilder auflöst, die dennoch nicht als losgelöste Genrebilder erscheinen, weil der Geist des Ganzen in ihnen lebendig ist. Das Gedicht hat biblischen Schwung; es ist gleichsam von den Schauern der Apokalypse durchweht. Wir sehen die Menschen alle sich zum Kirchhofe und zum Dome drängen; der Geizige opfert reuig seine Ersparnisse, die Buhlerin ihr langes Goldhaar; Glockengeläute und Bußgesang ertönt; Kaiser und Fürsten umknien den Altar „den Purpur von den Schultern, die Kronen auf dem Stein". — Doch hören wir den Dichter selbst, wie er jene Scene des erschütterndsten Wahnsinnes zum Eingange des ersten christlichen Milleniums schildert.

Verzweifelt stürzen Viele von Thürmen sich herab,
Und finden so wahnsinnig aus Seelenpein ihr Grab,
Und wieder And're stürzen in ihres Herzens Noth
Zum Altar und entreißen von dort das heil'ge Brod.

Allstündlich rufen Glocken und ruft der Bußgesang:
„Bereite dich zum Ende, o Welt, zum Untergang!
Es sagen alle Bücher und uns're Sünden klar:
Es nah'n die letzten Tage, der Erde letztes Jahr."

„Die Glut wird sie zerstören, der Sturm wird sie verweh'n,
Ihr Schiffer auf den Meeren, die Zeichen sind gescheh'n.
Gewaltthat nur noch waltet und übermüthig Erz,
Das Volk ist ohne Richter und ohne Furcht das Herz.

„Saht ihr es, wie der Blitzstrahl die Wolkennacht zerriß?
Der Antichrist ist nahe, sein Reich die Finsterniß.
Er blendet Aller Augen, er rühret Aller Mund;
Die Hölle wird ihn krönen und dienen seinem Bund."

Doch in dieses düstere Nachtgemälde fällt ein Lichtstrahl aus dem Osten! „Die Welt wird stehen, bis wir das Grab befreit," so denkt der Ritter und reitet, das Kreuz auf seinem Panzer, gegen den Aufgang. Die volle frohe Gewißheit, daß der Tag des Weltgerichtes noch nicht hereinbrechen werde, gibt seiner geängstigten Zeit erst ein Weiser, der, vom hohen Berge himmelan blickend, in den Bahnen der Sterne die ewigen Gesetze klar erkennt. Auf das grauenhafte Gemälde voll Schuld, Reue, Schrecken und Wahnsinn folgt nun gleichsam als Gegenstrophe ein Bild idyllischer Ruhe und Unschuld.

Auf Blumen eingeschlafen in eines Thales Hain
Ruh'n engelgleich zwei Kinder in Gottes Schutz allein,
Auf ihrer Unschuld Wangen blüht zart das Himmelslicht —
Vorüber rollt der Donner, vorüber das Weltgericht.

Im „Heerbannlied" — „des Kaiserheeres Romfahrt" — „der Kreuzritter" — „der Templer" gibt uns der Dichter der „Völkerwanderung" Gestalten aus unserem Mittelalter in solcher Eigenthümlichkeit Kraft und Vollendung, wie sie uns eben nur ein Lingg vor die geistigen Sinne zu zaubern vermag. Aber auch den „Rittern vom Geiste", einem Guttenberg, Columbus, Cartesius, mit ihren die Geschichte in neue Bahnen drängenden Ideen und Entdeckungen hat Lingg herrliche Lieder gewidmet.

Sein „Bauernkrieg" liest sich wie eines der wilden Kampflieder jener Zeit und rückt uns mit wenigen, im gewaltigsten Lapidarstyl gehaltenen Strophen die Mord- und Brandscenen, den gerechten Ingrimm des Volkes gegen seine Peiniger vor Augen. Das Gedicht „Herodias" schildert den Freiheitskampf der Niederländer in einer einzelnen grauenhaften Scene, dem Auffliegen der Mine von Antwerpen, wobei einen der übermüthigen Spanier das Gottesgericht ereilt. Spanischer Golddurst wird uns in dem Gedichte „die Sonne" geschildert; wir sehen Pizarro's Kriegerschaar im Tempel des Kaziken um das Götzenbild der Heiden „die Sonne" von lauterem Golde, würfeln.

An den Holzstoß angebunden,
Stund der Inka vor dem Thor,
Richtete trotz aller Wunden
Hoheitvoll sein Haupt empor,
Und zum Sonnenbild mit Wonne
Sah er auf und sagte mild:
Dieses Lächeln uns'rer Sonne
War nur ihrer Allmacht Bild.

Wenn dann einst in Ungewittern
Meer erbraust und Erde bebt,
Wenn dann eure Mauern zittern,
Und ihr Sturz euch mitbegräbt,
Dann, geschmückt mit Blumenkränzen,
Ueber dieser, die zerfällt,
Feiert Peru's Volk mit Tänzen
Den Verjüngungstag der Welt.

Alles sinkt in Staub zusammen,
Aus der Dinge Riesenfall,
Aus den Trümmern, aus den Flammen,
Steigt empor ein neues All.
Wenn des Alligators Rücken
Auftaucht aus der Ströme Schlamm,
Wird die Sonne wieder schmücken
Meines Volks verjüngten Stamm.

In den Gedichten „Cartesius", — „Die Schwedenschanze" — „Ein Waffenstillstand" — und „Der Friede" werden uns Scenen aus dem dreißigjährigen Kriege im getreuesten historischen Colorit geschildert. Des Dichters warmes Herz für die Geschicke und Drangsale seines Volkes pocht in den folgenden Strophen:

Das Volk stand vor dem goldenen Saal
Und sah die Gesandten von Schweden,
Sie saßen und tranken beim üppigen Mahl
Und hielten französische Reden.
Sie schnitten in Stücke den Apfel des Reichs,
Sie nahmen sich prächtige Bissen
Und speisten vergnüglich die Hechte des Teichs —
Vom Volke wollt' Niemand was wissen.

Das Volk der dreißigjährigen Noth
Sah durch die Fensterscheiben,
Als Friedensquittung und Drangebot
Der Großen sich verschreiben.
Da schlug es wild die Thore zu
Und ward sodann vergessen,
Und alsbald ward die Todtentruh
Dem Riesen angemessen.

Das Volk, von Krieg und Jammer müd,
Sang nimmer zur Krönung in Aachen
Das alte gewaltige Heldenlied,
Man sprach jetzt andere Sprachen.
Vorüber schlich sich Tag um Tag,
Provinzen gingen verloren,
Im Sterbebett der Kaiser lag,
Das Volk stund vor den Thoren.

Ein Gemälde aus der Perrückenzeit voll des glücklichsten Humors, der schneidendsten Satyre ist das Gedicht „Ein alter Gerichtssaal", in welchem Holzschnitte der alten guten Schule gleichsam vor unseren Augen Leben und Farbe gewinnen und ein Gerichtstag jener Zeit in bunten Bildern an uns vorüberzieht. Erst das Geschäft mit all seinen Schnurren, dem pergamentenen Rechte und dem zum Himmel schreienden Unrechte des Gesetzes.

Jetzt wird von den Schergen ein Mädchen gebracht,
Den Schooß ist zu bergen die Arme bedacht;
Nur her mit dem Dinge und tüchtig verhört,
Von wem sind die Ringe? Wer hat sie bethört?"
Was, läugnet die Freche? Scharfrichter herbei,
Man schraub' ihr und breche den Daumen entzwei.
Sie wagt es zu lächeln? Ob nachher wohl noch?
Auf spitzigen Hächeln gesteht sie schon doch.

— — — — —

Schon glüht an den Zinnen das Mittagslicht,
Die Stunden verrinnen, gethan ist die Pflicht,
Der Streit ist verhandelt und Alles ist aus,
Die Armuth, sie wandelt in Thränen nach Haus.
Und ist das Gelichter und Alles verdammt,
Erheben die Richter sich insgesammt
Von ihren Stühlen nach endlosem Fleiß
Und trocknen und kühlen die Stirne vom Schweiß.

Doch schon winkt nach dem saueren Geschäfte das Vergnügen und:

Die Hochwohlgeboren, der Rechte Doctoren
In stattlicher Zahl,
Die Procuratoren
Und Richter zumal
Sind alle versammelt im herrlichen Saal.
Sie essen bei Späßen
Die Delicatessen
Mit fröhlichem Muth.
Vergessen Promesse, Concesse, Regresse,
Und nur die Verdauungsprocesse
Sind das, worauf Alles beruht, und diese sind gut.

Es sitzen und tagen die stattlichen Herren
Nach allen den Klagen jetzt doppelt gern.
Sie ordnen die Krausen und streichen den Bart
Und zechen und schmausen und reden mit Art:
„Gesetz und Rechte sind heiliges Gut
Dem Menschengeschlechte. Der Redliche ruht
Geschützt mit den Seinen in ihrer Hut
Vor Uebermuth und vor dem Gemeinen!
Streng wehren mit Strafen
Die Paragraphen
Des hochnothpeinlichen Halsgerichts.
Ins alte Nichts, ins Chaos zurücke
Zerstöbe die Welt,
Nur daß zum Glücke
Der Galgen noch hält."
So reden sie drinnen mit hohem Gemüth,
Indeß an den Zinnen der Tag verglüht,
Und endlich erschließet die Herzen der Wein,
In Reden ergießet sich Jeder allein.

Nun flehen sie frevelhaft zu Zeus, daß, ehe das hochnothpeinliche Halsgericht wanken solle, er sie lieber in Mauern für Alles taub auf Jahrhunderte im Actenstaube begraben wolle. Und gnädig erhörte Zeus

ihr Flehen, nichts störte den Schlummer des Tribunals in seinen heiligen Wänden.

> Doch außen indessen da hatte die Zeit
> Die Länder durchmessen, die Völker befreit;
> Mit ihrer Flügel gewaltigem Schlag
> Zerbrach sie die Riegel und weckte den Tag,
> Die alten Perrücken, vom Lichte betäubt,
> Vergingen zu Stücken, von Moder zerstäubt!

Ebenso glücklich in der Behandlung des Stoffes ist „Ein Schlittschuhfahren aus alter Zeit" mit kurzen Reimversen, in denen sich die volle Meisterschaft Lingg's glänzend bewährt.

Mit den Gedichten „Der Schmied von Kochel" — „Karl der Zwölfte" und „Die Bastille" nähert sich der Dichter unserem Jahrhundert, mit dem letzteren Gedichte zugleich den ersten Abschnitt des zweiten Bandes beschließend. Wir verweilten bei diesem Abschnitte länger, als es der Raum uns eigentlich erlaubt hätte, weil „Mythus und Geschichte" uns Lingg in seiner ganzen Größe zeigen. Wir scheiden vom ersten Abschnitte, der übrigens auch räumlich fast den dritten Theil des zweiten Bandes einnimmt, mit der Ueberzeugung, daß, wie Lingg auf dem Felde der historischen Lyrik unerreicht dasteht, wir auch in jedem anderen Abschnitte seiner Gedichte nur schwerwiegende Aehren und keine tauben Halme von ihm empfangen können, indem wir die Größe eines Dichters doch stets nur im Zauber seiner P e r s ö n l i c h k e i t und nicht in seinen Stoffen suchen müssen.

Die Zusammensetzung der Maulbeerblätter und die Seidenraupenkrankheit.

Die Cultur der Seidenraupen, die in den letzten Jahren auch in Deutschland eine wachsende Verbreitung gefunden, bildet in manchen Gegenden Frankreichs und Italiens einen sehr wichtigen Industriezweig, dessen Ertrag eine ganze Bevölkerung ernährt. Das Auftreten der Seidenraupenkrankheit, die in der Heimat dieser Würmer, in China und Japan, ganz unbekannt, in Europa oft sehr bedeutende Zerstörungen unter den Thieren erzeugt, ist daher für ganze Gegenden eine große Calamität; und es war daher ganz natürlich, daß sich eine Reihe von Naturforschern

dem Studium dieser Erscheinungen zuwandte, um die Ursache der verderblichen Krankheit und die Mittel zu ihrer Beseitigung zu ergründen.

In die Reihe dieser Bestrebungen gehört eine Untersuchung des Herrn Reichenbach über die chemische Zusammensetzung der Maulbeerblätter, die er in v. Liebig's Laboratorium ausgeführt. Es hatten bereits frühere Versuche eines französischen Forschers dargethan, daß Seidenraupen bei unzureichender Nahrung erkranken und eine kümmerliche, kaum lebensfähige Generation erzeugen. Reichenbach stellte sich nun die Aufgabe, zu ermitteln, ob die Maulbeerblätter Europa's die für die Entwickelung der Seidenraupen nothwendigen Nahrungsbestandtheile in genügenden Mengen enthalten. Die Physiologie hat nämlich festgestellt, daß eine Nahrung, in der nicht alle Nährstoffe in entsprechenden Verhältnissen vertreten sind, in derselben Weise schädlich wirkt, wie eine der Menge nach ungenügende Nahrung. Wer z. B. in Speise und Trank keine oder nur sehr wenige stickstoffhaltige Stoffe genießt, setzt sich ganz denselben Nachtheilen aus, wie ein Anderer, der normal zusammengesetzte, aber zu wenig Nahrung zu sich nimmt. Da nun die Seidenraupen erkrankten, wenn ihnen nicht genügende Mengen von Blättern gegeben wurden, so mußten sie ebenso leiden, wenn die gereichten Maulbeerblätter nicht die erforderliche Zusammensetzung hatten. Dazu kommt noch die Thatsache, daß die Seidenraupen in ihrer Heimat nie erkranken, während in Europa die Seidenwürmerkrankheit so sehr häufig ist. Auch dies läßt vermuthen, daß in China und Japan die Maulbeerblätter andere chemische Zusammensetzung haben mögen als in Europa, daß sie dort den Würmern eine zweckmäßige Nahrung bieten, bei uns aber so schlecht sind, daß die Thiere dabei verhungern.

Reichenbach untersuchte daher zur Entscheidung dieser Frage 8 verschiedene Sorten von Maulbeerblättern, von denen 2 aus Japan, 1 aus China, 3 aus Piemont, 1 aus Frankreich und 1 aus Brescia bezogen waren, und bestimmte ihre stickstoffhaltige Substanz. Diese ergab sich nun in der That sehr verschieden für die einzelnen Arten. 1000 Pfund Maulbeerblätter aus China, Japan und Brescia enthielten 204 Pfund stickstoffhaltige Substanz, während 1000 Pfund der italienischen und französischen Blätter nur 148 Pfund Stickstoffsubstanzen bargen. Für die Ernährung der Thiere ist nun bekanntlich gerade die stickstoffhaltige oder eiweißartige Substanz der Nahrung in erster Reihe wichtig; sollen sie sich normal entwickeln, so müssen sie von Eiweißstoffen genügende Mengen verzehren. Um aber ebensoviel Stickstoff zu erhalten, wie die Raupen in

China und Japan durch Verzehren von 1000 Pfund Blätter in sich aufnehmen, müßten sie in Frankreich und Italien 1378 Pfund fressen.

Es wurde auch der Gehalt anderer für die Ernährung wichtiger Stoffe in den verschiedenen Blättern ermittelt, namentlich die Phosphorsäure, das Kochsalz und die Magnesia. Die Phosphorsäure zeigte eine sehr interessante Uebereinstimmung mit den Stickstoffsubstanzen, sie war in den chinesischen und japanesischen Blättern gleichfalls in größerer Menge vorhanden, als in den italienischen und französischen, und zwar enthielten wiederum 1000 Pfund asiatische Maulbeerblätter ebensoviel Phosphorsäure als 1378 Pfund europäische. Ungünstiger noch war das Verhältniß der beiden Blättergruppen in Betreff ihres Gehaltes an Kochsalz und Magnesia. Selbst 1378 Pfund europäischer Blätter liefern den Raupen nicht die Menge dieser Salze, welche sie beim Verzehren von nur 1000 Pfund asiatischer Blätter in sich aufnehmen.

Diese durch genaue chemische Untersuchungen ermittelten Verhältnisse beweisen ganz klar, daß „die Zusammensetzung des französischen und italienischen Maulbeerblattes eine andere ist, als die des chinesischen und japanesischen. Die Qualität des ersteren genügt nur unvollkommen für die Ernährung der aus China und Japan eingeführten Raupen, die an kräftiges Futter gewöhnt, im französischen und italienischen Blatt nicht die Stoffe in genügender Menge vorfinden, um eine gleich kräftige Nachkommenschaft zu erzeugen; eie zweite oder dritte Generation verfällt, wie man sagt, der Krankheit."

Wenn auch hierdurch noch nicht das Räthsel der Seidenraupenkrankheit gelöst ist — denn es gibt noch eine ganze Reihe anderer schädlicher Einwirkungen auf diese Thiere — so ist doch durch diese Untersuchungen von Reichenbach sicher nachgewiesen, daß die Raupen mit europäischen Blättern unzureichend ernährt werden, und es wird eine sehr wichtige Aufgabe für die Züchter, diesem Uebelstande unter allen Umständen entgegen zu arbeiten. Es handelt sich also zunächst darum, dem europäischen Maulbeerblatte die erforderliche Nährkraft zu verleihen.

Zunächst wäre das Augenmerk der Praktiker auf die Maulbeerblätter von Brescia zu lenken, die in der Untersuchung denselben Gehalt an Stickstoffsubstanzen ergaben, als die asiatischen. Dabei darf jedoch nicht unbeachtet bleiben, daß die Blätter aus Brescia jung, im Stadium des kräftigsten Wachsthums waren; es ist daher noch eine weitere Untersuchung nöthig, um festzustellen, ob die Nährstoffe auch später in so günstigen Verhältnissen in diesem Blatte vorkommen. Ist dies nicht der

Fall, dann muß durch geeignete Düngung den Maulbeerblättern mehr Stickstoff zugeführt werden.

Einen wichtigen hierbei zu verwerthenden Anhaltepunkt hat bereits die Untersuchung von Reichenbach ergeben. Der Stickstoff war stets in demselben Verhältniß in den Blättern vorhanden wie die Phosphorsäure; je mehr Phosphorsäure sie enthielten, desto mehr Stickstoff wurde in ihnen gefunden, je weniger Phosphorsäure, desto weniger Stickstoff zeigten die Blätter. Daß das Verhältniß, in dem der eine Stoff zunahm, auch dasselbe für den anderen war, läßt auf einen nähern Zusammenhang dieser beiden Substanzen schließen und vermuthen, daß bei Zufuhr von Phosphorsäure als Düngmittel, die Pflanzen auch mehr Stickstoff dem Boden entnehmen werden. Mit Phosphorsäuredüngung wären demnach hier zunächst ausgedehnte Versuche anzustellen, die für die Seidenraupencultur von bedeutender Wichtigkeit sein werden.

„Das Ringen im Metnitz-Thale."

Aus dem kärntischen Volksleben.

Von **Fr. Franziscî.**

In allen Alpenländern ist das Messen der Körperkräfte gebräuchlich: in der Schweiz das Schwingen, in Tirol das Hakeln, in Steiermark und Kärnten das Ringen; in Letzterem, besonders in Gurk und Metnitz-Thale war es vor Jahren sehr stark im Schwunge. Es verging kein Sonn- und Festtag, wo nicht gerungen wurde. Meister in der Ringkunst zogen, wie die alten Recken im Mittelalter auf Abenteuer sogar über die Grenzen des Landes hinaus; so erzählt man von einem Metnitzthaler, daß er mit Pferd und Wagen, als ein Ritter ohne Furcht und Tadel, eine Rundreise durch ganz Ober-Steier machte, sich allerorts wacker schlug und mit vielen Siegestrophäen nach mehreren Tagen erst wieder in die heimatlichen Berge zurückkehrte. Bei jeder größeren Ortschaft im Gurk- und Metnitz-Thale findet man einen für diese Volksbelustigung eigens bestimmten Platz: die Ringtratte. Auf dieser Arena tummelte sich seit undenklichen Zeiten die muntere Jugend und führte ihre Ringkämpfe auf, die das im Kleinen waren, was die Tournire an den Höfen der Fürsten und Burgplätzen der Adeligen im

Großen. Jung und alt nahm daran lebhaften Antheil und verfolgte mit Spannung und großem Interesse die kühnen Wendungen der jugendlichen Gladiatoren; aber wenn erbitterte Gegner zusammenkamen, die Groll und Feindschaft im Innern trugen, da wurde aus dem Spiele oft blutiger Ernst und die Ringer mußten mit zerschlagenen Gliedern vom Kampfplatze hinweggetragen werden. In der Flatnitz-Alpe (4380') gestaltete sich dies Volksvergnügen am Oswaldi-Tage zu einem förmlichen Nationalfeste, an dem die Bewohner dreier Länder sich betheiligten. Steirer, Salzburger und Kärntner maßen da ihre Körperkraft auf der Ringtratte und stritten um den Vorrang.

Nun hat sich die Kampflust der Jugend etwas abgekühlt; aber so recht im Gebirge, in abgeschlossenen Querthälern, am Fuße der Alpen, da ist sie noch immer rege und harret bloß des günstigen Augenblicks, wo sie ungehemmt sich zeigen kann. Der Aelpler hält immer noch mit Zähigkeit an seine alten Sitten und Bräuchen fest; er ist diesbezüglich echt conservativ; so läßt sich auch der Metnitz-Thaler in seinem von Bergen umschlossenen, von aller Welt abgeschiedenen Alpenthale seine althergebrachten Rechte nicht leicht verkümmern; ihm ist das Ringen noch immer eines der beliebtesten Spiele. Anläße dazu bieten besonders Markt- und Kirchtage, mitunter auch die abgebrachten Feiertage. Im Metnitz-Thale hat man daher nicht selten Gelegenheit, einem Ringkampfe beizuwohnen.

Es ist eben Jahrmarkt; auf dem langen Platze in Grades drängt sich die bunte Menge zwischen den Zeilen der Kramerbuden; manch' kräftige Gestalt in kleidsamer, der steierischen ähnlichen Nationaltracht, mit grün aufgeschlagener Lodenjoppe und bloßen Knieen, ein rothseidenes Tuch um die Hüften geschlungen, mit ein Paar Hahnenfedern am grünen niedrigen Filzhute, kommt uns entgegen. Aus den Fenstern der mit Zechern erfüllten Gasthäusern schallt das Gejohle von Blechinstrumenten — und mancher nervenerschütternder Jauchzer.

Doch wir verlassen das Marktgetümmel und treten hinaus auf den Ringplatz.

Es ist ein herrlicher Herbstnachmittag und ein sanfter Luftzug streift durch die Wipfel der mächtigen Forste, die gegen Norden hin sich ausdehnen und den dunklen Hintergrund des alterthümlichen, vor uns auf einem Felsvorsprung liegenden Schlosses bilden. Aus der Tiefe der Thalsohle dringt das wilde Rauschen und Tosen der Metnitz an unser Ohr; sie hat sich durch den quer in's Thal sich einkeilenden Schloßfelsen im Laufe der Jahrhunderte eine tiefe Schlucht ausgewaschen und springt

aller Hemmnisse ledig, mit freudigem Wogenschlage zu Thal. Etwas tiefer von unserem Standpunkte zur Linken zeigt sich der Marktflecken Metnitz auf einer mäßigen Thalstufe; weiter hin erhebt sich hinter, wie Coulissen vorgeschobenen Bergen der langgestreckte Rücken der Langalpe, und als würdiger Abschluß des alpinen Landschaftsbildes der beschneite Gipfel des Winterthalnock's.

Vor uns liegt ein freier, grasreicher Wiesenplan; unter einer Baumgruppe stehen ein paar Tische, wo wir uns niederlassen. Die erfrischende Alpenluft weht uns entgegen, die Brust weitet sich, heiter glänzt das Auge und schweift wonnetrunken über die gewaltigen Berglehnen hin; die Sonne wirft durch das Laubdach einige Strahlen über den Tisch und die gefüllten Gläser, daß der Rebensaft hell funkelt. „Ein Hoch den Alpen!" und die Pokale klingen zusammen.

Doch der Kreis von Ringern hat sich gebildet. Alles harrt in gespannter Erwartung; da tritt ein Bursche vor, der sich besonders muthig fühlt und blickt herausfordernd im Kreise umher, in dem sich Vertreter aller Thalschluchten und Bergeshöhen des Metnitz-Thals finden. Er hat seinen Hut von sich geschleudert und streicht sich die Haare aus dem Gesicht. — Ein Gegner findet sich bald, er braucht nicht lange zu warten. „Was kosten die Federn!" ist der Ruf eines aus dem Kreise tretenden Kämpfers; auch er hat seinen Hut beiseite gelegt und blickt seinem Widerpart treuherzig in's Auge. „Faß an" ruft der kräftige breitschultrige Bursche, der schon beim Militär ausgedient hat und einmal sogar vor Sr. Majestät mit seinem Gesponsen ein Schauringen aufführen mußte.

Sie fassen sich, ohne viele Worte zu wechseln, mit der einen Hand beim Joppenkragen mit der andern beim Schößl und beginnen, die Füße stramm gespannt, sich tactmäßig zu schwingen; alle Muskeln sind dabei in Thätigkeit, um sich im Gleichgewicht zu erhalten; ein unbewachter Augenblick, ein leises Nachlassen der Kraft reicht hin, um dieses zu verlieren und zu erliegen.

Wachheit und Kraft sind zwei Haupterfordernisse für einen tüchtigen Ringer; freilich gehört dazu auch ein ziemlicher Grad von Gewandtheit, die jede Blöße des Gegners flink zu benützen versteht. Es ist eine Freude im Zusehen, wenn zwei geschickte Ringer zusammenkommen, — und diese da verstehen ihre Sache, sie sind wie aus Eichenholz geschnitzt; es scheint fast eine Unmöglichkeit, daß einer den andern überwältigen könnte.

Schon einige Male haben sie, mit den schwerbesohlten Schuhen sich zeitweilig nicht gar sanft an die Beine schlagend, ohne zu wanken

die Runde gemacht — aber siehe da — ein Ruck, eine kühne Wendung und der gefeierte Ringer stürzt zu Boden. „Nu, das ist mir seltsam“ murmelt er ärgerlich, erhebt sich jedoch behende und der Ringgang beginnt auf's Neue.

Daß sich die Zuschauermenge dabei nicht theilnahmslos verhielt, kann man sich denken; aber das Beifallgeklatsche dauerte nur einen Moment, wie die Kämpfer sich faßten, herrschte wieder fast lautlose Stille.

Immer neue Gladiatoren, die Joppe um die Achsel geworfen, mit freudestrahlenden Gesichtern, drängen sich vor. Paar an Paar tritt in den Kreis, um die Kraftprobe zu bestehen, sie kommen und gehen, ohne unsere Aufmerksamkeit besonders in Anspruch zu nehmen. Da erscheint ein Ingolsthaler auf dem Ringplatze, ein baumhoher, intelligent hersehender Bursche; mit lächelnder, herausfordernder Miene schaut er im Kreise umher; ein kleines, aber untersetztes Bürschchen stellt sich ihm entgegen, sein dunkles Auge blickt starr auf einen Punkt, während es ganz gelassen seine Joppe wechselt, die schon etwas fadenscheinig und zu schwach zum Anfassen war.

Das sind ungleiche Kräfte, heißt es im Allgemeinen und mancher Ausruf der Verwunderung über den Muth dieses Burschen ist zu vernehmen. Siegesgewiß faßt ihn der Ingolsthaler, wie einen Federball zum Spiele beim Joppenärmel und grünen Kragenbesatz, als ob er ihn über alle Berge hinausschleudern wollte; aber der Kleine steht fest — sie schwingen sich eine Zeitlang im Taktschritte hin und her — nur leise flüsternd beobachtet die Menge die Bewegungen der Ringenden; schon scheint der Kleine zu wanken; aber es war eine Finte, eine Falle für den Langen, der plötzlich wie ein Goliath unter allgemeinem Gelächter zu Boden polterte. Stolz, die Hände in die Seite gestemmt, ohne die Miene zu verändern, steht der kleine David mit strammen Beinen, wie im Grasboden wurzelnd, da, und blickt starren Auges in die Beifall rufende Menge. Eine klare helle Mädchenstimme beginnt eine ländlich-sittliche Melodie anzustimmen und Viele aus dem Zuschauerkreise fallen in das Lied ein, daß in den Bergen das Echo, den frohen Chor begleitend, erwacht. Da haben wir wie bei den alten Germanen, Kampf und Gesang.

Einer nach dem Andern versuchte es, sich mit diesem verwogenen Burschen zu messen; aber über Alle blieb er Sieger.

Bis die Dämmerung eintrat und die Alpen in Abendlicht schimmerten, war es auf der Ringtratte lebendig. Ein scharfer Nordwind strich über den Bergrücken herüber und kühlte die Kampfslust ab; Jung und

Alt zog in der heitersten Stimmung von dannen und tiefe Ruhe herrschte wieder, wo noch vor wenigen Augenblicken ein so fröhliches Treiben sich entfaltete.

Bei den Metnitz-Thalern kommt es nicht leicht vor, daß derlei Ringkämpfe in Rohheiten und blutige Schlägereien ausarten; sie haben dabei eigene Satzungen, die strenge beobachtet werden: so muß sich der Ringer, der mit der Hand oder mit dem Knie den Rasen berührt, als besiegt ergeben.

Oft sind es ganze Ortschaften, die gegen einander zu Felde ziehen und auf der Ringtratte ihre Kräfte messen, die besten Ringer werden da ausgesucht, denn es gilt einen Ehrenkampf; da heißt es dann die Gradeser oder Metnitzer haben gesiegt und bei der nächsten Gelegenheit sucht die besiegte Partei die Scharte wieder auszuwetzen. Selbst beim „Pränteln" vor dem Fenster der Auserkornen, das im Metnitz-Thale Dinstags und Freitags gebräuchlich ist, soll das Ringen nicht selten vorkommen und der Sieger behauptet das Feld.

Abgesehen von dieser, mit Nachtschwärmereien verbundenen, zur Entsittlichung des Volkes nicht wenig beitragenden Unsitte und den rohen Gewaltthaten, die mitunter vorkommen mögen, ist der Ringkampf eine Kraftübung, der sowohl den dabei Betheiligten, wie den Zuschauern viel Vergnügen bereitet.

Ueberall in Städten, selbst in kleineren Ortschaften werden nun Turnschulen eröffnet und in den Bergen, in der frischen Alpennatur, wo die Forste gewaltig rauschen, wo die Bäche mit wildem Gebrause rascher dahin fließen, wo die beschneiten Gipfel der Alpen so kühn in den blauen Aether sich heben, wo die Elemente die Kraft des Menschen gleichsam herausfordern; sollten solche Kraftübungen, wie sie bei abgeschlossenen Gebirgsvölkchen Gepflogenheit sind, etwas Anstößiges sein? Man leite derlei Volksbelustigungen in das Bett der Gesetzmäßigkeit und der Ordnung und beuge so rohen Ausbrüchen des Uebermuthes vor. Man stelle die Mißbräuche ab; aber man belasse dem Volke den unschädlichen Kern seiner mannigfachen Vergnügungen: die reine Quelle des Frohsinns, der Niemanden schlecht macht, sondern eher die Sittlichkeit fördert.

Es wäre ein nicht unerhebliches Verdienst von Seite der Gemeindevorstände, wenn sie lebensfähige Bräuche und Volksspiele hegen und pflegen und die Leitung derselben in die Hand nehmen würden, um der allgemeinen Nivellirung und Gleichmacherei, der alle Volkseigenthümlichkeiten mit der Zeit zum Opfer fallen und die selbst schon in die abge-

legenen Alpenthäler einzudringen droht, wenigstens einigermaßen entgegenzuwirken.

Welch' anregendes Moment wäre im Ringkampfe bei gewöhnlichen Volksfesten, wenn dazu ein einfacher Preis ausgestellt und der ganze Vorgang durch feststehende Regeln geordnet würde.

Der Ringplatz wäre zugleich eine vortreffliche Turnanstalt, wo ohne Barren und Reck die Körperkraft gestählt, Wachheit und Gewandtheit ausgebildet würden. Man blicke auf die Schweiz, wo derlei Volksbelustigungen und Spiele mit Kraftproben überall gang und gebe sind und ein reges frisches Volksleben pulsirt. Dr. Karl Lemcke sagt treffend „Man freut sich so unendlich, wenn man neue Erdschätze entdeckt und wirft sich mit wahrer Leidenschaft auf ihre Ausbeute. Die Schätze, die im Volke liegen, werden wenig beachtet. Sie sind vorhanden, aber man kümmert sich kaum darum. Nun, so werden sie von klügeren Zeiten gehoben werden!" (Populäre Aesthetik von Dr. K. Lemcke, Leipzig 1865. p. 506.)

Kleine Mittheilungen.

(Urzeugung.) Keine gelehrte Frage hat wohl so lange auf der Tagesordnung gestanden als die: können thierische oder pflanzliche Wesen, wenn auch nur die kleinsten, von selbst entstehen unter Umständen, die zu ihrer Existenz besonders günstig sind, oder muß jeder Organismus ein Abkömmling eines frühern sein? In älteren Zeiten, als die moderne Beobachtungskunst mit ihren scharfen Mitteln noch nicht da war, mußte der Glaube an eine Urzeugung (generatio spontanea) natürlich vorherrschen, da man für das Auftreten von Infusionsthierchen, Schimmelpilzen rc. sonst gar keine Erklärung hatte. Heute weiß man, daß der Samenträger für alle dergleichen kleine Wesen die Luft ist, daß man dieser schon mittelst Filtrirens durch Baumwolle sämmtliche Wesenkeime entziehen oder durch Erhitzen sie tödten kann. Der Urzeugungsglaube hat also heute seinen Boden verloren, womit freilich auch die Hoffnung geschwunden ist, jemals durch Forschung an den Anfang der Wesenreihe zurückzugelangen, d. h. hinter das Geheimniß der Schöpfung zu kommen. Alle einschlägigen bis in die jüngste Zeit fortgeführten Experimente haben ein negatives Resultat gegeben: aus Nichts wird Nichts; jedes Wesen stammt von andern seiner Art. Ein instructiver Beweis hiefür ist neulich

von dem französischen Gelehrten Donné geführt worden wie folgt: Man nimmt Eier die schon alt sind, schüttelt sie tüchtig, damit Weißes und Gelbes sich mischen, wodurch die Fäulniß befördert wird, und bringt sie dann in destillirtes Wasser eingelegt unter eine Luftpumpe. In dem Maße, als die Luft aus der Glocke gezogen wird, bedecken sich die Eier mit Bläschen, indem Luft aus dem Innern durch die Schale dringt. Man läßt sie einige Stunden unter der Glocke Gase ausschwitzen und gibt dann der Luft wieder Zutritt. Jetzt bemerkt man leicht, daß durch die Schale Wasser eindringt, denn das Ei wird schwerer und sinkt im Wasser zunehmend tiefer. Zu passender Zeit herausgenommen, abgetrocknet und sich selbst überlassen, wird in Folge des atmosphärischen Drucks Luft ins Innere eindringen, bis das Gleichgewicht hergestellt ist. Man hat also Luft und Wasser in die Eier gebracht, ohne die Schale zu öffnen, aber die in der Luft schwimmenden organischen Keime bleiben ausgeschlossen, denn für ihren Durchgang ist die Porosität der Schale zu fein. Aber eben darum wartet man auch vergebens, daß sich in der abgeschlossenen kleinen Welt ein neues Leben entwickeln werde, auch wenn man noch gelinde Wärme, Tages- oder Sonnenlicht zu Hilfe nimmt und so die günstigsten Bedingungen dafür herstellt. Nach Tagen und Wochen zeigt sich nichts als fortschreitende Fäulniß, aber in welchem Stadium der Zersetzung die Masse auch sei, so ist niemals die geringste Spur einer Neubildung in ihr zu entdecken, nicht ein einziges Pilzfädchen, Punkt- oder Zitterthierchen, die sich aber sehr bald und in Massen einstellten, sobald durch eine kleine Oeffnung in der Schale der Zutritt der Luft gestattet war. Ja noch mehr: wenn man solche faulende Eier unverletzt in Wasser einlegte, so trübte sich dies nach zwei oder drei Tagen und jeder Tropfen zeigte unter dem Mikroskop eine Bevölkerung von Monaden und Vibrionen. Hierin liegt nichts Unerwartetes, da die Eier bei hochgradiger Fäulniß schwitzen, d. h. in Folge des innern Gasdrucks etwas von ihrem Inhalt an die Außenfläche treten lassen; aber auch unter diesen Umständen war und blieb der abgeschlossene Ei-Inhalt dieselbe form- und leblose Masse, ein Chaos ohne Schöpfer.

(Meerwürmer.) Kein Naturgesetz erscheint durchgreifender, als daß alles Lebende dem Tode verfallen muß; und dennoch gibt es Geschöpfe oder wenigstens Theile von solchen, denen man eine Art Unsterblichkeit zuschreiben möchte. Es sind dies Arten aus den Geschlechtern Nais und Syllis, Meerwürmer, die sonst dem gewöhnlichen Beobachter wenig Interesse gewähren können, an denen aber die Naturforscher merk-

würdige Dinge beobachtet haben. Selbsttheilung als ein Mittel der Vermehrung ist bei den niederen Gliedern sowohl des Pflanzen- als Thierreiches häufig genug; aber die absonderliche Art derselben, wie sie an diesen Würmern gefunden wird, scheint nur ihnen eigen zu sein. In gewissen Perioden nämlich verändert die hintere Körperhälfte eines solchen Wurms ihr Ansehen wesentlich: sie schwillt an und wird länger, die Körperringe treten markirter hervor. Schließlich beginnt sich, gerade auf der Scheidelinie zwischen dem Vorder- und Hintertheile, ein vollständiger Kopf zu entwickeln, mit allem für einen Seewurm nöthigen Zubehör. Ist der neue Kopf fertig, so fällt das Ganze zu zwei Thieren auseinander, die beide in derselben Weise fortleben; das vordere beginnt, das hintere fährt fort, neue Exemplare abzuwerfen. Eine dieser Arten, die Syllis prolifera, erscheint sogar noch fruchtbarer, denn man kennt Beispiele, daß ein einzelnes Thier gleichzeitig drei neue Köpfe verschiedenen Alters über seine Körperlänge vertheilt zeigte, also der Vervierfachung entgegenging. Wir haben somit eine fortwährende Neubildung, während das Hinterstück oder Mutterthier nach jeder Theilung mit einem neu erworbenen Kopfe weiterlebt. Bei oberflächlicher Auffassung dieses Verhältnisses könnte man nun in der That zu der Annahme kommen, diese Stammthiere könnten immer fort leben, und es müßten dergleichen also aus jedem früheren Jahrgange vorhanden sein, so weit sie nicht gefressen worden oder sonst verunglückt sind. Dem Naturforscher freilich wird es nicht beikommen, aus einer an sich recht interessanten Thatsache solche Folgerungen zu ziehen. Gleichviel, ob er es mit Augen gesehen oder nicht, wird er den Verlauf der Sache so angeben: das Mutterthier hört endlich auf, neue Individuen abzusondern, es ist in sein Greisenalter getreten und geht nun, ganz wie jeder andere veraltete Organismus, seiner baldigen Auflösung entgegen.

(Die Entstehung des Mutterkornes.) Ueber die Entstehung des für die Gesundheit so gefährlichen Mutterkornes sind die Ansichten noch sehr getheilt. Darum dürfte folgende Mittheilung, die mir vor einigen Tagen ein mir befreundeter Naturforscher schriftlich machte für das landwirthschaftliche Publicum nicht ohne Interesse sein. Derselbe sagt: „Im vorigen Sommer erzog ich mir auf künstlichem Wege sehr viel Mutterkorn. Bei meinem Sammeln kryptogamischer Gewächse war es mir auffallend, daß ich in der Nähe des parasitischen Pilzes Clavicops purpurea, der sich am Gestein und auch an Wiesenpflanzen bildet, immer sehr häufig an den angrenzenden Feldern so viel Mutterkorn entdeckte.

Dies veranlaßte mich zu dem Versuche, die Keime dieses Pilzes in eben sich öffnende Roggenblüthen zu bringen. Die Keimfäden des Pilzes umspannen als ein feines weißliches Gewebe den Fruchtknoten, drangen selbst hinein und zerstörten ihn ganz oder auch nur theilweise. Dann begannen sich die Fäden bauchig zu erweitern und bildeten in diesem Zustande einen schmierig-schleimigen, die Spelzen oft überragenden Körper, der von unten auf zum eigentlichen Mutterkorn sich verdichtete und verhärtete. Auf diesem künstlichen Wege erzog ich im vorigen Sommer Mutterkorn von 1 Zoll Länge und darüber. Es waren oft 5 bis 6 Körner in einer Aehre. Daraus geht nun klar hervor, daß das Mutterkorn nicht durch den Biß eines Insectes oder Wurmes, nicht durch eine besondere Säftekrankheit des Getreides sich erzeugt, sondern lediglich durch die Entwicklung jenes parasitischen Pilzes entstehe. Uebrigens ist wohl möglich, daß Käfer und Würmer die Veranlassung zur Entstehung des Mutterkornes dadurch geben, daß sie von Blüthe zu Blüthe fliegen oder kriechen und so die Keime des Pilzes, welche mit ihrer schmierigen Substanz an ihren Beinen haften bleiben, auf die Blüthen des Roggens übertragen."

(Luftleerer Raum.) Man spricht viel vom Vacuum oder luftleeren Raum; wirklich hergestellt hat ihn noch Niemand. Die Luftpumpe entleert die Glocke nicht, sondern verdünnt nur die Luft etwa auf $^1/_{10}$ bis $^1/_{15}$, d. h. $^9/_{10}$ bis $^{14}/_{15}$ werden fortgepumpt, während der Rest immer noch den ganzen Hohlraum erfüllt. Auch der anscheinend leere Raum über dem Quecksilber des Barometers, die sog. Toricelli'sche Leere, ist kein Vacuum, sondern mit dunstförmigem Quecksilber erfüllt. Chassiot erfand ein Mittel, um einen geschlossenen Raum noch mehr zu entleeren, als es die Luftpumpe kann: er füllte das Gefäß mit Kohlensäure, die durch hinzugegebenes Aetzkali allmälig verschluckt wurde. Rascher und zwar in einer halben Stunde gelangt man zu dem gleichen Erfolge durch ein neues Verfahren der Brüder Alvergniot, veröffentlicht in „Les Mondes". Sie verdünnen zuerst die Luft in einem Glasrohre durch ihre Quecksilber-Luftpumpe, erhitzen dann das Rohr vorsichtig bis zum Rothglühen und gebrauchen dann die Pumpe von Neuem, um den Rest heißer verdünnter Luft herauszuziehen. Daß auf solche Weise mehr Luft entfernt werden kann, als auf kaltem Wege, ist wohl anzunehmen. — Man hatte theoretisch vorausgesagt, daß Elektricität sich im luftleeren Raume nicht fortpflanzen könne; der Versuch hat aber noch mehr bestätigt, als die Theorie verlangte, denn die Elektricität setzt sich nicht einmal in sehr dünner Luft fort. In den Röhren der Brüder Alvergniot nähern sich

zwei Platinspitzen bis auf zwei Millimeter, und doch vermag das elektrische Fluidum die so kleine Kluft nicht zu überspringen, so nahe kommt die Ausschöpfung des Raumes der absoluten Leere.

(Parkesine.) So heißt ein von dem englischen Chemiker Parkes erfundener Stoff, der in seiner Anwendung viel Aehnlichkeit mit dem Kautschuk und der Guttapercha hat, beide Stoffe aber in praktischer Verwendbarkeit weit zu übertreffen scheint. Das Parkesine wird aus gewöhnlichen baumwollenen Lumpen hergestellt. Es ist sowohl durchsichtig, als auch undurchsichtig darzustellen und verbindet sich leicht mit den Anilin-Farben. Der Stoff wird in England bereits vielfach von Bildhauern, Drechslern und Holzschnitzern zu Decorationsgegenständen verarbeitet. Auch zu Gewändern läßt sich das Parkesine benützen, da es auch in Form von Fäden und Blättern hergestellt wird.

Das Jahrbuch des naturhistorischen Museums von Kärnten.

Das wissenschaftliche Leben Kärntens äußert sich zunächst in der Thätigkeit der beiden Vereine, die sich die Durchforschung des Landes, und zwar der eine in Bezug auf seine Geschichte, der andere auf seine Natur sich zur Aufgabe gestellt haben Diese Vereine sid demgemäß bemüht, alle zu diesem Zwecke dienenden Vorkommnisse in wissenschaftlich geordneten Sammlungen aufzustellen und das Publicum außerdem mit den allgemeinen Fortschritten der Wissenschaft in populären Vorträgen bekannt zu machen; selbstständige im Lande angestellte wissenschaftliche Forschungen aber werden in ihren Vereinsschriften bekannt gemacht. Von diesen hat das Museum eben das VIII. Heft seines Jahrbuches erscheinen lassen, zum Beweise, daß es an der Lösung der ihm gestellten Aufgabe ruhig fortarbeitet.

Das eben erwähnte Heft des Jahrbuches beginnt mit einem „Bericht über eine botanische Reise in das Lesachthal" von G. A. Zwanziger. Dieses Gebiet unserer Alpen wurde schon Anfangs dieses Jahrhunderts von Wulfen, Reiner und Hohenwart begangen und theilweise beschrieben, in neuerer Zeit von unserem heimischen Botaniker David Pacher fleißig aufgesucht und auch von Fremden, als Fischer-Doster und Vulpius aus der Schweiz und Churchill aus London zum Theil durchforscht. Dessenungeachtet findet unser Verfasser auf seinen Wanderungen, auf welchen ihm auch der Leser, der nicht Botaniker ist, gerne folgt, des Schönen, Interessanten und Neuen noch genug, besonders aus der Classe der Kryptogamen, welche der vorzüglichste Gegenstand seiner Forschung sind, wenn auch der seltene Farn Woodsia glabella seinen Blicken sich entzieht, welcher zuerst am großen Sclavensee in Nord-America entdeckt, sonst nur noch bei Bozen vorkommt und von Churchill auf der Pleken gefunden wurde. Der Aufsatz bildet eine vollständige

Darstellung des Pflanzenvorkommens im oberen Gailthale, die sich an die Arbeiten über die Unholde und Kreuzkofel von Keil, Jabornegg und Außerdorfer anschließt und die Ansicht des Schweizer Botanikers Vulpius bestätigt, daß die „österreichischen Alpen mit reicherem Pflanzenwuchse und schönerem Farbenschmucke prangen, „als die Schweizer".

„Die Moosflora des Kreuzberges bei Klagenfurt" von G. A. Zwanziger führt 112 Arten dieser unscheinbaren, unbeachteten und doch so interessanten Pflänzchen auf und wird als eine Kieselflora der montanen Region bezeichnet, die durch die Nähe der Kalkalpen im Süden gar nicht berührt wird, was doch sehr bei der ihnen nur unbedeutend näher liegenden Sattnitz der Fall ist. Die Perle der auf dem Kreuzberge vorfindigen Moose ist Campylopus brevifolius, bisher nur von Aveyron im südlichen Frankreich und von Meran bekannt. Solche seltene Pflanzencelebritäten haben wir in nächster Nähe!

„Die Declination der Magnetnadel in Lölling" von Ferd. Seeland bringt einen sehr werthvollen Beitrag zur Wissenschaft vom Erdmagnetismus. Prof. Doppler hat in seiner Abhandlung über diesen Gegenstand aufmerksam gemacht, daß sich in den alten markscheiderischen Aufnahmen der Bergbauten weit hinter den Beobachtungen der magnetischen Observatorien zurückreichende, darauf bezügliche Daten vorfinden mögen. Seeland hat die alten Bergkarten einer Revision unterzogen, nicht bloß aus diesem wissenschaftlichen, sondern auch aus dem praktischen Interesse, weil die von einem Punkte nach Compaßstunden in einer Länge von 600 Klaftern verliehenen Grubenmassen bei einer Aenderung der Declination von 4°, wie sie in 50 Jahren erfolgte, an ihrem Ende um 41 Klafter verschoben (also in freiem oder fremdem Terrain) erscheinen. Obwohl längst den Chinesen bekannt, scheint die Magnetnadel nicht vor dem 14. Jahrhunderte praktisch gebraucht worden zu sein, erst Ende desselben wird sie ausdrücklich in der Markscheidekunst erwähnt; die Aenderungen der Declination wurden, lange bestritten, erst 1604 klar ausgesprochen, in Lölling jedoch bis zu Florian's Aufnahmen 1797 nirgends berücksichtiget, nach welchen es jedoch gewiß ist, daß damals die Declination 17° 10′ betrug.

Aus den vorfindigen Karten hat S. die Declination, wie folgt, abgeleitet: 1729 war sie 10° 6′, 1763 schon 15·16, 1768 15° 36, (in Kremsmünster 15° 30′), 1786 16° 16, 1797 17° 10, 1805 17° 36, von da an fehlen einschlägige Beobachtungen und Aufnahmen bis 1855 Seeland sie genau zu 13° 46′ bestimmte; bis 1865 hat sie noch um 43′ abgenommen. — Die jährliche Aenderung berechnet S. zu 5′ so daß 1957 der magnetische Meridian wieder mit dem astronomischen zusammenfallen wird.

Zur „Käferfauna des Möll- und Gailthales" bringt Professor B. M. Grebler reichlichen Beitrag in Aufzählung vorgefundener Arten, aus welcher begreiflicher Weise eine große Uebereinstimmung mit dem Nachbarlande Tirol sich ergibt.

A. Gobanz schildert in folgender Abhandlung „das Bleierz-Vorkommen in Unterkärnten" in streng wissenschaftlicher und sehr interessanter Weise den allgemeinen geognostischen Charakter des Gebietes der Bleierzlagerstätten, welchem das allgemeine des Erzvorkommens und die Beschreibung der einzelnen Bergbauten folgt. Im Allgemeinen stehen diese unterkärntnerischen Bleierzlager an Mächtigkeit eben so, wie an der Andauer im Streichen und Verflächen hinter denen Ober-Kärntens weit zurück, wozu noch die bei letzteren gar nicht gekannte Erscheinung der so häufig auftretenden Verwerfungsklüfte und der Umstand kommt, daß die Mehrzahl derselben sehr hoch gelegen sind, z. B. Feistritz 4697, Hoch-Petzen 6394, Hoch-Obir 6458 W.

F. über dem Meere, woraus erklärlich ist, daß der unterkärntische Bergbau nicht jene volkswirthschaftliche Bedeutung, wie der von Bleiberg erlangt hat und vielleicht auch nicht erreichen wird. Dessenungeachtet läßt sich ein bedeutender Aufschwung derselben erwarten, wenn der bisherige Kleinbergbaubetrieb, der immer nach einigen Mißerfolgen finanziell und moralisch erlahmt, in größere Gesellschaften übergeht, welche über Geld und Intelligenz verfügen können.

Die folgende Abhandlung „Thermische Constanten der Belaubung Blüthe und Fruchtreife einiger Holzpflanzen nach 20jährigen Beobachtungen zu Klagenfurt von J. Prettner, gehört in das Gebiet einer erst in neuerer Zeit in Aufschwung gebrachten Wissenschaft, der Pflanzenphänologie, welche die Einwirkung der Witterungselemente auf die Entwicklung der Pflanzen festzustellen sucht. Die in Rede stehende Abhandlung behandelt den Einfluß der Wärme und versucht, von 65 Arten Holzpflanzen und 5 Getreidearten die Wärmesumme (thermische Constanten) zu bestimmen, welche sie zur Entwicklung bestimmter Phasen der Belaubung, Blüthe und Fruchtreife brauchen. So braucht z. B. der Winterroggen bis zur ersten Blüthe (im Mittel am 20. Mai) 494° R., zur Fruchtreife am 2. Juli 1086°, der Winterweizen zur Blüthe am 8. Juni 798°, zur Fruchtreife, 9. Juli, 1231° R. — Nach vieljährigem Durchschnitte hat der Winterroggen am 2. Mai die ersten Aehren, blüht 20. Mai, reift 2. Juli; der Sommerroggen wird am 31. März gesäet, blüht am 4. Juni, reift am 7. Juli. Es sind dabei immer die gleichen Daten aus der Untersuchung Fritsch's für Wien angegeben; doch bemerken wir, daß noch kaum eine auf zwanzigjährige Beobachtungen gegründete ähnliche Untersuchung bekannt ist.

Nach einigen Notizen über ein Realgar-Vorkommen in Lölling und das Anthracitlager auf der Stangalpe folgen: Meteorologische Beobachtungen von Klagenfurt und Uebersichten der Witterung in Kärnten vom Jahre 1867. Obwohl 1864 in der Schweiz ein Beobachtungsnetz organisirt wurde, welches auf je 10 Quadratmeilen eine Beobachtungsstation hat, so wird dies doch noch immer von Kärnten übertroffen, wo auf je 8 Meilen eine solche kommt. Darunter sind viele, die, schon über 10 Jahre, und einige, wie Klagenfurt, St. Paul, St. Peter, Saifnitz. Obir, die schon 20 Jahre in Thätigkeit sind; die Beobachtungen der letztgenannten, 6453' hoch gelegenen Station werden in neuester Zeit vielfach zu wissenschaftlichen Untersuchungen benützt.

Dem Jahrbuch ist ein Bericht über die Wirksamkeit des Museums in den Jahren 1866 und 1867 beigegeben, der die Vermehrung der Sammlungen, die öffentlich gehaltenen Vorträge den Verkehr mit anderen ähnlichen Anstalten (auch in Petersburg, Boston, Christiania 2c.) erörtert. Wir erwähnen daraus vorzüglich die Gründung und Erweiterung des botanischen Gartens, der durch die Thätigkeit der Comitémitglieder Herren L. v. Hueber und Prof. P. Rainer Graf und die uneigennützige Unterstützung mehrerer Stadtbewohner mit einem Warmhause für interessante außereuropäische Gewächse versehen und dadurch, wie durch Vermehrung der Anlagen für die Alpenflora, zu einer dem Bedürfnisse der Schule und Botaniker vollkommen entsprechenden, der Stadt zur Zierde reichenden Anstalt erweitert wurde, in welcher bereits 1880 Pflanzenarten, davon 180 in den Alpenanlagen und 140 im Warmhause, lebend gezogen wurden. Der Garten, in welchem sowohl für Studirende als auch für Damen Vorträge gehalten wurden, steht dreimal wochentlich dem allgemeinen Besuche geöffnet, der den Lesern bei bald beginnender Blüthezeit sicher Befriedigung gewähren wird.

Meteorologisches.

Witterung im Februar 1868.

Der Februar ist bei uns jener Monat, der von allen am wenigsten Niederschläge, die meisten heitersten Tage, die geringste Bewölkung hat; der letzt verflossene hatte gar keinen meßbaren Niederschlag, seine Bewölkung war (0 = ganz reiner, 10 = ganz bedeckter Himmel) 1·7, noch um 2·6 unter, die Zahl der heiteren Tage war 10, 5 über der normalen; die Mittel der Witterungselemente waren in Klagenfurt gegen die (eingeschlossenen) normalen folgende: Luftdruck 322·2 (319·9), Luftwärme — 3·00 (2·42), Feuchtigkeit 86 (87), Niederschlag 0 0 (1·3″). Es war ein kalter, heiterer, trockener Februar; in den letzten 55 Jahren war der Februar nur in 19 Jahren noch kälter, so z. B. 1865 (— 5·0), 1864 (— 4·1), 1860 (— 6·1), 1858 (— 6·7) u. s. f. Ganz ohne Niederschlag war er nur noch 1863, noch heiterer 1863 und 1857. Die Schneelage war am 29. noch 16 Zoll im freien Felde.

An den übrigen Beobachtungsstationen fiel am 24. etwas Weniges (1 bis 2 Linien hoch) Schnee, in Maltein und Raibl jedoch nicht meßbar. Die Temperatur war in Tröpelach noch tiefer als in Klagenfurt, nämlich — 3·8, im Bad bei Villach und am Hochobir gleichfalls — 3·0, an den meisten anderen zwischen — 1 und 2, in Hüttenberg, Tiffen, Raibl, Maltein etwas über 0°, in Lölling sogar + 1·4. Die höchste Wärme zeigte sich überall am 27., bis 29 zwischen 6 und 10°, in geschützten Lagen auch über + 10, die tiefste meist am 10. oder 18., in Tröpelach —14·0, Klagenfurt, St. Paul, Villach —11·5, in Gottesthal, Saifnitz und am Hochobir nur — 10, die übrigen darunter. In St. Peter im Liserthale und am Hochobir waren am 5. bis 7., 10. bis 12. anhaltende Nordoststürme.

Eisen- und Blei-Preise am Beginne des Monats März.

In Schottland zeigt der Roheisenmarkt eine steigende Tendenz, auch in England bessert sich die Nachfrage nach Eisen, besonders nach Nord-America und Rußland. Die Eisenwaarenfabriken in Birmingham und Sheffield sind lebhaft beschäftigt, Eisenbahnmaterial, Stahlschienen, Sägen, Feilen und Schneidewerkzeuge gesucht. In Belgien und im nördlichen Frankreich hofft man auf baldige Besserung im Geschäfte; noch beschränkt sich der Absatz auf Deckung des laufenden Bedarfes. Holzkohlenroheisen zum Verfrischen wird zu St. Dizier um 2 fl. 10 kr. bis 2 fl. 36 kr. pr. Zollcentner verkauft. In den Rhein-Ländern sind die Walzwerke und Maschinenfabriken wieder mehr in Thätigkeit, das Roheisengeschäft hier wie in Preußisch-Schlesien in Aufnahme, nachdem die Versendungen nach Oesterreich zunehmen. In ganzen Trainladungen wird Siegen'sches Coaks-Spiegeleisen selbst nach Leoben zum Preise von 3 fl. 50 kr. bis zur Hütte gestellt, bezogen. Das lebhafteste Eisengeschäft besteht jetzt in Oesterreich und die Noth an Roheisen ist so fühlbar, daß der Preis des Zollcentners grauen Roheisens zu Vordernberg und Eisenerz schon auf 4 fl. stieg.

Blei ist allseits gesucht und in guten Preisen; für den Bedarf der kärntischen Bleifabriken ist die Erzeugung im Lande ungenügend und wurde selbst schlesisches und spanisches Blei schon verarbeitet.

Eisen-Preise.

Per Zollcentner in ö. W.:

Köln: Holzkohlenroheisen und Spiegeleisen fl. 2·25 — 2·62, Coaks-Roheisen affinage fl. 2·10, graues fl. 2 — 2·25, Schottisches Nr. 1 fl. 2·25 — 2·40, Stabeisen grobes fl. 4·88 — 6 fl.

Preußisch-Schlesien: Holzkohlenroheisen fl. 2·13 — 2·15, Coaksroheisen fl. 1·93 — 2, Stabeisen gewalztes fl. 4 — 5, geschmiedetes fl. 5·25 — 5·65.

Vordernberg: Roheisen weißes fl. 3·15 — 4, Eisenerz fl. 3·58, graues fl. 4, Kärnten halbirt fl. 3·10 — 3·30, Ober-Ungarn weiß und halbirt loco Hütte fl. 2·38 bis 2·68.

Blei-Preise.

Köln: Raffinirtes Weichblei fl. 9·75 — 10, Hartblei fl. 9·38 — 9·63.

Berlin: Sächsisches fl. 9·75, Tarnowitzer fl. 10·25 — 10·28.

Bleiberger Probirblei fl. 14·50, ordinäres fl. 14·06, Raibler Rühr- und Preßblei fl. 13·84.

Klagenfurter Getreidedurchschnittspreise im März der Jahre

	1859, fl. kr.	1860,	1861,	1862,	1863,	1864,	1865,	1866,	1867,	1868. v. 1.—15.
Weizen	4·23	5·92	6·43	6·32	4·80	4·54	3·56	3·57	5·89	6·26
Roggen	2·88	3·82	4·57	5·18	3·55	2·71	2·70	2·83	4·18	4·29
Gerste	3.05	3·94	3·88	4.33	3·66	3·02	2·27	2·21	4·34	3·70
Hafer	1·61	2·45	2·23	2·55	2·21	1·93	1·29	1·24	1·79	1·85
Mais	2·50	4·46	3·46	4·81	3·36	2·71	2·51	2·21	3·42	3·40
Silberagio	9·12	14·00	46·84	35·88	13·64	17·85	9·85	2·86	26·06	14. 7

Inhalt des Märzheftes.

Druck von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

›Carinthia.

Zeitschrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung.

Herausgegeben vom
Geschichtsvereine und Landesmuseum in Kärnten.
Redacteur Dr. Ludwig Jßleib.

№. 4 Achtundfünfzigster Jahrgang. 1868

Eine dunkle That.

Novelle von Ewald August König.

1. Capitel.

Das Haus des Fabricanten Hermann Banner, welches rechts am Marktplatze der kleinen Residenz lag, machte mit seiner acht Fenster breiten Front, dem schlanken Patrizierthurme, dem hohen, mit Schnitzwerk reich verzierten Einfahrtsthor und dem kunstvoll ausgearbeiteten Balkon einen imponirenden Eindruck. Der Baumeister, welcher dieses Haus gebaut hatte, war stolz auf sein Werk, und er durfte es sein, konnte er doch fast täglich sehen, daß durchreisende Fremde vor demselben stehen blieben, um es zu bewundern, hörte er doch oft das Urtheil, daß nur das Schloß mit diesem Prachtbau sich messen könne.

Auch die innere Einrichtung sollte nach dem Berichte derjenigen, welche die Schwelle dieses Hauses überschritten hatten, in Bezug auf Luxus und Eleganz mit der Ausstattung der fürstlichen Gemächer wetteifern; mit Rücksicht darauf wunderte es Niemand, daß die Jalousien des ersten Stockwerkes, welches einen einzigen großen Saal bildete, stets geschlossen waren.

Welche kostbare Möbel, Gemälde, Spiegel und Teppiche mußte dieser Saal enthalten, wenn schon die Wohn- und Empfangszimmer mit solchem Luxus ausgestattet waren! — Und doch konnte Niemand sagen

daß er den Wunsch hege, mit dem Eigenthümer dieses Hauses tauschen zu dürfen. Ein gewisses Etwas, dessen Ursache Niemand sich erklären konnte, hielt Jeden dem Hause fern!

Selbst die Handwerker, welche nur die Küche oder das Gesindezimmer, selten die Wohnstuben, nie die Empfangszimmer betraten, wurden ernst und schweigsam, sobald der Portier ihnen das Thor öffnete. Die Kinder sogar, denen das breite glatte Trottoir einen ausgezeichneten Spielplatz bot, mieden das Haus, nur mitunter, an den Markttagen, wagte ein Korbflechter oder ein Porzellanwaarenhändler, seine Waaren auf diesem Trottoir feilzubieten.

Es ging das Gerede, ein Fluch ruhe auf dem Hause, ein Fluch, der die Bewohner desselben schwer drückte.

Diese Behauptung stand in offenbarem Widerspruch mit den Thatsachen, denn Hermann Banner war ein reicher Fabricant, der mehr denn hundert Arbeiter beschäftigte, in dessen Fabrik die Maschinen oft die Nächte hindurch arbeiteten, damit die zahlreich einlaufenden Aufträge ausgeführt werden konnten. Man wußte, daß diese Fabrik ein Capital von nahezu zweimalhunderttausend Thalern repräsentirte, daß Banner außerdem mehr als eine Million in Staatspapieren und Actien besaß, man wußte ferner, daß er mit seiner Gattin und seinem einzigen Sohne in Eintracht und Frieden lebte und dennoch wollte man behaupten, ein Fluch ruhe auf seinem Hause!

Welche Anhaltspunkte besaß man für diese Behauptung? Etwa den, daß der Fabricant stets so düster und schweigsam war? Daß die schöne stolze Gattin dieses finstern Mannes oft so traurig und niedergedrückt am Fenster stand und theilnahmslos, wie in tiefem Sinnen verloren hinausblickte? Daß der Sohn dieser reichen Leute, obschon er bereits fünfundzwanzig Jahre zählte, ebenso schweigsam und verschlossen, wie sein Vater war? Gewiß nicht, bei ruhiger Ueberlegung mußte man ja finden, daß diese Anhaltspunkte haltlos waren.

Hermann Banner war ein strenger, wortkarger Mann, nie hatte man ihn scherzen oder lächeln gesehen. Was war natürlicher, als daß in dem Herzen seines Kindes der zarte Keim der Liebe durch die Furcht vor der Strenge des Vaters erstickt wurde und daß das Wesen desselben ganz den Charakter dessen annahm, den es als Vorbild stets um sich sah? Was war natürlicher, daß das Mutterherz unter dem Drucke litt, den das verschlossene finstere Wesen des Gatten und des Sohnes auf dasselbe übten?

Die guten Bürger und Bürgerinnen der Residenz grübelten darüber nicht nach, ihnen war dieser finstere Ernst eine Thatsache, aus der sie ihre Schlußfolgerungen zogen, ohne den Grund der Thatsache nachzuforschen.

An einem heiteren Frühlingsabend waren die Jalousien des ersten Stockes geöffnet.

Die hell erleuchteten Fenster, die Galalivréen der Diener, welche am Thore und auf der Hausflur standen, und die eleganten Equipagen, welche der vornehmen Gäste so viele brachten, daß die Dienerschaft mit dem Empfange derselben vollauf zu thun hatte, das Alles ließ erkennen, daß in dem Hause des Fabricanten ein seltenes Fest gefeiert wurde. Und in der That es war ein seltenes Fest für den Fabricant und dessen engeren Familienkreis. Man feierte die Verlobung des jungen Herrn Otto Banner mit der Tochter des reichen Fabricanten Franz Vorbeck.

Ob Otto sich im Besitz der jungen, reichen Braut glücklich fühlte? Niemand glaubte es.

Wenn auch ein Lächeln über sein Antlitz glitt, als er seine Verlobte zu ihrem Sitz geleitete, das Herz hatte keinen Antheil an diesem Lächeln.

Die Damen unter den geladenen Gästen konnten nicht begreifen, daß der schöne, schlanke, junge Mann um die Hand dieser kleinen, eitlen und geschwätzigen Elise Vorbeck geworben hatte! Sie deuteten jenes Lächeln richtig.

„Eine Convenienzheirat!“ sagte die Eine.

„Der Geldsack hat sie gekuppelt,“ spottete die Andere.

Otto that nichts, um diese Vermuthungen zu widerlegen. Kalt und theilnahmslos saß er zwischen seiner Mutter und der Braut, dann und wann wechselte er mit der letzteren einige Worte, aber auch der unbefangenste Beobachter mußte erkennen, daß er dies nur that, um den Schein zu wahren.

Elise dagegen schien die Kälte ihres Bräutigams nicht zu bemerken, sie plauderte und scherzte mit ihren Tischnachbarn über die alltäglichsten Dinge.

Der Vater Otto's saß seinem Sohne gegenüber. Die dunklen Augen des hageren Herrn, die unter den buschigen Brauen tief in ihren Höhlen lagen, hefteten von Zeit zu Zeit sich mit durchbohrender Kraft auf das düstere Antlitz des Jünglings. Auch er war einsilbig und verschlossen, aber in seinen Zügen las man, daß dieses Fest ihm eine ersehnte

Genugthuung gewährte. Dann und wann traf sein Blick die noch immer schöne Gattin, welche in Gedanken versunken, diese Blicke, in denen Mißtrauen und Unmuth sich abspiegelten, nicht beachtete.

Es wäre ein düsteres, unheimliches Fest gewesen, wenn die Gäste auf den schweigsamen Ernst der Familie Banner Rücksicht genommen hätten, aber Franz Vorbeck und dessen Sohn Theodor verstanden es, die Unterhaltung zu beleben und die Aufmerksamkeit der Tischgenossen so sehr zu fesseln, daß jener Ernst nicht einwirken konnte.

Nach beendeter Tafel verließ die Mutter Otto's den Saal. Die älteren Herren gruppirten sich um den Spieltisch, die jüngeren setzten sich zu den Damen.

Otto klagte über heftiges Kopfweh, Elise, welche an der Unterhaltung sich lebhaft betheiligte, rieth ihm, in den Garten zu gehen und in der Nachtluft die heiße Stirn zu kühlen.

Der junge Herr wartete eine Wiederholung dieses Rathes nicht ab, es schien fast, als ob er diese Aufforderung gewünscht habe, um ohne Anstoß zu erregen, den Saal verlassen zu können.

Ein schmerzlicher Seufzer hob die Brust des jungen Mannes, als er durch die dichtbelaubte Allee sich dem Springbrunnen näherte. Das Licht des Mondes fiel voll auf das Bassin, vor welchem eine hohe, schlanke Dame stand.

Otto erkannte seine Mutter.

„Auch Dir scheint dieses Fest keine Freude zu bereiten," sagte er leise: „Fühlst Du, wie unglücklich ich an der Seite dieser Lebensgefährtin werden muß?"

„Unglücklich?" fragte die Mutter bestürzt. „Weshalb gabst Du Deine Einwilligung zu dieser Verlobung, wenn Du voraussahst —"

„Weshalb?" fiel Otto gereizt ihr ins Wort. „Hat der Vater mir nicht mit seinem Fluch, mit Enterbung gedroht, wenn ich mich weigere, seinen Befehlen zu gehorchen? Bin ich nicht durch seine Drohungen gezwungen worden, Ja und Amen zu sagen?"

„Also auch Dein Glück sollte der Habsucht dieses Mannes geopfert werden?" fuhr Frau Banner mit wachsender Erregung fort. „Du sagst, er habe Dich gezwungen? Warum hast Du mich nicht zu Rathe gezogen, warum hast Du nicht früher mich in Dein Herz blicken lassen?"

„Du wußtest das nicht?" fragte Otto erstaunt.

„Nein. Hast Du je bemerkt, daß Dein Vater mich seines Vertrauens würdigte? Als er mir vor acht Tagen sagte, Du habest um

die Hand des Fräulein Elise Vorbeck geworben und heute werde das Fest Deiner Verlobung gefeiert, da konnte ich nur vermuthen, es sei Dein eigner, freier Wille gewesen, diese junge Dame zum Altar zu führen. Wohl wußte ich, daß das geistesarme Mädchen, die eitle Tochter dieses geldstolzen Parvenues niemals den Anforderungen genügen könne, welche Du, der wissenschaftlich gebildete Mann, an die künftige Lebensgefährtin stellen werdest. Aber sollte ich Dich darauf aufmerksam machen? Du selbst mußtest es wissen, war Dir doch oft Gelegenheit geboten worden, Fräulein Vorbeck kennen zu lernen."

Otto stützte sich auf die Brüstung des Bassins und blickte finster auf den ruhigen Wasserspiegel hinunter.

„Unter allen jungen Damen, welche ich kenne, wäre Elise Vorbeck die letzte gewesen, die ich gewählt hätte," erwiederte er.

„Und dennoch willst Du —"

„Soll ich den Fluch auf mich nehmen? Vor acht Tagen beschied der Vater mich ins Cabinet. Er erklärte mir, daß er mit seinem Freunde Vorbeck die Angelegenheit schon geordnet habe, ich werde noch im Laufe des Tages vorfahren und um die Hand der jungen Dame werben. Ich erlaubte mir, dagegen zu protestiren, er antwortete mir barsch, ich sei sein Sohn, er habe das Recht, über meine Zukunft zu bestimmen, ich aber müsse gehorchen. Er sei nicht gesonnen, seine Pläne durchkreuzen zu lassen, wenn ich mich weigere, seinen Willen als Gesetz gelten zu lassen, so möge ich augenblicklich und für immer sein Haus verlassen, außer seinem Fluche werde er mir nichts auf die Reise mitgeben. — Ich gehorchte," fuhr der junge Mann fort, „mir blieb ja nur die Wahl zwischen dem Vaterfluch und dem Gehorsam."

„Du gehorchtest, weil Du von Kindesbeinen an nie den Muth gehabt hast, Deinem Vater ins Auge zu blicken," entgegnete Frau Banner, „Du gehorchtest, weil die Furcht vor diesem strengen, hartherzigen Manne Deinem Herzen schon im zartesten Alter eingeimpft wurde. Hättest Du nur mir vertraut!"

„Konntest Du es ändern, Mutter? Sollte ich Dir neue Sorgen, neuen Kummer bereiten? Du hast des Grams genug —"

„Wer sagt das?"

„Wer das sagt? Auf Deiner Stirn, auf Deinen bleichen Wangen, in Deinen Blicken steht es so deutlich geschrieben, daß Jeder es lesen kann. Dennoch würde ich an Deinem Herzen Trost gesucht haben, wenn ich nicht vermuthet hätte, daß der Inhalt jener Unterredung Dir bekannt

sei. Der düstere Ernst, der heute Abend Dich nicht verließ, hat die Vermuthung in meiner Seele geweckt —"

„Kind, seine Ursache ist eine andere, als die des Mitleids mit Dir," sagte die Mutter wehmüthig. „Ich dachte an jenen Abend, an welchem auch ich dieses Fest feierte, an welchem ich als eine glückliche Braut neben dem Geliebten saß. Damals baute ich goldene Luftschlösser, sie alle sind zertrümmert und unter ihren Trümmern liegen mein Glück und mein Frieden begraben. Sieh' her," fuhr sie fort, während sie ein Medaillon aus dem Busen zog und die Kapsel öffnete, „findest Du in diesen Zügen eine Aehnlichkeit mit irgend einem Gliede unserer Familie?"

Der Blick Otto's fiel auf das Porträt eines jungen schönen Mannes. Er betrachtete es lange, in diesen Zügen fand er eine auffallende Aehnlichkeit mit seinen eigenen und darneben auch etwas, was ihn an den Vater erinnerte.

„Welcher Mann hatte zu diesem Bilde gesessen? Sein Vater nicht, denn die drohenden Falten auf der Stirne und der tückische, stechende Blick fehlten.

Er wagte nicht aufzuschauen, er fühlte, daß der Blick der Mutter forschend auf ihm ruhte, er ahnte, daß ein Geheimniß sich an dieses Bild knüpfte, welches zu enthüllen der Mutter peinlich war.

„Die Nase und das Kinn erinnern mich an den Vater, die Stirn und die Augen dagegen —"

„Du hast Recht, das Porträt hat mit Euch Beiden Aehnlichkeit, mit Dir und dem Manne, den Du Vater nennst," sagte Frau Banner eintönig.

„Vater nennst?" fragte Otto betroffen. „Ist er mein Vater nicht?"

In düsteres Sinnen versunken blickte die Mutte lange das Bild an, dann drückte sie es an die Lippen.

„Geh' jetzt hinauf," sagte sie, „Deine Abwesenheit möchte auffallen. Sobald die Gäste sich entfernt haben, und Dein Vater zur Ruhe gegangen ist, komm' zu mir, Du wirst mich in meinem Boudoir finden. Frag' jetzt nicht, gedulde Dich, Du wirst noch früh genug das Geheimniß erfahren. — Komm', gib mir Deinen Arm, wir wollen in den Saal zurückkehren.

2. Capitel.

Der letzte Wagen war abgefahren, die Diener räumten die Tafel ab. Otto wollte den Saal verlassen, as der Kammerdiener ihn in das Schlafgemach des alten Herrn beschied.

Der Fabricant stand am Fenster, als der junge Mann eintrat.

„Ich bin nicht mit Dir zufrieden," sagte er, „Du hast es an Aufmerksamkeit und Höflichkeit Deiner Braut gegenüber so sehr fehlen lassen, daß ihr Vater daran Anstoß nahm. Du wirst morgen früh hinfahren und Dich bei Deinem künftigen Schwiegervater deshalb entschuldigen."

„Niemals!" rief Otto, dem das Blut in die Wangen schoß. „Ich habe nicht aus eigenem Antriebe um die Hand der Tochter Vorbeck's geworben —"

„Mäßige Dich!" fiel der alte Herr ihm streng ins Wort. „Was ich will, geschieht, Widerspruch dulde ich nicht, am wenigsten von Dir. Ist dies der Dank dafür, daß ich so väterlich für Deine Zukunft sorgte? Du hast durch mich die Hand des reichsten Mädchens in der Residenz gewonnen, Jeder beneidet Dich um Dein Glück —"

„Ein Glück, von dem das Herz nichts weiß, kann ich nicht Glück nennen," erwiederte Otto, den es empörte, sich einem Schulbuben gleich behandelt zu sehen. „Ich bitte Dich noch einmal, Vater, entbinde mich von dieser Heirat. Löse unter irgend einem Vorwande die Verlobung auf und ich will Dir zeitlebens dankbar dafür sein. Elise paßt nicht zu mir, ich werde an ihrer Seite mein Glück nichtfinden."

„Bah, — was ist Glück?" spottete der Fabricant mit verachtendem Achselzucken. „Sentimentale Naturen behaupten, es gebe eine Liebe, die allein das Herz glücklich machen könne. Ich habe nie geliebt und bin stets ein glücklicher Mann gewesen."

„Glücklich?" fragte Otto, dessen Blick forschend auf dem Antlitze des Vaters ruhte.

„Ja, glücklich," fuhr der alte Herr gelassen fort, „kannst's Du es bestreiten? Aber gleichviel, Du weißt, was ich Dir gesagt habe, Du heiratest Fräulein Elise Vorbeck und damit Basta".

Ein finsterer Schatten glitt über die Züge des jungen Mannes.

„Habt Ihr auch schon die Summe festgesetzt, für welche ich dieses häßliche unwürdige —"

„Ich rathe Dir, keine Worte weiter über diese Angelegenheit zu verlieren!" brauste der Fabricant auf. „Vergiß nicht, daß Du vor Deinem Vater stehst, daß ein einziger Federzug von meiner Hand genügt, Dich zum Bettler zu machen. Am Tage der Hochzeit nehme ich Dich

als Theilhaber in mein Geschäft auf, so lautet die Absprache mit Deinem künftigen Schwiegervater. Jetzt geh' und bedenke, daß Du mir Gehorsam schuldest."

Purpurgluth übergoß das Antlitz des jungen Mannes, er mußte sich gewaltsam bezwingen.

Einige Minuten später trat er in das Boudoir seiner Mutter.

„Schließe die Thür und setze Dich zu mir," sagte die Dame, „meine Mittheilungen werden eine volle Stunde in Anspruch nehmen".

Otto berichtete ihr mit wenigen Worten seine Unterredung mit dem Vater und fügte hinzu, daß er unter keinen Umständen den erhaltenen Befehl befolgen werde.

„Ich rathe Dir weder ab, noch zu," erwiederte die Mutter ruhig, „Du selbst mußt wissen, wie weit Du gehen darfst. Höre vorab meine Mittheilungen. Es war vor sechsundzwanzig Jahren, als ich den Bruder Deines Vaters kennen lernte. Richard Banner war ein schöner, liebenswürdiger und lebenslustiger Jüngling. Er stand allein, seine Eltern waren früh gestorben, sein Bruder weilte in Spanien. Seine Schönheit, seine Liebenswürdigkeit und seine gediegene Bildung fesselten mich, ich liebte ihn, ehe ich's ahnte. Meine Liebe wurde erwiedert und mein Vater gab gern seine Einwilligung, denn Richard besaß ein bedeutendes Vermögen und die Achtung seiner Mitbürger. Wir wiegten uns in den süßesten Träumen, der Verlobung sollte die Hochzeit auf dem Fuße folgen, so wollte es mein Vater, so wollten auch wir es. Da erkrankte plötzlich der alte Mann, trotz der aufmerksamsten Pflege war er nach drei Tagen eine Leiche. Der Tod Deines Großvaters zog einen Strich durch unsere Rechnung, der Sitte gemäß konnte die Hochzeit erst nach Ablauf eines halben Jahres gefeiert werden. Mein Vater hinterließ mir ebenfalls ein bedeutendes Vermögen. Ungefähr vier Wochen waren nach der Beerdigung verstrichen, als der Bruder Richards von seiner Reise zurückkehrte. Er war düster, einsilbig und verschlossen, ich fürchtete mich vor ihm, weshalb, wußte ich eigentlich selbst nicht.

Mein Bräutigam äußerte den Vorsatz, daß er seinen Bruder, der in der Fremde sein ganzes Vermögen verloren habe, zu sich nehmen wolle, ich rieth ihm davon ab, er hörte nicht auf meine Bitten und Warnungen. Er bot ihm eine Wohnung in seinem Hause an und ging ernstlich mit dem Plane um, ein Geschäft zu gründen, in welches Hermann als Theilhaber eintreten sollte. Ich konnte nicht behaupten, daß Hermann irgend etwas that, was meiner Furcht vor ihm einen Anhalts-

punkt gegeben hätte, im Gegentheil, er bewies sich mir gegenüber stets so freundschaftlich und zuvorkommend, daß meine Abneigung mehr und mehr schwand. Er erzählte gern von seinen Reisen, wenn er auf dieses Thema kam, war er wie umgewandelt. Er besaß in solchen Augenblicken einen Wortreichthum, der mich in Erstaunen setzte und seine Erzählungen verschafften uns manchen heitern genußreichen Abend. Er hatte sein Vermögen in einer Nacht am grünen Tisch verspielt. Er gestand offenherzig, daß er zu schwach gewesen sei, der Versuchung zu widerstehn und die erwachte Leidenschaft zu bekämpfen. Umsomehr erstaunte ich, daß er jetzt keine Karte mehr berührte, psychologisch richtig wäre es doch gewesen, wenn er sein Vermögen am grünen Tische wieder zu gewinnen versucht hätte. Ich nahm keinen Anstand ihm dies zu sagen, er gab mir lächelnd zur Antwort, daß das Kind, wenn es sich verbrannt habe, das Feuer scheue. Er könne seine Leidenschaften beherrschen, wenn dies in jener Nacht nicht der Fall gewesen sei, so müsse er es damit entschuldigen, daß er dem feurigen, spanischen Wein zu stark zugesprochen habe. Oft bemerkte ich, daß er den Blick lauernd auf meinen Bräutigam richtete, dann glaubte ich in diesem Blicke Neid und Haß zu lesen, oft auch sah ich, daß sein Auge verstohlen auf mir ruhte, und dann erschrack ich vor der Gluth der Leidenschaft, die in ihm loderte.

Eines Abends stürzte mein Kammermädchen athemlos in das Zimmer, es wollte bemerkt haben, daß ein Mann in zerlumpter Kleidung, mit einem Stock bewaffnet, sich ins Haus geschlichen habe. Mein Bräutigam erbot sich sofort, das Haus zu durchsuchen, aber obgleich die Behauptung des Mädchens keine Bestätigung fand und das Haus bis in den kleinsten Winkel durchsucht wurde, verließ die Furcht mich nicht. Ich bewohnte mit den beiden Mägden das große Haus allein, meine Angst vor dem versteckten Raubmörder wuchs mit jeder Viertelstunde. Ich bat meinem Bräutigam, mich nicht zu verlassen, ich stellte ihm das frühere Schlafzimmer meines Vaters, welches neben dem meinigen lag, zur Verfügung, und nach einigem Zögern sagte er die Erfüllung meiner Bitte zu.

Schlaflos, ängstlich auf jedes Geräusch horchend lag ich im Bette, jede Secunde bereit, aufzuspringen und in das Zimmer meines Verlobten zu flüchten. Nichts schärft die Sinne so sehr wie die Angst. Kurz vor Mitternacht glaubte ich leise Tritte auf dem Corridor zu vernehmen. Ich sprang empor, trotzdem ich wußte, daß die Thür meines Schlafzimmers fest geschlossen war, ließ die Angst mich nicht ruhen. Rathlos, unfähig einen bestimmten Gedanken zu fassen, öffnete ich die Thür,

welche mein Gemach mit mit dem Schlafzimmer meines Bräutigams verband.

Als ich am Morgen erwachte, lag ich in den Armen Richard's," fuhr Frau Banner nach einer kurzen Pause fort, „damals ahnte ich nicht, wie viel Herzeleid jene Nacht mir bringen sollte. Mein Verlobter traf jetzt ohne Säumen die Vorkehrungen zur Hochzeit. Gleich nach derselben wollten wir die Stadt verlassen und den Winter in Italien verbringen. Der Bruder meines Bräutigams besuchte mich sehr oft, und wenn seine Besuche mir auch mitunter lästig fielen, ließ ich ihn dies doch nicht fühlen, er sollte ja binnen kurzem mein Schwager werden. Auch war er stets so aufmerksam und zuvorkommend, nie entfuhr seinen Lippen ein unzartes oder gar beleidigendes Wort, bei jeder Gelegenheit bemühte er sich, meine Gunst und meinen Dank zu erwerben. — Es war am Tage vor unserer Hochzeit, ich saß in meinem Boudoir und erwartete meinen Bräutigam. Er ließ lange auf sich warten, noch nie war er so spät gekommen. Mich befremdete das um so mehr, weil wir den Polterabend im Kreise einiger Freunde feiern wollten. Die Gäste hatten sich schon eingefunden, ich wollte erst dann in den Salon treten, wenn Richard mich begleitete.

Eine bange Ahnung tauchte in meiner Seele auf, mir war, als stehe ich am Wendepunkte meines Glücks, als müsse in der nächsten Minute das ganze Gebäude meiner Wünsche, Hoffnungen und Träume zusammenstürzen. Umsonst sagte ich mir, daß diese bange Ahnung nur eine Folge der Aufregung sei, in welche die nahe bevorstehende Hochzeit mich versetzte, umsonst suchte ich meinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, meine Angst wuchs von Minute zu Minute. Ich schickte meinen Diener hin, er brachte die Nachricht, das Haus meines Verlobten sei geschlossen und trotz mehrmaligem Läuten habe Niemand ihm geöffnet. Inzwischen war wieder eine halbe Stunde verstrichen, ich entschloß mich mit schwerem Herzen dazu, in den Saal zu treten und die Abwesenheit meines Bräutigams zu entschuldigen. Da trat, ohne vorher anzupochen, der Bruder Richard's ein. Ich erschrack, als ich einen Blick auf seine Züge warf. Er bat ich möge mich beruhigen, mit Gottes Hilfe werde Alles besser werden, als es jetzt den Anschein habe. Diese Erklärung mußte meine Angst verdoppeln, ich drang in ihn, mir ohne Umschweife mitzutheilen, was sich ereignet habe. Darauf berichtete er, sein Bruder Richard sei, nachdem er schon seit einigen Tagen deutliche Beweise von momentaner Geisteszerrüttung gegeben habe, plötzlich gemüthskrank geworden und zwar in so hohem Grade, daß der Arzt die sofortige Unter-

bringung in einer Irrenanstalt angeordnet habe. Er hoffe, es werde den Bemühungen des berühmten Doctor Pirt gelingen, den Kranken rasch wieder herzustellen.

Sprachlos, unfähig ein Wort über die Lippen zu bringen, stierte ich den Hiobsboten an, der mir unausgesetzt zuredete, ich möge die Hoffnung nicht sinken lassen und auf die Hilfe Gottes und die Kunst des Arztes vertrauen. Endlich hatte ich mich so weit gefaßt, daß ich ihn auffordern konnte, mir die Einzelnheiten dieses schrecklichen Ereignisses zu berichten. Ich vernahm, daß Richard und dessen Bruder kurz nach Tisch ausgefahren waren. Richard hatte still vor sich hinbrütend im Wagen gesessen, Hermann die Zügel geführt. Plötzlich war Richard von seinem Sitz emporgesprungen und mit übermenschlicher Kraft über seinen Bruder hergefallen. Ehe Hermann sich zur Wehre setzen konnte, war er schon überwältigt, Richard bemächtigte sich der Zügel, die Pferde gingen durch. Der Kutscher war zu Hause geblieben, die beiden Herren führten in der Regel selbst die Zügel. Hermann erkannte sofort die Gefahr, welche ihnen drohte, es gelang ihm, den Bruder zu überwältigen und ihm die Zügel zu entreißen.

Als die Pferde ruhiger geworden waren, fuhr Hermann zur Stadt zurück. An der Irrenanstalt des Doctor Pirt ließ er den Wagen halten, einige Wärter schleppten meinen Bräutigam, dessen Paroxismus jetzt wieder ausbrach, ins Haus. Der Arzt hatte sein Gutachten noch nicht gegeben, er wollte zuvor den Kranken beobachten und nach einigen Tagen sich über den Zustand desselben näher erklären. So lautete der Bericht.

Was sollte ich thun? Ich mußte mich dem Spruche des Schicksals unterwerfen und geduldig abwarten, ob es der Vorsehung gefiel, mein hartes Los zu mildern. Der Bruder meines Bräutigams behauptete, Richard habe seit einigen Tagen Spuren von Geisteszerrüttung gezeigt, die Diener bestätigten dies, somit konnte ich die Wahrheit dieser Hiobspost nicht bezweifeln. Ich eilte schon am nächsten Tage zum Arzt. Er zuckte die Achseln und versprach, sein Bestes zu thun. Ich bat ihn, mich zu dem Kranken zu führen, er schlug es mir ab, unter dem Vorwande, daß ich dabei mein Leben wage und er keine Hoffnung hege, daß eine solche Begegnung günstig auf den Rasenden einwirken könne. Ich erwiederte, nach meiner Ansicht müsse jede Zelle ein vergittertes Fenster haben, er möge mich durch dieses einen Blick auf meinen Bräutigam werfen lassen. Auch das verweigerte der Arzt mir, indem er vorgab, die Zelle, in der Richard Banner sich befände, besitze ein solches Fenster

nicht. Er fügte hinzu, es sei besser, wenn ich den Kranken nicht zu sehen verlange, das Bild, welches ich von ihm im Herzen trage, werde zu sehr dadurch getrübt. Hermann stimmte dieser Ansicht bei, er versprach seinen Bruder besuchen zu wollen. Die Nachricht, welche er brachte, lautete keineswegs beruhigend. Man müsse Geduld haben, hatte der Arzt gesagt, augenblicklich sei nur geringe Hoffnung vorhanden. Du kannst das Entsetzliche meiner Lage denken. Ich trug Dich unter dem Herzen und Du warst das Kind eines Wahnsinnigen! Ich hoffte noch immer, die Hoffnung allein hielt mich aufrecht.

Da brachte eines Tages Hermann mir die Nachricht, daß sein Bruder in vergangener Nacht verschieden sei. Wenn diese Nachricht mir auch die letzte Stütze, die Hoffnung raubte, so gab sie mir auf der anderen Seite auch den Trost, daß der Geliebte jetzt Ruhe gefunden hatte, war doch nach der Aussage des Arztes der Wahnsinn desselben unheilbar gewesen! Ich wollte die Leiche sehen, man rieth mir davon ab und es war auch besser so. Kurz nach der Beerdigung Deines Vaters bot dessen Bruder mir seine Hand an.

Er sagte mir, daß er es nicht gewagt habe, um meine Liebe zu werben, da er ja wisse, wie innig ich Richard geliebt habe und noch immer liebe, er biete mir nur deshalb seine Hand an, um meine Ehre zu retten. Das Anerbieten war so uneigennützig, es zeugte von solch edlem Gemüth, daß ich keinen Anstoß an demselben nehmen konnte. Was sollte ich thun? Du weißt, wie scharf und hart die öffentliche Meinung urtheilt, daß sie auf unsern Stand vorzugsweise ihr Augenmerk richtet. Ich nahm den Antrag an, die Hochzeit wurde in aller Stille gefeiert. Wir blieben ein ganzes Jahr auf der Reise, als wir zurückkehrten, warst Du sieben Monate alt, aber Niemand erfuhr es, wir datirten die Geburt auf fünf Monate später und ließen Dich unter diesem Datum in das Taufregister eintragen."

Otto hatte schweigend zugehört. Mehr und mehr umdüsterte seine Stirn sich und ein bitteres Lächeln glitt über seine Züge, als die Mutter die Uneigennützigkeit seines Stiefvaters lobend hervorhob.

„Ich fürchte, dieser Mann hat ein falsches Spiel getrieben," sagte er, als die Mutter schwieg.

„Auch ich habe das vermuthet," erwiederte Frau Banner leise, „als ich Deinen Stiefvater kennen lernte, als ich fand, daß sein Charakter nicht so edel war, wie ich damals glaubte, stieg in meiner Seele oft der Verdacht auf, — — aber nein, dieser Verdacht ist unbegründet —"

„Sage das nicht, Mutter, seine Verschlossenheit, seine eiserne Strenge, seine Habsucht und vor Allem sein scheuer Blick haben oft in meiner Seele die Vermuthung geweckt, daß das Gewissen dieses Mannes nicht rein sein könne."

„Kind, bedenke, es ist der Gatte Deiner Mutter, mag er Dich auch streng und rauh zurückgewiesen haben, wenn Du mit Liebe ihm nahen wolltest, drum gibt Dir dies doch kein Recht, seine Ehrlichkeit zu bezweifeln. Du kennst nun meine Vergangenheit," fuhr Frau Banner fort, indem sie den Sohn umarmte und einen Kuß auf seine Stirn drückte, „ich vertraue darauf, daß Dein Herz mir keine Vorwürfe machen wird."

„Vorwürfe?" fragte Otto. „Mutter, Du weißt, wie innig ich Dich liebe."

„Und doch könntest Du mir vorwerfen, ich hätte dies Alles Dir früher mittheilen müssen."

„Ich ehre die Gründe Deines Schweigens," entgegnete der junge Mann ruhig, „obschon ich zugebe, daß es mir lieb gewesen wäre, wenn Du dasselbe früher gebrochen hättest."

„Wozu hätte dies dienen können? Dein Vater war todt, ehe Du geboren wurdest. Ich habe Dir jetzt den Weg gezeigt, auf welchem Du Deinem Stiefvater entgegentreten kannst, gehe hin, ich fürchte die Folgen nicht, welche mein Bekenntniß für mich haben wird."

„Glaubst Du wirklich, daß dieser Weg mir irgend einen Vortheil einräume?" fragte Otto. „Das Taufregister erweist, daß ich der Sohn dieses Mannes bin, der mein Lebensglück seinem Stolze und seiner Habsucht opfern will."

„Du hast fortan nicht mehr nöthig seinen Fluch zu fürchten, Du kannst das Vermögen Deines Vaters von ihm fordern."

„Mit welchem Recht? Vor dem Gesetze bin ich der Sohn meines Stiefvaters. Aber nun ich weiß, daß keine Pflichten mich an ihn fesseln, werde ich ihm kühn entgegentreten und energisch das Opfer verweigern, welches er von mir fordert. Gute Nacht, Mutter."

Frau Banner schloß den Sohn in ihre Arme. „Du gehst harten Stürmen entgegen," sagte sie, „Gott schütze Dich, mein Kind!"

3. Capitel.

Otto ging nicht in sein Schlafzimmer. Die Mittheilungen der Mutter hatten ihn tief erschüttert, sie nahmen sein ganzes Denken in Anspruch, er sah voraus, daß der Schlaf ihn fliehen, daß er ruhelos die

Nacht durchwachen werde. Er erstieg die Treppe, welche zur Plattform des Thurmes führte. Dort unter dem sternbesäeten Himmelszelte setzte er sich auf eine Bank, und bald war er in düsteres Sinnen versunken. Er beachtete das herrliche Panorama nicht, welches, umflossen von dem silbernen Licht des Mondes, vor seinem Blicke lag.

Ein dunkles, vielleicht entsetzliches Geheimniß hatte die Mutter ihm enthüllt. Er war nicht der Sohn dieses Mannes, dessen tyranischer Strenge er eine freudlose Jugend verdankte. Er mußte unwillkürlich zurückblicken auf die vergangenen Jahre, auf die Tage seiner Kindheit, auf den Frühling seines Lebens.

Wie oft hatte er das Kind des Taglöhners beneidet! Es durfte mit seinen Spielgenossen sich draußen lustig tummeln, während er daheim hinter seinen Büchern saß, auf die Gesellschaft eines grämlichen Hauslehrers angewiesen, über dessen Lippen nie ein heiteres Lächeln glitt. Wie oft, wenn sein Köpfchen an der Brust der Mutter lag, hatte er plötzlich eine brennende Thräne, den Grund des Grames, den er stets in dem bleichen Antlitz seiner Mutter las. Glückliches Kind, wenn die Arme liebevoller Eltern Dich umfangen, wenn Du mit Deinen kleinen Leiden und Sorgen zu ihnen flüchten darfst! Glückliches Kind, wenn sie Theil nehmen an Deinen Spielen, wenn sie Dich küssen und segnen, ehe Du zu Bette gehst! Glückliches Kind, wenn die Mutter Deine Händchen faltet und Dich lehrt zum Vater aller Menschen zu beten, wenn Dein Vater Dir den Weihnachtsbaum schmückt, wenn er Dich auf seinen Knien schaukelt und Dir Mährchen erzählt! Ja, Du bist glücklich, wohnst Du auch in der ärmsten Hütte, ist auch Deine Nahrung das Brot, welches Deine Eltern an den Thüren erbetteln! Glücklich im Vergleich zu jenen Kindern, die nie ein Lächeln auf dem Antlitz des Vaters sehen, die rauh und barsch zurückgewiesen werden, wenn sie sich den Eltern nähern wollen, die nur mit scheuer Furcht die Salons betreten, um den Freunden und Verwandten als das tadellose Muster einer Zierpuppe vorgestellt zu werden. Gleicht jenes der wilden Rose, die am Waldessaume üppig ihre Blüthen treibt, so ist dieses eine kränkelnde Treibhauspflanze, die ängstlich vor dem heitern Sonnenlicht und der frischen Gottesluft bewahrt, langsam und trauernd hinsiecht! O, könntet ihr hineinblicken in die Herzen Eurer Kinder, Ihr, die Ihr die Euch anvertrauten Schätze selbstsüchtigen Gouvernanten und pedantischen Lehrmeistern übergebt, die Ihr niemals ein Wort der Liebe an sie richtet, Ihr, denen das harmlose Geplauder, das heitere Lachen und die harmlosen Spiele der Kleinen nur lästig und störend sind! Schiebt nicht die Schuld auf Eure zarten Nerven, sagt nicht, den

Kindern sei es ja gleichgiltig, ob sie mit Euch oder ihren Gouvernannten ausgehen, ob sie in Eurem Wohnzimmer, oder in der Kinderstube spielen dürfen, Ihr wißt nicht, wie sehr Ihr Euch den Kindern entfremdet, aber die Stunde kommt, in der Ihr Eure Erziehungsweise bitter bereuen werdet!

Knüpfte für Otto eine einzige fröhliche Erinnerung sich an seine Kinderjahre? Die wenigen lichten Augenblicke, in denen er am Herzen seiner Mutter ruhen durfte, sie waren nur einzelne Sterne in dunkler stürmischer Mitternacht! Der Stiefvater hatte ihn nie geliebt, so wenig, wie seine Gattin, die Bilder, welche der Seele des jungen Mannes vorbeizogen, bewiesen es. Alle Blüthen, alle Freuden seines Lebensfrühlings hatte der Tyrann vergiftet, und das Einzige, was ihm geblieben war, die Freiheit, die Hoffnung auf eine bessere, schönere Zukunft, forderte dieser finstere Mann als letztes Opfer. Otto hatte das Opfer gebracht. Weshalb? Weil er den Vater fürchtete, weil diese Furcht ihm seine Selbstständigkeit raubte, weil er nicht wagte, dem Vater entgegen zu treten, sich dem Willen desselben zu widersetzen. Jetzt aber war die Sachlage eine andere geworden. Galt er auch vor dem Gesetze als der Sohn des Fabricanten, moralisch war er nicht verpflichtet, sich dem Willen desselben zu unterwerfen. Sein Recht auf das Vermögen des Vaters konnte er freilich nicht geltend machen, aber die Mitgift der Mutter blieb ihm, es bestand kein Gesetz, welches dem Stiefvater erlaubte, sie ihm vorzuenthalten. Indeß, dies war nur Nebensache im Vergleich zu dem Schicksale, welches seinen Vater betroffen hatte, an das für Otto manche Vermuthung sich knüpfte. Sein Vater war reich, sehr reich gewesen, er stand im Begriffe, eine reiche Erbin heimzuführen, während dessen Bruder arm aus der Fremde zurückkehrte. Er machte den Eindruck, als ob er kein reines Gewissen habe. Nun waren am Tage vor der Hochzeit die Brüder allein ausgefahren und während dieser Fahrt sollte plötzlich unheilbarer Wahnsinn seinen Vater befallen haben. Möglich war dieser Fall allerdings, aber weshalb hatte Hermann Banner nicht einen Arzt zu Rathe gezogen, wenn er schon vorher Spuren von Geistesstörungen bei seinem Bruder beobachtet haben wollte?

Weshalb eilte er so sehr damit, den Bruder ins Irrenhaus zu bringen? Weshalb durfte die verzweifelnde Braut den Irrsinnigen nicht sehen? Dem Tode des Bräutigams folgte die Werbung um die Hand der trauernden Braut so rasch, daß man fast vermuthen mußte, Hermann habe auf diesen Augenblick mit Sicherheit gewartet. Es war ein im Grunde nichtssagender Vorwand, wenn er sagte, seine Werbung solle die

Ehre der jungen Dame retten, jeder Andere an seiner Stelle würde der Braut gerathen haben, sofort eine Reise anzutreten und in der Fremde ihre Niederkunft abzuwarten. — Vieles blieb dem jungen Manne dunkel, vieles, was seinen Argwohn erregte. Er wollte, wenn ihm dies möglich war, zu erforschen suchen, ob die Thatsache mit den Mittheilungen seiner Mutter übereinstimmte, außerdem schon am nächsten Tage seinem Stiefvater erklären, daß er sich jetzt nicht mehr verpflichtet halte, seinen Befehlen zu gehorchen.

Nachdem er diesen Entschluß gefaßt und nochmals reiflich überlegt hatte, ging er in sein Schlafzimmer hinunter.

Der Fabricant blickte betroffen auf, als Otto ihm am Morgen nach dem Verlobungsfest erklärte, daß er weder Vorbeck um Entschuldigung bitten, noch dessen Tochter heirathen würde. Wer die Verlobung eingefädelt habe, der möge zusehen, wie er sich den eingegangenen Verpflichtungen entziehen könne, ihn selbst treffe keine Schuld, habe er seine Einwilligung in diese Verlobung gegeben, so sei es in dem Glauben geschehen, daß er den Befehlen des Vaters gehorchen müsse, jetzt aber wisse er, daß er nicht der Sohn Hermann Banner's sei, er halte sich nicht verpflichtet, der Laune des Stiefvaters sein Lebensglück zu opfern.

Der alte Herr fand für seine Entrüstung keine Worte. Daß Otto bei seiner Weigerung beharren werde, las er in den Zügen des jungen Mannes, in welchem eine düstere Entschlossenheit sich spiegelte, auch sah er ein, daß er mit seiner gewohnten Strenge nichts ausrichten könne. Er wollte einen andern Weg versuchen.

„Gut," sagte er und seine bebende Stimme verrieth die gewaltige innere Aufregung, „ich werde meinem Freunde Deinen Entschluß mittheilen, Du magst selbst zusehen, wie Du mit der tiefgekränkten Familie und der öffentlichen Meinung fertig wirst. Ich ziehe meine Hand von Dir ab und erkläre Dich öffentlich für einen Menschen, dessen Verstand Schiffbruch gelitten hat. Wenn Deine Mutter Dir über das Schicksal Deines Vaters Mittheilungen gemacht hat, so wird sie Dir auch gesagt haben, daß Du unter meinem Namen in das Geburts- und Taufregister eingetragen bist, mithin kannst Du auf das Vermögen Deines Vaters keinen Anspruch erheben. Ich werde Dich verstoßen, Du magst nun in der Fremde Dein Glück versuchen, vielleicht gelingt es Dir, drüben in America als Gassenkehrer Beschäftigung zu finden."

„Lieber dort als Gassenkehrer ein freier Mann sein, denn hier unter der Knute eines Stiefvaters um das verlorene Lebensglück trauern,"

erwiederte Otto ruhig. „Sie haben nicht nöthig, mich daran zu erinnern, daß ich vor dem Gesetze ihr Sohn sei," fuhr er fort, und ein Zug der Verachtung umspielte seine Lippen, „ich wußte, daß sie sich hierauf stützen würden, um mir das väterliche Erbtheil vorzuenthalten. Welche Folgen Ihr Schritt haben wird, wage ich jetzt noch nicht zu bestimmen, ich bin überzeugt, daß meine Mutter —"

„Bah, sie mag Ihnen folgen," fiel der alte Herr achselzuckend ihm ins Wort, „wenn sie ihre Pflicht gegen den Gatten so sehr vergißt —"

„Keine Beleidigungen!" rief Otto drohend. „Ich werde Sie zwingen, die Scheidungsklage meiner Mutter anzunehmen und die Mitgift der schwergeprüften Frau zurückzuzahlen!"

„Versuchen Sie's," höhnte der Fabricant. „Ihre Mutter hat keinen Grund, diese Klage gegen mich einzureichen, je nachdem die Laune mich anwandelt, werd' ich sie, wenn sie Ihnen folgt, vielleicht durch die Polizei zurückholen lassen."

Otto würdigte dieser Drohung keine Antwort; er verließ das Cabinet, zufrieden mit dem Erfolge, den er errungen hatte.

4. Capitel.

Gleich nach seiner Unterredung mit dem Stiefvater suchte Otto seine Mutter auf. Er theilte ihr den Inhalt und das Resultat jener Unterredung mit und bat sie, gemeinschaftlich mit ihm das Haus zu verlassen, an welches ja doch nur traurige Erinnerungen für sie sich knüpften.

Frau Banner erwiederte kopfschüttelnd, sie habe am Altare Treue bis ins Grab geschworen und diesen Schwur dürfe sie nicht brechen. Zudem könne sie dem Sohne mehr nützen, wenn sie bleibe.

So sehr Otto auch seine Mutter liebte, so wehe es ihm auch that, von ihr zu scheiden, zumal er voraussehen mußte, daß sein Stiefvater jetzt nur noch schroffer ihr gegenüber auftreten werde, konnte er doch ihren Entschluß nur ehren.

Er wollte noch an demselben Tage das elterliche Haus verlassen, es litt ihn nicht länger unter dem Dache, unter welchem derjenige wohnte, den er jetzt bitter haßte, ohne für diesen Haß einen bestimmten Grund angeben zu können. Aber bevor er der Heimat für immer den Rücken wandte, wollte er über das Schicksal seines Vaters genaue Nachforschungen anstellen.

Er packte seine Koffer, nahm von der Mutter Abschied und verließ mit dem nächsten Eisenbahnzuge die Residenz, in welche er spät am Abend zurückkehrte.

Otto besaß keinen Jugendfreund, sein Stiefvater hatte ihm streng verboten, mit einem seiner Schulgefährten einen vertraulichen Verkehr anzuknüpfen, und seine Kameraden, welche das verschlossene Wesen und den schweigsamen Ernst Otto's für Stolz hielten, machten keinen Versuch, ihm ihre Freundschaft anzubieten.

Dennoch war es ihm gelungen, sich einen Freund zu erwerben, auf dessen Treue und Uneigennützigkeit er bauen durfte.

Ernst Walter war freilich nur der Buchhalter Banner's, ein untergeordneter Commis, der im Range unter dem Sohne des Fabricanten stand, aber Otto ließ das den Freund nicht fühlen.

Ernst war nur um ein Jahr älter als Otto, er besaß kein gefälliges Aeußere, aber einen entschlossenen Charakter und ein edles Gemüth.

Auf den Beistand dieses Freundes, der mit seinem alten Vater gemeinschaftlich einige Stuben bewohnte, rechnete Otto, und er sah sich in seiner Hoffnung nicht getäuscht Ernst empfing ihn mit offenen Armen.

Otto theilte dem Freunde und dessen Vater mit, was seit dem Verlobungsfeste sich in seinem elterlichen Hause ereignet hatte, er schloß mit der Erklärung, daß er entschlossen sei, die genauesten Nachforschungen anzustellen und für den Fall, daß diese zu keinem Resultate führten, in America eine neue Heimat zu suchen.

Der alte Mann schüttelte bedenklich das Haupt.

„Ich erinnere mich jenes Ereignisses noch sehr genau," sagte er. „Damals fällte die öffentliche Meinung kein günstiges Urtheil über Hermann Banner, es klang Jedem verdächtig, daß der Bruder dieses Herrn so plötzlich irrsinnig geworden sei, und die so rasch dem Tode des Wahnsinnigen folgende Heirat war nicht geeignet, den Argwohn zu entkräften. Weshalb das Gericht und die Polizei sich um die Angelegenheit nicht bekümmerten, weiß ich nicht, hier und da warf ein ehrlicher Spießbürger die Behauptung auf, Hermann Banner habe den Kreisphysikus bestochen und von diesem ein Attest ausfertigen lassen, des Inhalts, daß sein Bruder wirklich irrsinnig sei. Aber Niemand wagte, gegen den reichen Mann aufzutreten. Nach und nach wurde der Vorfall vergessen, andere Ereignisse verdrängten die Erinnerung an ihn. Auch war der Doctor Piot ein sehr geachteter Mann, man hielt es für unmöglich, daß derselbe sich eines so entsetzlichen Verbrechens schuldig machen könne."

„Auf welchem Wege willst Du Deine Nachforschungen anstellen?" fragte Ernst, der inzwischen einige Flaschen Wein und Gläser geholt hatte.

Otto zuckte die Achseln. „Noch weiß ich es nicht,“ erwiederte er

„Es dürfte sehr schwer fallen, ein Resultat zu erhalten,“ nahm der Alte wieder das Wort, „seit jener Zeit sind fünfundzwanzig Jahre verstrichen. Der Doctor Piot wird Ihnen keinen andern Aufschluß geben, als den, daß Ihr Vater irrsinnig gewesen sei, und von den damaligen Wärtern befindet nur noch Einer sich in der Anstalt.“

„Auf diesen Wärter müssen wir unser Augenmerk richten,“ unterbrach Ernst den Vater.

„Er wird Euch nichts sagen, was seinem Herrn Unannehmlichkeiten bereiten könnte,“ fuhr der alte Mann fort. „Volkland ist ein mürrischer Mensch, er wird auf Ihre Fragen keine, oder eine solche Antwort geben, daß Ihnen die Lust, fernere Fragen zu stellen, vergeht.“

„Aber seine Tochter ist meine Braut,“ warf Ernst ein.

„Seine Tochter war damals noch nicht auf der Welt.“

„Dennoch setze ich auf sie meine Hoffnung. Ernst hat mir oft gesagt, sie liebe ihn leidenschaftlich; nun wohl, ihm zu Liebe wird sie den Vater bitten, ihr über jenes Ereigniß nähere Mittheilungen zu machen und ich bezweifle nicht, daß Volkland —“

„Ich wünsche, daß diese Hoffnung sich erfüllt, aber ich glaube es nicht,“ fiel der alte Mann kopfschüttelnd ihm ins Wort.

Otto bat den Freund, ihm am nächsten Abend seine Braut vorzustellen, dann fragte er ihn, ob man ihn im Bureau vermißt habe.

Ernst bejahte dies. „Das Geschäftspersonal glaubt, Du habest augenblicklich eine Reise antreten müssen,“ sagte er. „Daß Du mit Deinem Stiefvater gebrochen hast, dürfte bald kein Geheimniß mehr sein. Heute Nachmittag brachte unser Portier einen Brief Banners in die Stadt, eine Stunde später hielt ein Wagen vor der Thür und die Herren Vorbeck, Vater und Sohn, verfügten sich in das Cabinet Deines Stiefvaters, aus welchem sie erst nach einer Stunde zurückkehrten. Hüte Dich vor dem Bruder Elisens, er ist ein Renommist, der auf der Universität den Namen eines Raufbolds hatte.“

„Ich fürchte ihn nicht,“ entgegnete Otto ruhig. „Ich werde ihm erklären, daß ich seiner Familie keine Genugthuung schulde, man habe mich sowohl wie seine Schwester gekuppelt, er möge von den Kupplern Rechenschaft fordern.“

(Schluß folgt.)

Gedichte.

Was braucht es mehr?

Durch milder Frühlingswinde Drang
Ist rasch der kalte Schnee zeronnen;
Und was er deckte winterlang,
Tritt wieder an das Licht der Sonnen.
Nun regen Keim und Knospen sich,
Es sproßt und treibt in allen Gründen;
Ein neues Grün wird sicherlich
Uns bald den neuen Lenz verkünden.

Ein neues Grün — und ist es neu?
Sind's nicht die alten Keim' und Triebe?
Schafft nicht Natur, Gesetzen treu,
Die ewig, wie das Reich der Liebe?
Gleicht nicht der Eiche zackig Blatt,
Gleicht nicht der Linde Herz dem alten,
Das vordem hier gegrünet hat,
Vom selben Zweige festgehalten?

Es ist nur Wiederkehr des Scheins.
Noch wirkt das Schöpfungswort: es werde!
Im raschen Wechsel alles Seins.
Das Grün ist ewig, wie die Erde. —
Und wie's mit der Natur bestellt,
So ist es auch mit uns'rem Herzen;
Voll Wandel ist die inn're Welt,
Urewig aber sind die Schmerzen.

Und schwindet auch die Leidenschaft,
Die lange uns im Herzen glühte,
So bleibt tief innen doch die Kraft
Zu treiben eine neue Blüthe.
Was braucht es mehr, als einen Strahl
Der Sonne, als ein mildes Grüßen,
Daß in dem einsam öden Thal
Der Liebe Keime wieder sprießen?

Ludwig Ißleib.

Ostern.

Da drüben grüßt das Dörflein
Im Abendschein von fern,
Die Glocken klingen, sie läuten
Zur Auferstehung des Herrn.

Und dorten braust vorüber
Des Feuerrosses Huf;
Es trägt durch Berge und Thäler
Den donnernden Freiheitsruf.

Es sprengt das Alleluja
Die Felsensärge weit,
Dort läutet zur Auferstehung
Die Osterglocke der Zeit.

Ludwig v. Hörmann.

Hermann Lingg.

Ein Dichterbild.

II.

„Eine Idylle in Liedern" heißt der 2. Abschnitt, in welchem uns der Dichter ein halbes Hundert einfacher, rührender Lieder, von mitunter berauschendem Dufte, als köstliches Jahresbrevier bietet. Hie und da mag es wohl scheinen, als ob er den leichten Nachen des Liedes mit zu schwerer Gedankenfracht belüde, als ob er zu uns nicht sowohl in leise hingehauchten Tönen, als vielmehr nur in Gestalten sprechen könne; sollen wir dem Dichter dies zum Vorwurfe machen? Daß ihm die Gabe des echten Liedes aber auch im reichen Maße beschieden, beweist uns mit vielen andern sein „Frühlingsanfang", das uns an die einfach schönen Frühlingslieder Uhlands gemahnen will.

Es kommt so still der Frühlingstag,
So heilig hergezogen,
Kaum daß ein Hauch bewegen mag
Des Flieders blaue Wogen.

Es grüßt mich durch die klare Luft
Ein Tönen halbverklungen,
Und aus der Blume stillem Duft
Tauchen Erinnerungen.

Ein Liebeslied, das gesungen, nicht nur gelesen werden will ist seine „Traute Stelle:“

Ob ihr den Himmel, ihr Wolken umzogt,
Und uns gefangen
Unter die Hütte, die schützende, bogt,
Aber mir wogt
Sehnsucht im Herzen und süßes Verlangen.

Ueber dem Fenster blüh'n Reben herein,
Draußen die Rosen,
Sage mir, können wir glücklich sein?
Bist du allein?
Können wir herzen im Stillen und kosen?

Als Probe seiner „Blumenlieder“, in welchen der Dichter die „Anemone“, „Karthäuser-Nelke“, „Kaiserkrone“, „Maiglocke“, „Akelei“ u. a. dichterisch belebt, führen wir einige Strophen aus dem „Edelweiß“ an:

Hoch auf Felsen, nah beim Eis,
Nahe bei dem Licht der Sterne,
Blühst du holdes Edelweiß,
Allen andern Blumen ferne,
Fern von aller Frühlingsluft,
Einsam an der Felsenbrust.

Wo nur Blitz und Donner wohnt,
Und nur scheue Gemsen lauschen,
Adler und Lawine thront,
Wilde Wasserstürze rauschen,
Tod und Schrecken dich umdräu'n,
Blühst du wonniglich und rein.

So steht wohl in edlem Schmerz
Einsam nah dem Himmel droben,
Einsam stolz das Menschenherz,
Das ein Loos, von Glanz umwoben,
Hingab als der Freiheit Preis,
Wie du blühest, Edelweiß!

Im dritten Abschnitte gibt uns der Dichter „Bilder und Gestalten“, in welchen er mit Vorliebe Sagenstoffe und Genrebilder des deutschen Mittelalters behandelt, welche, wie die Gedichte „Elfenzauber“, „Die Willis“, „Frau Jutte“, „Die Wasserfee“, „Klosterrose“ von all dem unsagbaren Zauber Lingg'scher Poesie durchweht sind. In seinem „Freihold“, „Der Geächtete“, „Der Fahnenträger“, „Der Gekerkerte“ zeichnet

er uns wieder Gestalten voll Kraft und Mark, daß diese seine Lieder gleich Sturmglockenklang in die deutschen Gaue hinaustönen und allenthalben Männlichkeit und Thatkraft auferwecken werden vom allzulangen bestrickenden Schlummer. Ja, wir jubeln ihm zu, er selbst ist der „Fahnenträger", von dem er singt:

Treu hält er die Fahne mit eiserner Faust
Und wird sie bewahren von Feinden umbraust,
Inmitten des Kampfs, im Gewühle des Sturmes,
Und über die Mauern in siegendem Lauf
Vortragen dem stürmenden Heer und darauf
Aufpflanzen den Sieg auf den Zinnen des Thurmes.

Ein kerngesunder Humor macht sich gegen das gespenstige Weben einer „Willis" und der „Wasserfee" im Gedichte „Eilwagenfahrt", „Bahnwärterlos", „Petroleomanie", „Der Fliegentod", „Der Haushahn" u. a. geltend. „Die Weinkur" ist ein allerliebstes Genrebild aus dem Kellerraume, bei welchem allen Kennern der Weinwirthschaft das Herz im Leibe lachen muß.

Im vierten Abschnitte „Alterthümer" führt uns der Dichter in ein ideales Museum ein, in welchem Schätze von unzerstörbarem Werthe als „Das Goldkästchen", „Der Dolch", „Ein Krystallglas", „Eine Kanone", „Eine Gemme", „Antiker Sarkophag", „Eine Himmelbettstatt", „Ein Schachspiel" u. a. vor unsern Augen glänzend ausgebreitet werden. Die Perle dieses Abschnittes scheint uns das Gedicht „Die Büste der Bachantin" zu sein, welches wir der „pompejanischen Lampe" des ersten Bandes unbedingt an die Seite setzen möchten. Der kalte starre Marmor gewinnt vor dem sonnigen Auge des Dichters Leben, die Idee des antiken Künstlers, der jene Büste gemeiselt, tritt ins blühende Dasein und die Bachantin verräth uns ihr schaurigsüßes Geheimniß mit den Worten:

Lieblich war die Nacht und warm,
Und wir schwangen uns im Tanze
Mit der Winzer frohem Schwarm
Bei des Mondes vollem Glanze.

Siehe, noch im Marmor lacht
Meine Lippe, wenn ich denke,
An die wonnevolle Nacht,
An die schönen Weihgeschenke.

Als der Morgen graute, lag
Todt, von meinem Speer durchstochen
Mein Geliebter und mein Tag
Und mein Herz mit ihm gebrochen.

Du, du riefst mich wieder wach,
Hast mir Lebenshauch gegeben,
Lieben wirst du mich und ach
Mehr als Alle, die da leben.

Sterblicher, ein kühner Tausch!
Dich verlangte mich zu küssen
Ewig wirst du nun den Rausch
Meiner Seele theilen müssen!

Im fünften Abschnitte, „Zonen", schreitet der Dichter zwar auf Freiligrath's Pfaden einher, den er jedoch durch weite Weltumschau, die Größe und intensivere Wahrheit des Naturbildes übertrifft. Wie unserm Dichter das fernste Alterthum zur Gegenwart wird, so sinkt vor seinem Seherauge auch die trennende Schranke des Raumes; er malt uns die Natur der fernsten Zone, als ob er mitten darin stünde, als ob er jene Bilder nicht bloß mit dem geistigen, sondern auch mit dem leiblichen Auge geschaut hätte. Doch er malt und schildert nicht wie ein Matthisson, den wir auf seinen Spaziergängen gemächlich begleiten, indem er uns Zug um Zug eine Schönheit seiner Landschaft nach der andern enthüllt, — nein, Lingg läßt gleichsam die Seele des Naturbildes zu uns sprechen, das uns bei dem Flügelschlage seines Genius mit einem Male in aller Herrlichkeit aufgeht. Klingt das Gedicht „Oase" nicht wie der Gesang eines braunen Wüstensohnes, aus dessen Seele heraus der Dichter sagt:

Wie der Caravane Gut
In der Wüstenei Oasen,
So ruht, wer in Frieden ruht
Unter seinem kühlen Rasen.

Draußen wüthet die Begier
Und die schöngefleckte Schlange;
Wir in Frieden harren hier
Bei des Betenden Gesange.

Bis die Memnonssäule Welt
Einst ertönt am großen Morgen
Und wir aufsteh'n aus dem Zelt,
Das uns über Nacht geborgen.

Nebst diesem Gedichte möchten wir „Palmyra", „Thebais", „Der Samum", „Pflanzen des Meeres", „Süd-America" und „Cap Horn" als die gelungensten Gedichte dieses Abschnittes bezeichnen, in welchem Lingg, ein Humboldt der Lyrik, zeigt, wie die landschaftliche Natur in

den Kreis dichterischer Betrachtung gezogen werden soll, indem man sie nämlich, nach Schillers Postulat, zu einem Ausdruck von Ideen macht.

Den sechsten Abschnitt bilden die „Sonette". Daß Lingg dieser Versform einen ganz neuen Gedankeninhalt erobert hat, ward bereits früher gesagt. Er gibt uns in seinen Sonetten nicht bloß Albumblätter, worin er Landschaften mit glühenden Farben malt, sondern er stellt uns auch Votivtafeln auf, worauf große Völkergeschicke mit Lapidarschrift verzeichnet sind. Natur, Geschichte und Gemüth haben an den Sonetten des zweiten Bandes gleichen Antheil. Perlen dieses Abschnittes sind die Sonette „Urzeit", „Mumie", „Völkerwanderung" und „Genius und Satyr". Drastischer und schärfer konnte kaum ein Dichter das „Los des Schönen auf der Erde" kennzeichnen, als Lingg in diesem Sonette that.

„Aus Leben und Zeit" heißt der siebente und letzte Abschnitt des zweiten Bandes, worin wir tiefere Blicke in die Subjectivität des Dichters Thun und Sein, durch die Nacht des Zweifels und des Pessimismus zum Lichte einer freien, befriedigten Weltanschauung sich durchdringendes, von warmer Liebe für die Menschheit und zunächst für sein Volk erfülltes Dichtergemüth erkennen mögen. Gab es in den subjectiven Liedern des ersten Bandes manche Dissonanzen und schrille Klänge, im zweiten Bande hat der Dichter sie in einer höhern Harmonie aufgelöst und darf nun mit uns befriedigt auf die Odyssee seiner inneren Kämpfe zurückblicken. Im Gedichte „Zweiflers Nachtgedanken" stellt der Dichter an den Weltgeist seine Fragen, und entscheidet die Zweifel durch den souveränen Machtspruch seiner Poesie im Sinne des frommen, ahnenden Menschenherzens, indem er, zur Quelle alles Lichtes und Lebens emporsteigend, durchbebt von den Schauern der Unsterblichkeit ausruft:

Doch du nur quillst lebendig jeder Quelle,
Du leitest jede Völkerwanderung
Aus Nacht und Kampf zu Freiheit, Sieg und Helle,
Lebst jede Hymne der Begeisterung.
Und ob verwest die lebende Gestalt
Sie wird von dir zum Lebenskuß verjüngt,
Und jedes Einzelklagelied verhallt
Im Halleluja, das dein All dir bringt!

So will auch ich das Jubellied erwiedern,
Und ausgeföhnter mit dem Weltgeschick
Auf dich vertrau'n, du werdest nicht erniedern,
Zum Abgrund nicht den freien Menschenblick;

O laß die Seele deinem Sonnenschein
Wie eine Knospe still entgegenblüh'n,
Vereinigt einst mit aller Wesen Sein,
Noch dort, wo deine letzten Sterne glüh'n!

Daß der Dichter sich zu einer so hellen Weltanschauung erst emporgerungen, nachdem er allen finstern Mächten des Lebens fest ins Auge geblickt, das Räthsel mancher Sphynx gelöst und siegreich mit all den Dämonen gerungen, denen andere hochbegabte Naturen, ein Hölderlie, ein Lenau, unterlagen, beweist uns sein schauriges Nachtgemälde „Das Irrenhaus", worin er die Liebe, als Panacee gegen die im Menschenherzen auf- und abwogenden dunklen Gewalten feiert. Wir erblicken im Irrenhause einen jener Unglücklichen:

Er kennt uns nicht,
Vergeblich forschen wir und mit Erbeben,
Ob nicht das eingesargte bange Licht
Aufflackern will und seine Fesseln bricht,
Ob nicht in ihm erwacht sein wahres Leben?
Umsonst, es bannt die bodenlose Nacht
Kein Wort, er starrt uns an und — lacht.

Ja, lach' nur mit,
Denn was verdient es sonst als bittres Lachen,
Dies Erdendasein, wo fast jeder Schritt
Am Abgrund hinführt, wo, wer glitt,
Verloren ist. Ihr sagt: sich selbst bewachen!
Wer aber kann sich jeden Schmerz entzieh'n,
Wer seinem Los, wer sich entflieh'n?

Es rächt die Zeit
Jedweden Fehltritt, jede Schuld des Lebens,
Den Armen früher, zögernder bereit
Den Mächtigen mit Unerbittlichkeit.
Es hat von je nur einen Schild gegeben,
Die Liebe nur ist's, die noch oft vom Bann
Der Seelennacht erretten kann.

In seinem Gedichte „Die Verschollenen", einem erschütternden socialen Gemälde, zeigt uns Lingg so recht anschaulich, wie es keiner glänzenden Bilder, keiner kühnen Metaphere und Redewendungen, keiner gekünstelten Versmasse, sondern nur eines tiefen wahren Gefühles bedarf, um bei allen Schichten des Volkes der gewaltigsten Wirkung gewiß zu sein. In der Sprache des Volkes spricht er uns von all den verirrten

armen Menschen, die ein dunkles Schicksal in die Ferne getrieben, die verkümmern und verderben, während sie doch in der Heimat noch ein ihnen von der Liebe bereitetes Plätzchen gefunden hätten, wo sie ihr müdes Haupt zur Ruhe legen konnten. Wenn draußen der Nachtsturm tost, da scheint sich Eins um das Andere von denen anzudeuten, die verschollen sind. Wessen Erinnerung bewahrt nicht eine jener Gestalten, die uns beim Flackern der Nachtlampe im traulichem Gemache umschweben und ihren Antheil an unserer Habe, unserem stillen Familienglücke vorwurfsvoll zu fordern scheinen! Ein Zug der Entsagung geht durch das rührend schöne Gedicht „Wanderers Weihnacht". Der Traum der Kindheit mit seinen Lichtern blickt einen Ruhelosen nochmals in aller Innigkeit aus einem lieben Mädchenantlitz an; wie gerne möchte er dem einer Bahnhalle rasch enteilenden schönen Kinde in die Räume folgen, aus denen hellgeschmückt der Weihnachtsbaum glänzt. Jedoch —

Der Kindheit Traum ist aus! — Voran
Ihr Flammengeister! Tragt mich fort im Flug
Und lehret mich auf weitem Ocean
Vergessenheit! Leb' wohl! Fort rollt der Zug,
Die Esse zischt und dampft in Feuerfluthen.
Ich aber preß' mich ins Coupée,
Wo kaum vorher noch ihre Wangen ruhten
Und wo ihr Blick vielleicht gefolgt den Gluthen,
Die draußen niedersprüh'n in Nacht und Schnee.

Die „Römerstraße", die der Dichter mit den Gestalten seiner Träume bevölkert, beim Schalle der Tuba gepanzerte Cohorten, den Prätor mit seinem Lictorengefolge und behelmte Reiter vorüberziehen läßt bis der einherdonnerde Eisenbahnzug ihn aus seinen Träumen weckt, sowie sein Gedicht „Am Telegrafen" kannten wir bereits aus verschiedenen Albums. Mit dem Trifolium „deutsch-italienische Grenzstädte", „Abschied von Venedig" und „Ravenna's Pinienwald" schließt der zweite Band Gedichte würdig ab, der allein hinreichen würde, Lingg einen Platz unter den größten deutschen Dichtern für alle Zeit zu sichern.

Nachdem der Leser aus den mitgetheilten Proben ein klares Bild des Lyrikers gewonnen haben dürfte, erübrigt uns noch Einiges über Hermann Lingg als Dramatiker zu sagen, während das große Lebenswerk des Epikers „Die Völkerwanderung", welches der Dichter kürzlich an seinem 48. Geburtstage mit dem dritten Bande beendet hat, in einem späteren Aufsatze besprochen werden soll.

Mit seinem 1864 erschienenen lyrischen Drama „Die Walkyren“ führt uns Lingg in die nordische Götter- und Heldenwelt ein. Der tragische Conflict beruht in diesem Drama darin, daß die drei Königssöhne aus Seeland: Hamal, Egil und Wölundur, die drei Schildjungfrauen Schwanwithe, Alrune und Alvitur durch Frevel erwerben, indem sie sich der Schwanenpanzer derselben in einem unbewachten Augenblicke bemächtigen und die Walkyren, dadurch ihrer Fluggewande und übermenschlichen Kräfte beraubt, gleich andern Erdentöchtern zwingen, ihnen als Bräute zum Königsschlosse zu folgen. Aber sie sollen ihres Frevels nicht froh werden; mit den Schlachtjungfrauen und deren Geschenken haben sie zugleich ihre Strafe erworben. Täuschung war es, wenn sie geglaubt, sie unter das Joch der Liebe und Ehe zu beugen; es sind Halbwesen, mit denen kein Bund zu schließen war, deren Schooß unfruchtbar bleibt, deren Auge mit fühllosem Busen das Verderben über die königlichen Brüder und damit zugleich den Tag ihrer Befreiung aus menschlich engen Banden herankommen sieht. Die Brüder kämpfen dagegen an — sie wollen die treulosen Weiber für immer unschädlich machen — ihre in der Rüstkammer wohlverwahrten Panzer sollen auf einem Holzstoße lustig auflodern — da erfüllt sich das Geschick, indem sich aus der prasselnden Flamme, dem schwarzen Rauche ein lichter Schwan erhebt und das Flügelkleid an den Schultern der Walkyren erscheint. Als nun einer der Brüder gegen sein Weib das Schwert zückt, erheben sich die Schildjungfrauen in die Lüfte und stimmen den furchtbar schönen Schlachtgesang an:

Wir schweben, wir wehen,
Wir reiten zur Schlacht,
Wir nah'n ungesehen
Dem Heer in der Nacht.
In ehernen Brüsten
Die Lose bereit,
Wo Männer sich rüsten
Zum blutigen Streit.
Wir pflücken die wallenden
Blutrosen im Feld,
Wir grüßen den Fallenden
Mit: Heil dir, o Held!

Inzwischen ist der Feind in das Land, wo so ungeheurer Frevel verübt ward, eingebrochen, die Strafe ereilt die Schuldigen, die sich zuletzt noch in flammender Sehnsucht nach ihren entschwundenen Frauen verzehren.

Ein tieferes menschlich schönes Interesse gewinnt uns die Liebe Egils zur norwegischen Königstochter Gerilde, wodurch er zugleich an seiner Gattin, der Walkyre Alrune treulos wird, vor Allem aber das innige Verhältniß des jüngsten der Brüder Wölundur zu seiner Gattin der Walkyre Alvitur ab, obgleich auch Wölundur in den Untergang seiner Brüder mit verstrickt wird. Nur mit dem Heldentode in der Männerschlacht kann die Walkyre seine Treue belohnen, indem sie, ihre Fittige über ihn breitend, ihn der schmählichen Gefangenschaft entreißt und auf ein fernes Schlachtfeld versetzt, wo er in der Gestalt des Gothenkönigs Walamir Wunder der Tapferkeit gegen die Hunnen verrichtet und Allen ein Räthsel mit Ehre und Wunden bedeckt, den Sieg mit seinem Tode besiegelt. Die Bahre mit der Leiche des jungen Helden wird vor den staunenden Walamir gebracht und dieser ruft aus:

Wahrhaftig, ja, ich glaub' ich sehe mich!
Doch scheint um dieses Antlitz noch zu schweben
Ein Zug von mehr als nur erlosch'nem Leben,
Es senkt der Strahl von einem Himmelslicht
Sich über dieses Jünglings Angesicht.
Wie liegst du stumm, und Niemand kann dich fragen,
Woher du kamst, warum für uns du strittest?
Und Niemand kann dir unsern Dank mehr sagen,
Der du so früh den schönen Tod erlittest.

Da löst ein sagenkundiger Gothe das Räthsel und leitet den König auf die rechte Spur:

Vernimm, o König, was in alten Sagen,
Was unsern Vätern ward erzählt: es wohn'
Im Norden noch vom Unglück hin verschlagen,
Ein Gothenstamm und einst — ein Heldensohn
Aus jenem Stamm, geleitet von Walkyren,
Der eine Schuld mit seinem frühen Tod
Zu sühnen habe, werd' zum Sieg uns führen,
Wenn uns die höchste Kriegsgefahr bedroht.

„Er war es, ja gewiß!“ ruft Walamir aus und verkündet mit prophetischem Hellblicke, wie auch der kühn sich aufbäumende Menschentrotz, wie der Frevel selbst von Uranfang vorgesehen und dem höhern Weltzwecke untergeordnet sei:

— — — — — — denn wie zuweilen
Die Veste dieser Erde bis zum Grund
Sich aufschließt, und sich ihre Felsen theilen,

Daß uns ihr Inn'res wird durch Flamme kund,
So zieht wohl auch im großen Augenblicke
Ein Gott den Schleier weg vom Weltgeschicke,
Und Dinge, Thaten sehen wir gescheh'n,
So wunderbar und übermenschlich groß,
Daß wir sie nur als einen Wink versteh'n
Aus höh'rer Macht um unser Erdenlos!

Diese Umrisse werden genügen, den Lesern mit dem Stoffe und der Idee des dramatischen Gedichtes „Die Walkyren" bekannt zu machen. Nachdem die dramatische Form dem Dichter die Gelegenheit bot, seine Gestalten in jener unübertroffenen plastischen Anschaulichkeit, die wir an dem Lyriker Lingg bewundern, hervortreten zu lassen und er ungeachtet der Beobachtung der dramatischen Gesetze doch schwerlich die Darstellbarkeit seines lyrischen Drama's auf der heutigen Bühne im Auge hatte, so wollen wir mit ihm nicht rechten, daß er für seine „Walkyren" nicht lieber die epische Form gewählt hat, sondern ihm für seine Gabe ebenso dankbar sein, wie Schillern für seine „Semele", indem wir uns an der ethischen Grundidee, der Plasticität und dem reichen Leben seiner Gestalten und der mächtigen zaubervollen Poesie erlaben, die sein Walkyren-Lied durchaus erfüllt. Ein junger hochbegabter Compositeur hat übrigens Lingg's lyrisches Drama für eine Oper ins Auge gefaßt und so wäre noch nicht alle Aussicht geschwunden, den „Walkyren" auf der Bühne zu begegnen.

Auf dies sein dramatisches Gedicht ließ Lingg 1864 sein fünfactiges Trauerspiel „Catilina" folgen. Was uns in diesem Drama besonders ansprach und mächtig fesselte, daß war Hauch und Leben der echten Römerwelt, die der Dichter darin schildert. Es sind keine in ihre Togen nur schlecht verhüllten Social-Demokraten unserer Tage, es sind wahre Römergestalten voll Mark und Kraft, die uns in dieser Tragödie begegnen. Der tief gesunkene, von allen Lastern und Gräueln des entarteten Rom befleckte Patricier Catilina kommt zum Bewußtsein seiner Schande — der edle Kern seiner Seele empört sich gegen die auf ihm lastende Schmach — nach einer wüsten Orgie jammert er aus dem Abgrunde seines Elends auf:

— — — — — — — Alle
Belebt von einem Inhalt ihres Daseins, Alle
Voll Eifer für das Wohl des Vaterlands,
Nur wir sind hohl und nichts in diesem Staate,
Dem Schaum gleich, den an's Ufer wirft die Welle,

Aufraffen will er sich — dem Schandleben entfliehen — vom plebejischen Emporkömmling die Gelegenheit erbitten, erbetteln, wenn es sein muß, seine Schmach auszutilgen:

— — — — — — Römer!
Ich will es wieder sein! Gebt mir ein Kriegsheer
In Asien fern, um Alles auszulöschen,
Was mich verklagt, durch Thaten für die Größe
Des Vaterlandes! — — —

So fleht er den Consul an, doch kalten Hohnes schleudert ihn der Tugendhafte in den Abgrund zurück, bis der über solche Herzlosigkeit ergrimmte Catilina in die Worte ausbricht:

Kein Wort mehr! Nichts mehr, Fluch auf meine Schwäche,
Die mich an diese Felsen warf, doch ich,
Wie ein Numidier Löwe will ich aufersteh'n,
Und eure Herde überfallen. Zittert!

So wird er zum Verbrecher aus Ehre — thürmt zwischen sich und seine Gegner, die er herzlich verachtet, noch weitere unerhörte Frevel auf und gibt seinem Anhange, der im Blute des Gallierjünglings Arduar die Verschwörung besiegelt, die Losung:

Die Verschwörung besiegelt die Losung:
Die großen Saturnalien, goldene Jahre,
Gleichheit des Glückes, aller Güter Theilung
In Allem Freiheit und für Alle Freiheit!

Im Ganzen und Großen hält sich Lingg innerhalb des geschichtlichen Rahmens, indem er uns den Räuber der Vestalin und Empörer Catilina Schritt vor Schritt im Kampfe mit den ehrsamen Bürgertugenden des Staates, ehrwürdig wie „die Namen über Gräbern" zeigt, bis er nach der großen Scene im Senate und nach Vereitlung seines Anschlags auf das Capitol und die Staatsgewalten aus Rom in das Lager des Mallius entflieht, um „wie Marius geächtet wiederzukommen als ein Sulla". Indeß er sich im Felde zum letzten großen Entscheidungskampfe rüstet, hat der Consul der Schlange des Aufruhrs in Rom das Haupt zertreten und die Verschwörer in ihren Kerkern feig erdrosseln lassen. Nun schreitet das Verhängniß rasch heran, bis Catilina durch die Hand eines der Gallier den Todesstoß empfängt, der den Mord Arduar's an ihm zu rächen hat. Das in die Handlung verflochtene Motiv der Liebe

Catilina's zur Vestalin ist eines der schönsten und poesievollsten und zugleich von der gewaltigsten dramatischen Wirkung. Catilina ist in den Tempel der Vesta eingedrungen und erblickt die von ihm geliebte Vestalin am Flammenaltar der Göttin, entsetzt über seine Kühnheit und dem heimlich von ihr geliebten Manne seine Pflicht gegen Rom und seine Schwüre ins Gedächtniß rufend. Catilina gedenkt des Tages, an dem er sie zuletzt erblickt:

Als ich dich wiedersah, es war am Leichentage
Der Schwester deiner Mutter, als du gingest
Im Chorzug der Vestalinen zum Holzstoß,
Mit einem Mal ergriff dein Kleid die Flamme;
Ich sah es, stürzte vor, ich hielt dich fest
An meine Brust gedrückt.

Vestalin:

Hab' ich geglüht?
Ich lag in deinem Arm, die Flamme nährend
Und meinen Schmerz; denn keine Hochzeitfeier,
Kein Brautbett hat die Parze mir gegönnt.

Nun beschwört sie Catilina, da sie ihm jetzt noch nicht gehören kann, auf dem Herde seines verödeten Hauses, Vesta's reine Flamme wieder zu entfachen, ihm die guten Genien zu versöhnen, des Hauses Laren ihm zurückzubringen. Als sie seinem bösen Dämon die Erfüllung weigert, vor seinem Zorne, seiner Verzweiflung zum Altare flüchtet, und Catilina mit Gewalt sich ihrer bemächtigen will, da erlischt die Flamme der Göttin und rächend erscheinen die Parzen, ihre dunklen Schicksalssprüche murmelnd. Er aber muß das ohnmächtig zusammengesunkene Opfer seines Frevels verlassen, das er später noch einmal erblicken soll, als er die lebendig Eingemauerte jedoch nur noch zum Sterben befreit und an das Tageslicht führt. Seinen Adler haltend stirbt die Vestalin, indem sie ihn selbst mit all den Seinen dem Tode und Rom dem Untergange weiht. Er versteht das Orakel, das ihm ihr letztes Wort verkündet, und geht todesmuthig seinem Schicksale entgegen.

— — — — — — Ihre Todtenfeier
Erleuchte meinen Weg, der Scheiterhaufe
Wird einer dieser sieben Hügel sein,
Und mit der Asche ihrer Leiche sinkt
Ein Menschenalter in die Nacht der Urne!

Wenn auch nicht in der Composition, so hat Lingg doch, was den markigen, dramatischen Ausdruck in den Situationen, den edlen dichterischen Styl, das durchaus echt römische Colorit betrifft, in seinem Catilina Mustergiltiges geschaffen. Wir scheiden vom Werke mit dem Eindrucke, daß Lingg auch im Drama Großes zu leisten berufen wäre, wie wenig Andere, wenn sein Talent die Zwangsjacke der heutigen Bühne sich überhaupt gefallen lassen könnte.

Die freundlichen Leser, die uns durch diese Skizze gefolgt sind, werden bald Gelegenheit haben, Hermann Lingg aus einer Gesammtausgabe seiner Werke näher kennen und schätzen zu lernen, deren Widmung König Ludwig II. von Baiern entgegengenommen hat.

Friedrich Marx.

Die Zeitdauer der Nerventhätigkeit.

„Schnell wie der Blitz" und „schnell wie der Gedanke" werden wohl im Sprachgebrauch als gleichbedeutend angewandt. In Wahrheit aber ist die Dauer der beiden himmelweit verschieden. Die Dauer des Blitzes ist in Wirklichkeit unendlich klein, d. h. selbst mit den feinsten wissenschaftlichen Hülfsmitteln noch nicht meßbar gewesen. Die Zeit jedoch, welche die Bildung eines Gedankens erfordert, kann man messen, und sie ist gar nicht so klein, als wohl Viele glauben, sie beträgt sogar unter Umständen einen nicht unbeträchtlichen Bruchtheil einer Secunde.

Das ist freilich immer noch sehr wenig und Manchem wird es fraglich erscheinen, ob so kleine Zeitabschnitte überhaupt noch mit Sicherheit zu messen sind. Wir besitzen jetzt aber mehrere ganz sichere Methoden, um selbst noch kleinere Zeittheilchen zu messen, als hier in Frage kommen. Ein solches Meßinstrument ist zunächst das „Chronoskop" von Wheatstone, verbessert von Hipp. Es besteht aus einem Uhrwerk, dessen Zeiger Tausendtheile einer Secunde abzulesen gestattet. Für gewöhnlich hemmt ein Sperrhacken den Gang des Uhrwerkes, wird aber der Sperrhacken ausgehoben, so geht das Werk und zwar so lange, bis der Sperrhacken wieder in das Räderwerk eingreift. Dieses Ausheben und Wiedereingreifen des Sperrhackens wird nun durch einen Elektromagneten hervorgebracht. Wenn man daher den galvanischen Strom, welcher den Elekromagneten umkreist, schließt und öffnet, so gibt der Zeiger des Uhrwerkes die zwischen Schließung und Oeffnung verflossene Zeit unmittelbar an.

Ein anderes Verfahren zur Messung kleiner Zeittheilchen bedient sich gleichfalls des galvanischen Stromes. Wenn nämlich ein solcher neben einem freischwebenden Magneten vorübergeführt wird, so lenkt er denselben aus seiner normalen Nord-Süd-Lage ab. Diese Ablenkung ist um so größer, je länger der Strom gedauert hat. Mißt man nun die Größe der Ablenkung des Magneten, so kann man daraus die Dauer des Stromes berechnen.

Ein drittes Verfahren endlich, kleine Zeittheilchen zu messen, besteht darin, auf einem mit gleichmäßiger Geschwindigkeit um seine Achse rotirenden Cylinder am Anfange und am Ende der zu messenden Zeit eine Marke anbringen zu lassen. Aus dem Abstande dieser Marken kann man die Zeit berechnen, welche zwischen dem Aufzeichnen der ersten und zweiten Marke verfloß, wenn man die Umdrehungsgeschwindigkeit des Cylinders kennt.

Alle diese drei Methoden sind zu Messungen im Gebiete der Nerventhätigkeit angewandt worden Den Anstoß zu diesen Forschungen gab Helmholtz, der in zwei Abhandlungen (Müllers Archiv 1852 und 1854) die ersten Messungen über den zeitlichen Verlauf der Muskelzusammenziehung und die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Erregung in den Muskelnerven veröffentlichte.

Die Versuche, die Helmholtz anstellte, bestanden darin, daß er einen momentanen Inductionsstrom wirken ließ auf die Muskeln eines kaltblütigen Thieres, eines Frosches z B, die auch vom übrigen Körper getrennt noch lange Zeit sich verkürzen, wenn sie auf gewisse Einwirkungen ausgeübt werden, welche wir Reize nennen. Auf diesen Reiz geräth nun der Muskel nicht sofort in Thätigkeit. Es verfließt vielmehr noch eine geraume Zeit, nach den Messungen von Helmholtz $^{1}/_{100}$ Secunde, bevor der Muskel sich zusammenzuziehen beginnt. Dann verkürzt er sich allmälig innerhalb einer Zeit von 0,045 Secunde, um sich endlich wieder allmälig zu verlängern, was etwa die gleiche Zeit in Anspruch nimmt. die letzte Spur der Thätigkeit, welche nach einem momentanen Inductionsschlag im Muskel entsteht, überdauert diesen also etwa um den zehnten Theil einer Secunde.

Man kann den Muskel auch zur Thätigkeit anregen, wenn man den Inductionsstrom nicht auf den Muskel selbst, sondern auf seinen Nerven wirken läßt, so lange dieser noch mit dem Muskel in unversehrtem Zusammenhange steht. In diesem Falle muß die Erregung, welche an einer Stelle des Nerven bewirkt wird, erst bis zum Muskel fortgeleitet werden, um diesen zur Zusammenziehung zu veranlassen. Letztere

erfolgt deshalb etwas später, als bei unmittelbarer Erregung des Muskels, und diese Verspätung ist um so größer, je länger die Nervenstrecke ist, durch welche die Erregung sich fortpflanzt. Läßt man daher in zwei aufeinanderfolgenden Versuchen den Reiz an zwei verschiedenen Stellen des Nerven einwirken, so wird die Verspätung beträchtlicher ausfallen, wenn die gereizte Nervenstrecke entfernter vom Muskel ist. Der Unterschied der beiden Zeiten ist dann gleich der Zeit, welche die Erregung brauchte, um im Nerven von der entfernteren Stelle bis zur näheren sich fortzupflanzen. Helmholtz fand, daß diese Fortpflanzung in den Bewegungsnerven des Frosches mit einer Geschwindigkeit von 26—27 Metern in der Secunde vor sich geht. Diese Geschwindigkeit ist aber nicht unter allen Umständen gleich; sie wechselt mit der Temperatur und ist bei Abkühlung der Nerven geringer.

Diesem Umstande ist es wahrscheinlich zuzuschreiben, daß die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Erregung in den Nerven des lebenden Menschen höher gefunden wurde als beim Frosche. Helmholtz war es auch, welcher zuerst diese Messung am Menschen vornahm, jedoch nicht an den Bewegungs-, sondern an den Empfindungsnerven.

Läßt man nämlich einen nicht zu starken Inductionsschlag durch eine beschränkte Hautstelle eines Menschen hindurchgehen, so empfindet dieser einen leichten Schmerz. Man kann es nun so einrichten, daß gleichzeitig mit dem Inductionsschlag ein galvanischer Strom geschlossen wird, daß aber der Mensch allsobald, nachdem er den Schlag empfunden, den Strom wieder, durch Druck auf einen Hebel öffnet. Die Dauer dieses Stromes kann man dann nach einer der oben erwähnten Methoden messen.

Diese Dauer setzt sich aber aus drei Zeiten zusammen: 1) der Zeit, welche die schmerzhafte Erregung braucht, um von der gereizten Hautstelle durch die Empfindungsnerven bis zum Gehirn zu gelangen; 2) der Zeit, welche die Erregung im Gehirn braucht, um zum Bewußtsein zu kommen und den Entschluß zur Ausführung der verlangten Bewegung zu Stande zu bringen; endlich 3) der Zeit, welche der Bewegungsreiz zu seiner Fortpflanzung bis zum betreffenden Muskel und dieser zur Ausführung der verlangten Bewegung braucht. Läßt man nun den Inductionsschlag auf verschiedene Hautstellen einwirken, so bleiben die Zeiten 2) und 3) ungeändert, die Zeit 1) jedoch wechselt mit der Länge der Bahn in den Empfindungsnerven. Aus dem Unterschiede der Zeiten also in zwei solchen Versuchen und dem Unterschiede in der

Länge der Empfindungsbahnen kann man die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Erregung in den Empfindungsnerven berechnen.

Auf diese Weise fand Helmholtz eine Geschwindigkeit von 60 Metern in der Secunde.

Seitdem sind diese Versuche mehrfach wiederholt worden, nämlich von Professor Hirsch, Director der Sternwarte in Neufchatel, von Doctor Schelske und von Donders und de Jaager in Utrecht. Die von diesen Forschern gefundenen Werthe für die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Erregung in den Empfindungsnerven des Menschen sind:

Helmholtz . . .	60 Meter	in	1	Secunde,
Hirsch	34 "	"	"	"
Schelske	31 "	"	"	"
de Jaager . . .	26 "	"	"	"

Diese Werthe schwanken, wie man sieht, beträchtlich. Rührt dies von einer Verschiedenheit bei verschiedenen Personen her? Unmöglich wäre dies nicht, doch ist es unwahrscheinlich, daß so große Unterschiede vorkommen sollten, zumal bei den einzelnen Beobachtungen eines und desselben Forschers dergleichen Schwankungen nicht wahrgenommen worden. Berücksichtigen wir nur die Messungen von Hirsch, Schelske und de Jaager, und setzen wir als Mittel aus ihren Messungen 30 Meter in der Secunde, so werden wir wohl das Richtige treffen. Diese Zahl ist genau die Hälfte der Helmholtz'schen, und man hat deshalb verm thet, daß bei der Berechnung der Helmhotz'schen Versuche irrthümlich eine Multiplication mit 2 stattgefunden habe, eine Vermuthnng, welche durch die von Helmholtz benutzte Formel gerechtfertigt wird. Eine neue Arbeit von Helmholtz, die er gemeinschaftlich mit Dr. Bart über die Fortpflanzungsgeschwindigkeit in den Bewegungsnerven des Menschen angestellt, hat auch die sehr gut übereinstimmende Zahl von 33,9 Metern in der Secunde ergeben.

Bleiben wir also bei der Zahl 30 stehen, als der am besten verbürgten, so würde bei Einwirkung eines Reizes am Fuß, die Länge der Nervenbahn von da zum Gehirn = 2 Meter angenommen, $1/_{15}$ Secunde verstreichen, bis der Reiz zum Gehirn gelangt. Bei großen Thieren, z. B. einen Wallfisch von 26 bis 30 Meter Länge, würde sogar eine volle Secunde verfließen, bis ein am Schwanze ausgeübter Reiz (etwa durch Verwundung mit der Harpune) zum Gehirn gelangt. Ebenso dauert es eine volle Secunde, bis ein im Gehirn entstandener Willensact die Bahn der Bewegungsnerven entlang bis zu den Schwanzmuskeln gelangt, um durch einen Schlag mit dem Schwanze nach dem Boote des Harpuniers Vergeltung zu üben, falls dieser nicht, die Zeit benutzend,

sich schon aus dem Bereich des Schwanzes zurückgezogen. Hiebei ist die im Gehirn selbst verflossene, oben mit 2) bezeichnete Zeit noch unberücksichtigt geblieben.

Aber auch diese Zeit hat man gemessen und so gleichsam den ersten Schritt gethan zu einer exacten, auf Maß und Zahl begründeten, empirischen Psychologie. Diese Messungen haben einen bedeutenden praktischen Werth für den beobachtenden Astronomen. Wenn dieser z. B. Sterndurchgänge durch das Meridianfernrohr beobachtet und sie mit dem Schlage des Secundenpendels vergleicht, oder wie dies jetzt üblich ist, durch Schließung eines galvanischen Stromes auf einem rotirenden Cylinder markirt, so wird seine Angabe nothgedrungen hinter der wirklichen Zeit zurückbleiben. Wenn diese Zeit nicht bei allen Beobachtern gleich, oder bei einem und demselben Beobachter nicht zu allen Zeiten dieselbe ist, so kommen dadurch in die Beobachtungen Ungenauigkeiten, welche bei dem heutigen Zustande der Astronomie nicht vernachlässigt werden können.

Hirsch unternahm deshalb Messungen über diese Zeit, welche zwischen dem wahren Eintritt einer beobachteten Erscheinung und der Markirung derselben durch den Beobachter verfließt, und nannte dieselbe die physiologische Zeit des betreffenden Beobachters. Sie ist verschieden nach der Natur der Beobachtung. So fand Hirsch, daß er einen gehörten Schall um 0,149 Secunde zu spät markirte, einen plötzlich entstehenden Funken aber um 0,1974 bis 0,2083 Secunde, also eine volle Fünftel-Secunde zu spät markirte; Gefühlsempfindungen endlich, je nach der gereizten Hautstelle, 0,1733 bis 0,1911 Secunde zu spät. Bei einem anderen Beobachter (Hipp) war die physiologische Zeit für das Gehör 0,2433 Secunde. — Beobachtete Hirsch statt eines plötzlich auftretenden Funkens den Durchgang des Chronoscopzeigers durch die verticale Lage, so war die physiologische Zeit viel kleiner, nämlich 0,0769 Secunde, und für einen künstlich nachgeahmten Sterndurchgang schwankte sie je nach der Disposition an verschiedenen Tagen zwischen 0,113 und 0,183 Secunde.

Daraus folgt also, daß bei Ereignissen, deren Eintreffen wir erwarten, das Gehirn viel schneller mit seiner Arbeit zu Stande kommt, als bei plötzlichen.

Noch interessantere Aufschlüsse über die Arbeit des Gehirnes geben uns die Versuche von Donders und de Jaager. Die Person, welche zum Versuche diente, nahm in jede Hand einen Telegraphenschlüssel, mit welchem sie den Strom schließen konnte, und erhielt den Auftrag, entweder mit der rechten Hand zu schließen oder mit der linken, je nach

dem Orte, wo sie gereizt wurde. War ihr nun dieser Ort bekannt, so fielen die Angaben beider Hände nahezu gleich aus, sie kamen nämlich 0,205 Secunde zu spät. War jedoch der Ort, wo die Reizung stattfinden würde, nicht bekannt, so erfolgte die Angabe um 0,272 Secunde zu spät. Es erfordert also der psychische Act der Ueberlegung, wo der Ort der Reizung gewesen und der danach zu wählende Entschluß zur Bewegung der richtigen Hand eine Zeit von 0,066 Secunde.

Sollte der Beobachtete ein plötzlich auftretendes Licht markiren, so war die physiologische Zeit verschieden nach der Farbe des Lichtes; weißes Licht wurde etwas früher markirt als rothes. Dabei war dem Beobachteten die Farbe des Lichtes, welches er sehen sollte, früher bekannt. War dies jedoch nicht der Fall, sondern mußte er je nach der Farbe wiederum mit verschiedenen Händen markiren, so zeigte sich auch hier ein Zeitverlust für die Ueberlegung. Die physiologische Zeit war nämlich im Mittel von verschiedenen Personen für

bekanntes Licht . . .	0,201	Secunde,
unbekanntes Licht . . .	0,355	"
Zeit der Ueberlegung . .	0,154	"

Dabei zeigte sich, daß der Beobachtete sich eine Vorstellung bildet von der Farbe, welche er zu sehen erwartet. Stimmt dann die zu erscheinende Farbe zufällig mit der erwarteten überein, so reagirt er schneller, als wenn dies nicht der Fall ist.

In all diesen Fällen war das Signal, durch welches der Beobachtete den empfangenen Eindruck anzeigte, ein vorher verabredetes, zu dem Eindrucke in keinem natürlichen Zusammenhange stehendes. Für das Gehör stellten jedoch Donders und de Jaager auch Versuche mit natürlichen Signalen an. Es sprach nämlich der eine von ihnen eine Silbe (ki), welche der andere allsogleich nach dem Hören wiederholen mußte. Die beiden Schallwellen setzten eine gespannte Membran in Schwingungen und diese wurden auf einen rotirenden Cylinder aufgeschrieben. War der zu wiederholende Klang bekannt, so erschien das Signal bei Donders 0,180 Secunde, bei de Jaager 0,250 Secunde zu spät. Durch Uebung verminderte sich die physiologische Zeit bei Letzterem auf 0,226 Secunde. War jedoch der zu wiederholende Klang vorher unbekannt, so wuchs jene Zeit bei beiden Beobachtern um 0,088 Secunde. Diese Ueberlegungszeit ist viel geringer, als die beim Sehen des weißen oder rothen Lichtes, wo sie 0,154 Secunde betrug, offenbar, weil die Beantwortung eines gehörten Klanges durch Wiederholung desselben ein viel natürlicherer Vorgang ist und deshalb schneller zu Stande kommt,

als ein conventionelles, vorher verabredetes Signal, welches in keinem natürlichen Zusammenhange mit dem vorher empfangenen Sinneseindruck steht.

Es sind freilich sehr einfache Gehirnthätigkeiten, deren Entstehung wir in diesen Versuchen belauschen; aber es sind doch die Elemente aller geistigen Thätigkeit: Empfindung, Bewußtsein, Ueberlegung, Wille; und selbst die verwickeltste Deduction eines speculativen Philosophen kann nicht mehr sein, als eine Kette solcher einfacher Vorgänge, wie sie in diesen Versuchen studirt sind. Der Anfang aber ist in solchen Versuchen immer das Schwerste. Wir können deshalb auf baldige Fortschritte rechnen. Rosenthal.

Der Bummler der Insectenwelt.

Wir alle kennen jene verschwommene Gesellschaftsgruppe, welche man unter den Namen „Bummler" zusammenfaßt. Diese Classe von Nichtsthuern, die gleichsam von der Hand in den Mund lebt, steht auf einer viel niedrigeren Stufe als der Proletarier, der in ehrenhafter Weise sein Brod erwirbt, während jener den lieben Gott einen guten Mann sein läßt und den salomonischen „Blumen auf dem Felde" gleicht: sie säen nicht, sie ernten nicht und der himmlische Vater ernährt sie doch.

Doch nicht unter der menschlichen Gesellschaft allein, sondern auch unter den Thieren finden wir Individuen, welche in süßem dolce far niente ein sorgenloses Dasein fristen und unbekümmert um das Morgen in den goldenen Strahlen der Sonne ihr Spiel treiben.

Ein solcher Bummler ist unsere Stubenfliege. Was der Sperling unter den Vögeln, das ist die Fliege unter den Insecten: ein zudringlicher, lästiger, ja unausstehlicher Geselle, der Niemanden zum Freunde, wohl aber unzählige Feinde hat, welche auf sein Verderben lauern. Nichts ist ihr heilig, durch ihre Unverschämtheit fordert sie alle Waffen heraus, und vor keinem Mittel schreckt sie zurück, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Kein Zucker, kein Milchtopf darf unbedeckt bleiben, ohne daß nicht die Fliege davon naschen würde . . . an allen Möbeln, Spiegeln, Bildern kriecht sie herum und ist so recht die Plage einer reinlichen Hausfrau. Ohne Rücksicht auf etwaige Gefahr läßt sie sich auf jeden Gegenstand nieder, und selbst, wenn sie das Gesicht des Menschen zum Tummelplatz

erwählte, so kehrt sie, einmal verjagt, zum zweiten und dritten Male wieder, um entweder gefangen oder getödtet zu werden oder des Kampfes überdrüssig davon zu fliegen, und einen andern Schauplatz ihrer Thätigkeit aufzusuchen.

Und doch ist unsere Stubenfliege unter den vielen Fliegenarten ein ganz harmloses Geschöpf; wären ihre üblen Angewohnheiten nicht, wir würden sie ruhig ihres Weges ziehen lassen. Respect aber bekommen wir vor unserem Bummler, wenn wir ihn der kostbaren Freiheit berauben und bei Licht, d. h. hier unter dem Mikroskop näher ansehen.

Durch die beiden Flügel gehen gleich Adern hohle Röhrchen, welche mit den Athmungswerkzeugen des Innern in Verbindung stehen und mit Luft gefüllt die zarten Schwingen spannen. Schon ein schwach vergrößerndes Mikroskop läßt zwischen den größeren Hauptadern ein feines Netzwerk kleinerer Abzweigungen wahrnehmen, so daß hieraus die außerordentliche Leichtigkeit der Flügel erklärlich wird; sie sind ähnlich wie das Knochengerüst des Vogels mit Luft gefüllt. Die eingehendere Zerlegung der Fliege weist ein durch den ganzen Körper gehendes Röhrensystem nach, das von wenigen größeren Hauptstämmen ausgehend sich in immer feinere Zweige auflöst. Jedes Organ wird von diesen „Tracheen", so heißen die Röhrchen, umsponnen, die an den Seiten als feine Oeffnungen ausmünden. Diese kleinen Oeffnungen sind theilweise durch Klappen verschließbar und dienen zum Ein- und Ausathmen der Luft.

Die Anwendung der Tracheen, die Möglichkeit, den ganzen Körper durch Luft anzuschwellen, mithin im Verhältnisse zum Umfang leichter zu werden, macht die Fliege, wie die Mehrzahl der Insecten, zu Luftthieren ersten Ranges. Oft scheinen die Insecten bewegungslos in der Luft zu schweben . . . kaum ist der leise Flügelschlag wahrnehmbar, der den luftgefüllten Körper in der seltsamen Lage erhält.

An dem vordern Theile der Brust treten zwei eigenthümliche Organe auf, deren wahre Bestimmung bis jetzt noch nicht genügend erkannt wurde. Es sind dies zwei kleine borstenartige Ansätze, deren hohle Spitze mit Luft gefüllt ist. Ob diese sogenannten „Schwingkolben" Gehör- oder Geruchsorgane tragen, ist unerklärt; nur so viel steht fest, daß das Thierchen sehr bald stirbt, wenn eine grausame Hand die Schwingkolben abschneidet, so daß sich hieraus die Wichtigkeit dieses räthselhaften Organs für das Leben der Fliege schließen läßt.

Dem Fische ist die Schwimmblase gegeben, damit er in seinem Element, dem Wasser, steigen und sinken kann. Dem Vogel dient daß hohle Knochensystem zum Leichtermachen des Körpers; das Insect ist mit

zahlreichen Tracheen durchzogen, um die kühnen Luftfahrten zu unternehmen, welche im Vergleiche mit der Kleinheit des ganzen Körpers ans Riesenhafte grenzen.

Die allenthalben eintretende Lufterfrischt gleichzeitig die ununterbrochene Blutflüssigkeit des Insects. Ein eigentliches Herz und Blutadersystem, wie bei den höher organisirten Thieren fehlt der Fliege; statt dessen pulsirt ein einziges Gefäß, — das Rückengefäß, welches in unserem Falle das weißliche Blut in die Höhlungen des übrigen Körpers treibt.

Während bei den höheren Thieren das Blut durch ein Aderwerk getrieben wird und in der Lunge oder den Kiemen und auf dem ganzen Wege mit Luft in Berührung tritt, findet bei der Fliege das Umgekehrte statt. Das Blut füllt die einzelnen größeren Höhlungen des Körpers aus und begegnet den tausendfach verzweigten Tracheen, welche die Belebung des Blutes durch die Uebermittlung frischer, sauerstoffhaltiger Luft bewerkstelligen.

Ueberall strömt daher Luft und Leben ein. Die kurze Spanne Zeit, welche dem Insect gegeben ist, wird ausgefüllt durch ein rasches Leben, durch eine lebhafte Aeußerung des Stoffwechsels. Das rasche Wachsthum und die außerordentliche Gefräßigkeit der Insecten, das unausgesetzte Naschen der Fliege findet seine Begründung in der verhältnißmäßig großen Luftmenge, die durch den Körper zieht und eine entsprechende Menge von Nahrung erfordert, um das Leben zu unterhalten. In der That übersteigt die Gefräßigkeit der Insecten, alle Grenzen . . . der Freßapparat, die Gestalt des Leibes, der sich bald zum langen hungrigen Schlauch ausdehnt, oder wie bei der Fliege zum strotzenden Schlauche zusammenzieht, deuten diese nichts verschonende Thätigkeit schon zur Genüge an.

Unserer Fliege fehlen die oft grauenhaft geformten Freßwerkzeuge vieler Insecten; wenn deren Nahrungsstoffe flüssiger Art sind, wie bei den wirklichen Saugern, so tritt eine Umgestaltung der Mundwerkzeuge ein: sie bilden dann pfriemenartige Röhren oder lange Spiralen wie bei den Schmetterlingen, oder das vordere Ende desselben gleicht einem Schwamme, der wohl geeignet ist zum Aufsaugen selbst unscheinbarer Flüssigkeitsmengen.

Einen Saugrüssel der letztern Art besitzt die Fliege. Der Rüsselkopf besteht aus einer zarten elastischen Haut . . . das Innere ist mit einer Anzahl Tracheen ausgefüllt. Alle diese Tracheen des Rüssels stehen schließlich mit einem großen Canal in Verbindung, der die aufge-

nommene Nahrung in den die Stelle des Magens vertretenden Darmcanal führt.

Die untere Rüsselfläche ist so organisirt, daß sie wie ein Schröpfkopf über die Nahrung gestülpt werden kann; durch das Zusammenziehen der Tracheen, welche wegen des spiraligen Baues gleichzeitig elastisch und widerstandsfähig sind, wird die saugende Bewegung hervorgebracht.

Bei flüssiger und feuchter Nahrung ist dem Thiere die Arbeit bedeutend erleichtert; es bedarf nur einiger saugenden Bewegungen, um die Nahrung zu erfassen. Anders jedoch gestalten sich die Verhältnisse bei festen, wenn auch auflöslichen Substanzen, wie z. B. bei dem Zucker, der eine Lieblingsnahrung der Stubenfliege ausmacht. Hier muß das Thierchen erst für die Auflösung des Zuckers sorgen, da es ihm unmöglich ist, durchaus feste Stoffe zu sich zu nehmen. Zu diesem Zwecke dienen wieder die Tracheen des Rüssels, durch welche die Fliege eine kleine Menge Speichelflüssigkeit auf den Zucker bringt, um dieselbe sogleich wieder aufzusaugen, wenn sich eine Spur des süßen Salzes gelöst hat.

Die sechs fünftheiligen Beine der Fliege tragen an ihrem unteren Ende zwei Hacken, welche eine Klaue bilden und zwei eigenthümliche Organe, die „Fußballen“ oder richtiger die beiden „Haftlappen“ umschließen. Die sichelartige Klaue gestattet der Fliege das Anklammern an rauhe Oberflächen, während die beiden glasartigen Haftlappen, welche mit feinen Härchen besetzt sind, der Fliege das Umherlaufen auf glatten Flächen ermöglichen, einerlei nach welcher Richtung ein solcher Spaziergang unternommen wird. Während ein Käfer oder ein Insect, dem die Haftklappen fehlen, ohnmächtig von den glatten Wänden eines Glases zurückfällt, sobald nur ein schwacher Versuch zum Emporklimmen gemacht wird, ergeht die Fliege sich an den steilen Fensterscheiben oder hängt kopfüber an der Decke des Zimmers. Die Haftklappen wirken in diesem Falle als pneumatischer Apparat. Durch das Anpressen des Haftballens auf eine glatte Fläche wird die Luft zwischen beiden verdrängt und der äußere Luftdruck ist im Stande, der anhängenden Last, dem luftdurchtränkten leichten Körper der Fliege, das Gleichgewicht zu halten. Bei dem Ablösen dagegen sind die kleinen Härchen, welche die Haftlappen bedecken, thätig; ein der Richtung der Haare entgegengesetzter Druck mit dem Beine bewirkt eine leichte Trennung des Häutchens von der glatten Oberfläche. Da nun die Fliege sechs Beine und an jedem derselben zwei Haftlappen besitzt, so ist es leicht erklärlich, daß sie sich nicht allein in

scheinbar unmöglichen Stellungen an glatten Flächen halten kann, sondern auch ihr Marsch bei dem wechselweisen Gebrauche der Beine ein sehr rascher zu sein vermag.

Mit den steifen Borsten, welche die Beine zeigen, macht die Fliege Toilette. Auch das kleinste Stäubchen, von dem sie beschwert wurde, bürstet sie mit den langen Beinen von Rumpf und Flügel. Naschen und Putzen bilden ihre beiden Hauptbeschäftigungen, und auch hierin erkennen wir in ihr den unverbesserlichen — Bummler der Insectenwelt.

Ein geologisches Landschaftsbild.

Eine der letzten Monatsversammlungen des naturwissenschaftlichen Vereines in Graz gewann ein ganz besonderes Interesse dadurch, daß Professor Dr. Fr. Unger daselbst eine von Selleny's Meisterhand gemalte geologische Landschaft zur Besichtigung ausstellte, dessen Motive den Angaben Dr. Ungers ihren Ursprung verdanken. Das Bild selbst stellt eine von zahlreichen Thiergruppen belebte, ungemein vegetationsreiche Landschaft auf der halben Höhe des Pentelikon mit dem Ausblicke auf das ägäische Meer und die attische Küste dar, darüber ein gewitterschwangerer düsterer Himmel. Die Bäume, die wir auf dem Bilde erblicken, sind jedoch nicht jene Arten, die gegenwärtig jener Region eigenthümlich sind, ebensowenig die Thiere, die auf diesem Gemälde mehr, als bloße Staffage zu betrachten sind, denn wir haben hier eine ideale Landschaft aus der jüngeren Tertiärzeit kurz vor einer Katastrophe vor uns, welche jenem reichen Thierleben ein plötzliches Ende gemacht haben mußte, und welche bevorstehende Katastrope wohl schwerlich besser ausgedrückt werden konnte, als durch den düstern Wolkenhimmel, der dem ganzen Bilde einen eigenthümlich unheimlichen Charakter verleiht. Pflanzen und Thiere zeigen den südafricanischen Typus ausgeprägt; von ersteren finden wir eigenthümliche Eichen, Celastrus und Myricaformen, dann Sequaia (gegenwärtig Californien eigen); von letzteren Affen, Antilopen, Hyänen, giraffen- und pferdeartige Thiere. Die Idee zu diesem hochinteressanten, und auch vom künstlerischen und ästhetischen Standpunkte aus höchst werthvollen Gemälde erhielt Dr. Unger durch einen kolossalen Fund von Knochen, welche vor wenigen Jahren in Pykermi am Fusse des Pentelikon gemacht wurde und welcher insbesondere durch Herrn Houdry, welcher die Fundstätte auf

Veranlassung der französischen Akademie zweimal besuchte, nach dem mitgebrachten riesigen Materiale, wissenschaftlich bearbeitet wurde. Die in einem eisenhaltigen Letten eingeschlossenen Knochen waren nicht nur in ungemeiner Anzahl vorhanden, sondern auch meist trefflich erhalten, man fand ganze Schädel mit wohlconservirten Gebissen und war auch im Stande, viele vollständige Skelette zu construiren. Die Pflanzenreste, welche Dr. Unger selbst in den Kohlengruben von Cumi auf dem nahen Euböa sammelte und in einer eigenen Abhandlung bearbeitete, und die jedenfalls derselben geologischen Periode angehören, wie jene Knochen, lieferten ein weiteres Material zur Herstellung eines Gemäldes aus einer Zeit, aus welcher nicht einmal Sagen oder Ueberlieferungen dem Künstler zur Bewältigung seiner Aufgabe behilflich sein konnten. Aus den gemachten Funden jedoch geht hervor, daß in jenem Himmelsstriche ein von südafricanischer reichen Vegetation bedecktes Land von den Fluthen verschlungen und die daselbst grasenden Thiere genöthigt waren, sich massenhaft auf die Weideplätze des Pantelikon zurückzuziehen, woselbst sie jedoch dasselbe Geschick gemeinschaftlich ereilte, dem sie sich durch ihre Flucht auf die Höhen entziehen wollten. Graf.

Kleine Mittheilungen.

(Das Petroleum) ist doch ein merkwürdiger Emporkömmling Seit alten Zeiten, als Steinöl oder Naphta im Handel geführt, spielte es immer nur eine ganz bescheidene Rolle und hatte beschränkten Verbrauch, weil man eben nicht viel damit anzufangen wußte. Und jetzt, nachdem es von speculativen Americanern unter seinem griechischen Namen gleichsam neu in die Welt eingeführt, von Chemie und Praxis nach allen Seiten bearbeitet, erforscht und erprobt worden, ist es in wenig Jahren ein Artikel geworden, der unter den Handels- und Verbrauchsstoffen eine der ersten Stellen einnimmt. Eine Seite der vielartigen Gebrauchsfähigkeit des Petroleums ist erst in letzter Zeit recht erkannt worden: es ist seine eminente Wirksamkeit gegen alles mögliche kleine Ungeziefer, das durch directe Berührung mit der Flüssigkeit immer sofort, durch die bloße Ausdünstung theilweise ebenfalls getödtet, andernfalls doch vertrieben wird. Gärtner, Thierzüchter und Thierärzte verwenden das Petroleum schon häufig zur Vertilgung pflanzlicher und thierischer Schmarotzer; gegen das häßliche Uebel, das von einer in der menschlichen Haut nistenden Milbe herrührt, steht es allen andern Mitteln voran. Hierauf fußend, hat

die ärztliche Praxis jetzt auch begonnen, den Stoff gegen innere Quälgeister, Eingeweidewürmer nämlich, in Anwendung zu bringen, und zwar ebenfalls mit gutem und raschem Erfolge. Man gibt zu diesem Zwecke Klystiere mit einer Emulsion von Petroleum einen halben Eßlöffel voll, einem Eigelb und warmem Wasser; die Behandlung wird ohne Beschwerde vertragen. Wahrscheinlich wird nun das Mittel, um im Verdauungscanal gründlich, z. B. auch mit dem Bandwurm aufzuräumen, bald auch zum Verschlucken gegeben werden. Pariser Aerzte haben sich der Probe unterzogen und befunden, daß der Stoff für den Körper unschädlich und nur durch seinen häßlichen Geschmack widerwärtig ist. Dem läßt sich aber abhelfen, indem man ihn in bekannter Weise in Gelatinekapsel eingeschlossen verordnet.

(Chinagras.) Artikel aus den Fasern des sogenannten Chinagrases sind jetzt keine Seltenheit mehr im Webwaarenhandel. Wir finden in demselben einen etwas eigenartigen, ganz angenehmen Spinnstoff von einem perlartigen Weiß, von der Biegsamkeit und der Festigkeit des Seidenfadens, der sich daher auch sehr passend zeigt zu Mischgeweben sowohl mit Seide als auch mit Wolle und Baumwolle. Das chinesische Gras ist übrigens eine chinesische und indische Nessel, und unsere gewöhnliche große Brennnessel lieferte ja vor Jahrhunderten auch den Faserstoff zu einem feinen weißen Gewebe, von welchem nur der Name Nesseltuch geblieben, während die Industrie selbst schon lange todt und begraben ist. Die fremdländische Nesselfaser wird allem Anscheine nach einen bleibenden Verbrauchsartikel in Europa bilden, wenn auch nur in einem mäßigen, ihrer Eigenthümlichkeit entsprechenden Umfange. Vor einigen Jahren, als zu der chronisch gewordenen Seidenbaunoth noch eine acute Baumwollennoth kam, erschien das Chinagras von höherer Bedeutung. Man glaubte, dasselbe geradezu an Stelle der Baumwolle setzen zu können, und wenn dies auch wohl unthunlich gewesen wäre, so war doch das vorgeschlagene Surrogat immerhin ein guter Spinnstoff, der beste, von allen damals hervorgesuchten. Seit jener Zeit hat man sich namentlich in Süd-Frankreich mit dem Anbau der Pflanze selbst eifrig bemüht. Private, wie Vereine haben sich die Förderung der Sache angelegen sein lassen und allen Nachrichten zufolge ist man jetzt mit dem Anbau der Pflanze, der Absonderung, Bleiche und Verarbeitung der Faser so weit vorgeschritten, daß die Sache den Charakter einer wirklichen lebensfähigen Industrie angenommen hat. Die Pflanze gedeiht, überwintert an geeigneten Standorten fast ohne Pflege, trägt reifen Samen in Menge und

läßt sich sowohl durch diesen, wie durch Wurzeltheilung fortpflanzen. Die Ernte kann zwei bis drei Mal im Jahre geschnitten werden, und die darauf hingestellte Calculation präsentirt sich recht gut, nämlich: der Hektar gibt wenigstens 600 Kilogr. spinnfertige Faser à zwei Francs. Von diesen 1200 Francs sollen reichlich gerechnet 700 Francs Gestehungskosten abgehen, bleiben 500 Francs Reingewinn. Hierzu könnte etwa noch ein Nebengewinn treten durch das Stärkmehl, welches in den Wurzeln der Nessel reichlich vorhanden ist. Sonach könnten die verzweifelten Seidenbauer der südlichen Länder wohl einen Ersatz hoffen für ihre alte, wie es scheint unheilbar erkrankte Industrie, welche ihrerseits zur Wiedergenesung mehr und mehr den Norden und namentlich Deutschland aufsucht, das in der That, wenn das jetzige rege Interesse für die Sache Bestand hat, einmal eine ansehnliche Rolle in der Seidenproduction einnehmen könnte. So wechseln und wandeln sich die Dinge in der Welt.

(Mundwasser.) Bei den unendlichen Anpreisungen des priv. Anatherin-Mundwassers möge zum Wohle der Leidenden, wenigstens der Armen, welche sich das genannte theuere Mundwasser nicht anschaffen können, das nachstehende auf althergebrachte Erfahrung der Landleute gegründete, erprobte Hausmittel einer Erwähnung werth gehalten werden. Dies ist der sehr adstringirende Abkoch von reifen Beeren des Schlehdorns (Prunus spinosus oder sylvestris), in Ermangelung der Beeren, von seinen jungen Zweigen, Blättern oder Wurzeln. Dieses unschädliche Naturheilmittel, wirksamer als Salbei, stillt bei täglich paarmaliger Anwendung allmälig das Bluten des krankhaften Zahnfleisches, befestigt die lockeren Zähne, schmeckt nicht unangenehm, und ist überall umsonst zu haben.

(Essigfabrication.) Der Alkohol nimmt bei seinem Uebergange in Essigsäure Sauerstoff aus der Luft auf. Dies geschieht am langsamsten, wenn man nach der alten Essigbildungsmethode den verdünnten Alkohol, (Wein, Bier, Obstwein) einfach in halbleeren Fässern stehen läßt. Schneller geht diese Aufnahme vor sich in den Schnellessigbildnern, wo man die geistige Lösung über Holzspäne, Kohlen 2c. herabtropfen läßt und dabei einem langsamen Luftstrome aussetzt. Am schnellsten erfolgt die Oxydation in Berührung mit metallischem, fein vertheilten Platin, sogenanntem Platinschwarz. Professor Artus in Jena hat in neuerer Zeit sehr wirksame Essigbildner dargestellt, indem er Holz-

kohlen mit einer verdünnten alkoholischen Lösung von Platinchlorid tränkt und nach dem Abtrocknen ausglüht. Solche platinirte Kohle dient zum Füllen der Essigbildner; sollte nach 4 bis 5 Wochen ihre Wirksamkeit erschöpft sein, so wird sie einfach durch Ausglühen der Kohlen wieder hergestellt.

(Eiszeit in Afrika.) Nach einer Mittheilung des Herrn Lombardini an das königliche Institut zu Mailand ist es ihm gelungen, einige Spuren der Eiszeit in der großen Niederung von Central-Afrika zu entdecken. Er vermuthet noch fernere Bestätigungen dafür, daß auch in Afrika die Eiszeit geherrscht, in den Bergdistricten Abyssiniens und in mehr südlich gelegenen Gegenden aufzufinden. Es wäre für die Erdgeschichte von ungeheurer Wichtigkeit, wenn sich diese Vermuthungen bestätigen würden. Da nämlich in der Sierra Newada von Reclus und in Brasilien von Agassiz Spuren der Eiszeit gefunden sind, so würde hieraus folgen, daß die Eisperiode über die ganze Erdoberfläche verbreitet war.

Meteorologisches.

Witterung im März 1868.

Die Witterung des vergangenen Monat März war nicht durch besondere Unregelmäßigkeiten ausgezeichnet, sie war so ziemlich normal, die Mittelwärme war für Klagenfurt ein wenig höher, der Niederschlag etwas geringer als der normale. Schon vom 8. an blieb die mittlere Tageswärme über 0°, es ist also von da an schon Frühlingsanfang zu rechnen, der normal erst am 18. beginnt. Am 19. beginnt der Schnee in der Ebene zu verschwinden, am 23. ist diese ganz schneefrei, die Schneelage auf Gehängen gegen Nord noch am 31. bis zum Thale, auf Südabhängen jedoch schon bis auf 3400′ Seehöhe zurückgegangen.

In an der Thalsohle liegenden Orten ist die Mittelwärme zwischen 1 und 2° in geschützten Lagen über 2° in Pontafel sogar 3·8, über 2000′ Seehöhe unter 1°, Saifnitz 0·7, Hausdorf 0·8, Luggau —0·4, am Jaukenberg (6500′) —4·8 am Hoch-Obir gar —5·6. Die höchste Temperatur trat am 5. oder 31. mit 7 bis 9° (Pontafel 11°,) die niederste am 7. bis 8. mit —4 bis —6° auf, am Jaukenberg wurden am 26. —11·0 am Hoch-Obir 10·0 bobachtet. Am 2. und 3. 11. und vom 26. bis 30. wehten stürmische Nord-Ost-Winde, welche besonders in St. Peter und am Hoch-Obir mit intensiver undanhaltender Heftigkeit auftraten.

Eisen- und Bleipreise im Beginne des Monats April.

Die Preise von Eisen und Blei zeigten auf den auswärtigen Plätzen im letzten Monate keine Aenderung. Die Geschäftsberichte über Eisen von Charleroi und St. Dizier lauten noch immer nicht günstig über den dortigen Absatz von Eisen, obgleich

sich für Handeleisen mehr Begehr einstellte. Die Rheinländer und Preußisch Schlesien klagen nicht über Mangel an Aufträgen, vielmehr stellte sich dort eine zunehmend bessere Stimmung im Handel mit Metallen ein. In Oesterreich kann die Rohmetallproduction noch immer nicht den Begehr decken und man geht endlich mit Ernst daran, Anstalten für Coakeroheisenproduction zu treffen.

Eisen-Preise.

Per Zollcentner in ö. W.:

Köln: Holzkohlenroheisen und Spiegeleisen fl. 2·25 — 2·62, Coaks-Roheisen affinage fl. 2·10, graues fl. 2 — 2·25, Schottisches fl. 2·25 — 2·40, Stabeisen grobes fl. 4·88 — 6 fl.

Preußisch-Schlesien: Holzkohlenroheisen fl. 2·15, Coaksroheisen fl. 1·93 — 2 fl., Stabeisen gewalztes fl. 4 — 5, geschmiedetes fl. 5·25 — 5·65.

Blei-Preise.

Köln: Raffinirtes Weichblei fl. 9·75 — 10, Hartblei fl. 9·38 — 9·63.
Berlin: Sächsisches fl. 9·75, Tarnowitzer fl. 10·25 — 10·28.

Klagenfurter Getreidedurchschnittspreise im April der Jahre

	1859, fl. kr.	1860,	1861,	1862,	1863,	1864,	1865,	1866,	1867,	1868. v. 15.—31.
Weizen	4·29	5·91	7·47	6·50	4·85	4·65	3·56	3·69	6·07	6·01
Roggen	2·87	3·66	4·68	4·80	3·39	2·65	2·70	2·84	4·14	4·09
Gerste	2.80	4·11	3·97	3.98	3·75	3 32	2·27	2·19	4·32	3·71
Hafer	1·74	2·54	2·29	2·27	2·27	1·91	1·29	1·31	1·84 1/4	1·80
Mais	2·46	4·43	3·76	3·69	3·29	2·79	2·51	2·29	3·54 3/4	3·39
Silberagio	117·35	132·47	149 00	132·71	112·75	114·13	106·83	105·07	129·44	115·52

Inhalt des April-Heftes.

Druck von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Zeitschrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung.

Herausgegeben vom

Geschichtsvereine und Landesmuseum in Kärnten.

Redacteur Dr. Ludwig Ißleib.

№ 5. Achtundfünfzigster Jahrgang. 1868.

Eine dunkle That.

Novelle von Ewald August König.

(Schluß.)

5. Capitel.

Die Irrenanstalt des Doctor Piot lag ungefähr zehn Minuten von der Residenz entfernt. Eine fünfzehn Fuß hohe Mauer umschloß den großen, sorgsam gepflegten Garten, der die Anstalt umgab.

Trat man durch das Thor ein, so gelangte man durch eine Lindenallee zur Wohnung des Wärters Volkland, dem seit einigen Jahren das Amt des Schließers und Gärtners übertragen war.

Am Abend des nächsten Tages verließen Otto und dessen Freund die Residenz, um die Tochter Volkland's zu besuchen. Otto hielt es für rathsam, seinen Namen nicht zu nennen, weil er befürchtete, den Argwohn des Wärters zu wecken.

Volkland öffnete selbst den beiden jungen Leuten. Ernst stellte seinen Begleiter dem alten Manne als seinen besten Freund vor.

Der Schließer führte, ohne ein Wort zu erwiedern, die Beiden in die Wohnstube und ließ seinen stechenden Blick forschend auf dem Freunde seines künftigen Schwiegersohnes ruhen.

Otto hielt diesen Blick mit fester Ruhe aus, er bemerkte die Bestürzung des alten Mannes, deren Ursache er sofort errieth. Seine Aehnlichkeit mit dem Vater mußte den Schließer überraschen, um so mehr, als er ja wußte, daß der Irrsinnige außer seinem Bruder keine Familie

hinterlassen hatte. Daß der Wärter sich noch jetzt, nach fünfundzwanzig Jahren, jenes Irrsinnigen erinnerte, sah Otto als einen, wenn auch schwachen Beweis für die Richtigkeit seiner Vermuthung an.

„Wollen Sie nicht die Güte haben, mir den Herrn vorzustellen?“ wandte der Wärter sich zu Ernst.

„Entschuldigen Sie, daß ich es übersah, Ihnen seinen Namen zu nennen,“ erwiederte Ernst ruhig. „Herr Karl Peters.“

Volkland athmete sichtlich erleichtert auf, man sah ihm an, daß eine schwere Last ihm vom Herzen gefallen war.

„Der junge Herr gleicht so sehr einem Patienten, der in unserer Anstalt starb,“ sagte er, „daß ich —“

„Daß Sie vermutheten, ich sei der Geist jenes Mannes?“ fragte Otto lächelnd. Wir begegnen oft einem Menschen, der einem unserer Bekannten so frappant gleicht. —“

„Sie mögen Recht haben,“ fuhr der Schließer fort, „aber sonderbar und auffallend bleibt es doch immer.“

„Der Eintritt Helene's, der Tochter Volkland's, brach die Unterhaltung ab. Auch sie schien bestürzt zu sein, als sie dem fremden Herrn ins Antlitz blickte.

„Ein Freund Deines Bräutigams, Herr Peters,“ sagte der alte Mann, und der bedeutsame, gewissermaßen beruhigende Blick, den er seiner Tochter zuwarf, entging den Freunden nicht. „Ich habe schon bemerkt, der junge Herr gleiche so sehr einem Patienten, der vor fünfundzwanzig Jahren hier starb, daß ich fast geneigt sei, ihn für einen nahen Verwandten desselben zu halten.“

Was sollte diese Bemerkung? Weshalb warf der Wärter sie hin, ehe Helene Zeit gefunden hatte, die beiden Herren zu begrüßen? Mußte man nicht vermuthen, daß irgend eine Absicht hinter diese Bemerkung sich verstecke?

Otto gab sich den Anschein einer gleichgiltigen Unbefangenheit, er las in dem Blicke des Wärters, der forschend auf ihm ruhte, daß er auf ein Resultat seiner Nachforschungen verzichten mußte, wenn er den Verdacht dieses Mannes weckte.

Volkland verließ das Zimmer, um das Thor zu schließen und den gewohnten Rundgang durch den Garten zu machen.

Otto ergriff diese Gelegenheit, das Gespräch auf die Irrenanstalt zu bringen, indem er bemerkte, es müsse dem jungen Mädchen unangenehm sein, in der Nähe dieser Leute zu weilen und täglich mit ihnen zu verkehren.

„Ich bin seit meiner Kindheit an diese Gesellschaft gewohnt," erwiederte Helene lächelnd. „Die armen Unglücklichen kennen mich, ich sorge für ihre Bequemlichkeit, so gut ich's vermag, und darf mich deshalb ihres Wohlwollens versichert halten. Zudem betreten nur die Gemüthskranken den Garten, die Tobsüchtigen bleiben Jahr aus, Jahr ein in ihren Zellen."

„Die Anstalt besteht schon sehr lange?" fragte Otto.

„Seit dreißig Jahren, Doctor Piot hat sie gegründet."

„Ich habe manches Lob über ihn vernommen," fuhr Otto fort, „gleichzeitig aber auch manchen scharfen Tadel. Einige wollen sogar behaupten, er mache den Eindruck eines Mannes, der kein reines Gewissen habe."

„Das ist eine Verleumdung," entgegnete Helene ruhig.

„Doctor Piot ist ein wohlwollender, gutherziger Mann. Und doch," fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, „wenn ich der Wahrheit die Ehre geben will, so muß ich gestehen, daß sein scheues, zurückhaltendes Wesen mich oft befremdet hat. Aber kann nicht ein geheimer Kummer hieran Schuld tragen."

„Möglich," sagte Ernst, „vielleicht hat Doctor Piot Erfahrungen gemacht, die ihm den Glauben an die Menschheit raubten."

Otto blickte sinnend vor sich hin. Er sah ein, daß er auf diesem Wege seinen Zweck nicht erreichte.

„Sie waren bestürzt, mein Fräulein, als ich Ihnen vorgestellt wurde?" nahm er endlich wieder das Wort. Haben Sie auch gefunden, daß ich Aehnlichkeit mit jenem Patienten besitze?"

„Allerdings," erwiederte Helene rasch, „diese Aehnlichkeit frappirte mich."

Jetzt hatte Otto das Mädchen gefangen. Sein Vater war also nicht schon vor fünfundzwanzig Jahren, sondern viel später gestorben, denn Helene zählte kaum neunzehn Jahre; nahm er an, daß sie mindestens ihr zwölftes Jahr zurückgelegt haben mußte, um einen Eindruck bewahren zu können, so fand er, daß sein Vater noch vor sieben Jahren gelebt hatte. Er verfolgte das Thema nicht weiter, erst im entscheidenden Augenblicke wollte er darauf zurückkommen. Hätte er das Mädchen, welches jene Worte unbedacht sprach, jetzt in die Enge getrieben, so mußte er gewärtigen, daß der Schließer, welcher in jedem Augenblicke zurückkehren konnte, ihn vor die Thüre setzte.

Mit unbefangener Miene bat Otto den Freund, ihn zur nahe bevorstehenden Hochzeit einzuladen. Diese Bitte gab nicht allein dem

Gespräche sofort eine andere Wendung, sie beschäftigte auch die Gedanken Helene's so sehr, daß sie keine Zeit fand, über die Folgen ihrer unbesonnenen Worte nachzudenken

Bald darauf verabschiedeten die beiden Freunde sich, um in die Stadt zurückzukehren.

Sie hatten ungefähr die Hälfte des Weges unter gegenseitiger Mittheilung ihrer Vermuthungen zurückgelegt, als Otto plötzlich stehen blieb.

„Sieh' dort," flüsterte er, „ist der Mann, der uns entgegenkommt, nicht mein Stiefvater?"

„In der That," erwiederte Ernst überrascht, „er gleicht in Wuchs, Gang und Haltung so sehr —"

„Kein Zweifel, er ist es." fiel Otto ihm rasch ins Wort. „Was mag ihn zu dieser Stunde hierher führen? Schlagen wir einen Seitenweg ein, ehe er uns erkennt."

„So gut wir ihn erkannt haben, wird er auch uns —"

„Du vergißt, daß seine Augen nicht so scharf sehen wie die unserigen. Komm, hier ist der Weg. Erkennt er uns, so wird er stehen bleiben, dann wissen wir, daß wir darauf verzichten müssen, ihn zu verfolgen."

„Du willst ihn beobachten?" fragte Ernst, während er dem Freunde folgte.

„Gewiß. Er ist nicht der Mann, der unnöthig einer Bequemlichkeit entsagt; wäre der Grund seines späten Ausganges nicht ein sehr wichtiger, so würde er ihn wahrhaftig nicht unternommen haben."

Er trat nach diesen Worten rasch hinter einen Baum und forderte seinen Freund auf, seinem Beispiele zu folgen. Von hier aus konnten sie die Landstraße übersehen.

Sie bemerkten, daß der Fabricant, ohne seitwärts zu blicken, seinen Weg fortsetzte; dies bewies ihnen, daß er keinen Verdacht geschöpft habe.

Otto folgte ihm rasch, aber vorsichtig.

Vor dem Thore der Irrenanstalt blieb der Fabricant stehen, er zog die Glocke und verschwand gleich darauf hinter der Mauer.

„Wenn ich die Unterredung dieses Mannes mit dem Doctor Piot belauschen könnte, hätte ich wahrscheinlich meinen Zweck erreicht," flüsterte Otto. „Aber wie dies ermöglichen?"

„Es ist unmöglich," erwiederte Ernst. „Gelänge es uns auch, die Mauer zu übersteigen, was ohne Leiter nicht bewerkstelligt werden kann, so befinden wir uns noch immer nicht in der Anstalt, und Volkland, der

stündlich durch den Garten patrouillirt, würde uns auf dem kürzesten Wege wieder hinaus spediren. Wir wissen jetzt, daß Dein Stiefvater mit dem Doctor wichtige Dinge zu verhandeln hat, und worauf können diese Bezug haben, wenn nicht auf das Schicksal Deines Vaters?"

Otto nickte gedankenvoll.

„Kehren wir in die Stadt zurück," sagte er, „augenblicklich vermögen wir nichts auszurichten, hier muß ein schlauer, durchdachter Plan entworfen werden."

6. Capitel.

Je länger Otto am nächsten Morgen über die Ereignisse des vergangenen Tages nachdachte, desto stärker ward die Ueberzeugung, daß sein Stiefvater sich eines Betruges gegen seine Gattin und eines Verbrechens gegen seinen Bruder schuldig gemacht hatte. Was wollte er spät am Abend in der Irrenanstalt, wenn er nicht eine Entdeckung des Verbrechens fürchtete? War sein Bruder wirklich irrsinnig geworden und im Irrsinn gestorben, weshalb unterhielt er denn jetzt noch mit dem Doctor Piot einen so geheimnißvollen Verkehr?

Zudem war es ja keinem Zweifel unterworfen, daß der Vater vor acht oder neun Jahren noch gelebt haben mußte, Helene hatte das verrathen. Aber auf welchem Wege und durch welche Mittel wollte er das schreckliche Geheimniß enthüllen? Sollte er den Schließer und dessen Tochter vor Gericht fordern und sie durch einen Eid zwingen, die nöthigen Aufklärungen zu geben? Wer bürgte ihm dafür, daß Volkland nicht im Interesse seines Brotherrn einen Meineid schwur? Helene konnte vorschützen, jener Patient sei ihr durch die Mittheilungen ihres Vaters bekannt. Schon der Umstand, daß der Fabricant Banner einer der reichsten und angesehensten Bürger, der Ankläger dagegen ein verstoßener Sohn war, warf zu Gunsten des Ersteren ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale. Und abgesehen hiervon, mußte er nicht fürchten, daß seine Mutter ihm zürnen werde, wenn er so schonungslos ihr Geheimniß preisgab? Nur wenn er vollgiltige Beweise besaß, konnte er gegen seinen Stiefvater auftreten, diese Beweise sich zu verschaffen mußte seine erste Sorge sein.

Er trat ans Fenster, um über den Weg, den er einschlagen wollte, mit sich zu Rath zu gehen. Er sah ein, daß nur Helene ihm den gewünschten Aufschluß geben konnte und daß er, um ihn zu erhalten, vorsichtig zu Werke gehen mußte.

Aus seinem Sinnen weckte ihn plötzlich der geräuschvolle Eintritt eines Mannes, er wandte sich um und sah sich dem Bruder seiner

ehemaligen Braut gegenüber, dessen zornglühender Blick ihn durchbohren zu wollen schien.

„Was suchen Sie hier?“ fragte er, ohne die Fassung zu verlieren. „Sie werden wissen, daß ich mit Ihrer Familie gebrochen habe —“

„Eben dies führt mich zu Ihnen,“ fiel Vorbeck ihm ins Wort. „Ich schenkte der Behauptung Ihres Vaters, daß sie die Residenz verlassen hätten, keinen Glauben und schätze mich glücklich, sie gefunden zu haben. Wenn Sie die Absicht hegten, sich zu verstecken, so hätten Sie besser gethan, das Fenster zu meiden —“

„Dies mag Ihnen beweisen, daß ich eine solche Absicht nicht hegte,“ fuhr Otto gelassen fort. „Weshalb auch sollte ich sie gehegt haben? Wenn Sie von mir wegen der Auflösung einer Verlobung, zu der ich gezwungen ward, Rechenschaft verlangen, so finde ich diese Forderung unverschämt.“

„Diese Antwort beweist mir Ihre Feigheit,“ entgegnete Vorbeck mit wachsender Gereiztheit. „Sie gaben ihre Einwilligung in diese Verlobung aus Furcht vor Ihrem Vater, Sie traten zurück, nachdem das Verlobungsfest gefeiert war. Sie verließen das elterliche Haus und flüchteten in diesen Schlupfwinkel, um einer Begegnung mit mir oder meinem Vater auszuweichen. Das ist das Benehmen eines Schurken.“

Purpurgluth übergoß das Antlitz Otto's.

„Mein Herr, ich habe Ihnen gesagt, daß ich zu jener Verlobung gezwungen worden bin, ich habe Ihnen die Genugthuung verweigert, weil ich Ihnen nicht die Berechtigung, sie zu fordern, zugestehen kann. Jetzt aber ist es an mir, Genugthuung zu fordern!“

„Bestimmen Sie Ort und Stunde,“ sagte Vorbeck, über dessen Züge ein Lächeln triumphirender Bosheit glitt. „Mein Secundant ist der Lieutenant von Pohlen, haben Sie die Güte, mit ihm das Nöthige zu verabreden —“

Ernst war bestürzt, als er bei seiner Rückkehr aus dem Geschäft das Vorgefallene erfuhr. Er rieth seinem Freunde, die Residenz zu verlassen, denn das Duell, welchen Ausgang es auch nehmen möge, werde schon am nächsten Tage ein öffentliches Geheimniß sein und dem Fabricant beweisen, daß sein Stiefsohn sich noch in der Stadt befinde. Daß Banner alsdann vermuthen müsse, Otto habe wichtige Gründe zur Rückkehr in die Residenz gehabt, liege nahe. Otto weigerte sich, diesen Rath zu befolgen, und als Ernst bemerkte, daß seine Bitten und Vorstellungen

resultatlos blieben, erklärte er sich bereit, als Secundant dem Freunde zur Seite zu stehen.

Das Duell sollte am Abend um acht Uhr in einem Gebüsche, welches ganz in der Nähe des Irrenanstalt lag, stattfinden.

Vorbeck, als der Geforderte, hatte den ersten Schuß, er wies jeden Versöhnungsversuch zurück, und erklärte, daß er, wenn es sein müsse, keinen Anstand nehmen werde, seine Worte zu wiederholen.

Die Secundanten untersuchten die Waffen, maßen die Distanzen ab und forderten die Duellanten auf, ihre Plätze einzunehmen.

Vorbeck erhob das Pistol — die Kugel streifte den Hut seines Gegners.

Otto fühlte, trotzdem er der Beleidigte war, keinen Haß gegen den Bruder seiner früheren Braut, er wollte sein Pistol in die Luft abfeuern. Aber der Gedanke an die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, und die Gewißheit, daß Vorbeck zum zweiten Male besser zielen werde, bewog ihn, seinen Entschluß fallen zu lassen.

Seine Kugel zerschmetterte den Arm Vorbeck's. Die Secundanten erklärten das Duell beendet, der Wundarzt eilte hinzu, um den Verband anzulegen.

Otto verließ in Begleitung seines Freundes den Duellplatz.

„Benutzen wir diese Gelegenheit zu einer Kriegslist," sagte Ernst. „Wir gehen zu meiner Braut, ich berichte ihr das Vorgefallene und bitte sie, Dir eine Zufluchtsstätte zu gewähren, da man wahrscheinlich schon in der nächsten Stunde Dich verfolgen werde. Helene hat ein weiches Herz —"

„Aber ihr Vater? wandte Otto ein.

„Er wird sich fügen, steht er auch gerade nicht unter dem Pantoffel seiner Tochter, so schlägt er ihr doch nie die Erfüllung einer Bitte ab."

Otto ging nach einigen Bedenken, welche sein Freund zu beseitigen wußte, auf den Vorschlag ein.

Ernst sah sich in seiner Hoffnung nicht betrogen, Helene erklärte sich bereit, den Flüchtling einige Tage zu verbergen und der Schließer gab murrend seine Einwilligung.

7. Capitel.

Zwei Tage hatte Otto schon in der Wohnung Volklands zugebracht, aber noch immer keine Gelegenheit zu einer vertraulichen Unterredung mit Helene gefunden.

Entweder befand Volkland sich im Zimmer oder man mußte in jedem Augenblick seinen Eintritt gewärtigen.

Am Abend des zweiten Tages, als Otto eben in sein Schlafzimmer getreten war, hörte er plötzlich den dumpfen Ton der Hausglocke.

Er eilte ans Fenster — seine Ahnung täuschte ihn nicht, der späte Gast war sein Stiefvater, der, nachdem er mit dem Schließer einige Worte gewechselt hatte, rasch in das Gebäude eintrat.

Was hätte Otto darum gegeben, diesem Manne folgen zu können! Aber er durfte nicht wagen, sein Zimmer zu verlassen, er kannte die Gänge und Treppen in der Anstalt nicht und mußte zudem befürchten, einem Wärter zu begegnen.

Er löschte das Licht und trat ans Fenster, um zu erforschen, wie lange der Fabricant in der Anstalt blieb.

Eine Stunde verstrich, schon nahte die zweite ihrem Ende, als Banner die Anstalt verließ.

Seine Schlafstube lag über dem Wohnzimmer des Schließers, er hatte bemerkt, daß Volkland den Fabricanten bis zum Thore begleitete, und der Lichtschimmer, der aus dem Fenster der Wohnstube in den Garten fiel, bewies ihm, daß Helene noch nicht zur Ruhe gegangen war.

Es lag in der Möglichkeit, daß Volkland seiner Tochter über den Zweck dieses späten Besuches Mittheilungen machte und diese Mittheilungen ihm einen Anhaltspunkt lieferten, auf den gestützt er die Maske abwerfen und energisch einschreiten konnte.

Er entsann sich, daß er am Tage vorher ein ziemlich großes Loch im Fußboden bemerkt hatte, war die Decke dünn, so konnte er vielleicht die Unterredung zwischen Vater und Tochter belauschen.

Er legte sich leise auf den Fußboden nnd drückte sein Ohr auf die Oeffnung, die, wie er sich dadurch, daß er jedes Wort deutlich vernahm, überzeugte, zum Zwecke einer Verbindung der beiden Stuben mit einander, angebracht war.

„Er wird's nicht lange mehr machen," sagte der Schließer. „Doctor Piot meint, es könne längstens noch achtundvierzig Stunden dauern."

„Der arme Mann!" erwiederte Helene schmerzlich bewegt. „Und doch kann man im Grunde nur den Himmel danken, daß er von seinen Leiden erlöst wird. Ich hatte ihn lieb gewonnen, er machte nie den Eindruck eines Irrsinnigen. Oft ist der Verdacht in meiner Seele aufgetaucht, dieser Mann sei das Opfer einer entsetzlichen Intrigue —"

„Das sind thörichte Gedanken," unterbrach der Alte sie barsch. „Der Doctor nimmt Niemand auf, der nicht unwiderlegbare Beweise von Geisteszerrüttung an den Tag gelegt hat. Ich entsinne mich der Auf-

nahme dieses Kranken noch sehr genau: es war, wenn ich nicht irre, vor fünfundzwanzig Jahren, sein Bruder brachte ihn. Die beiden Herren wollten die Anstalt besichtigen, Doctor Piot führte sie in alle Zellen. Plötzlich kehrte einer der Herren mit verstörtem Blick zurück, sein Bruder war wahnsinnig geworden. Ich glaube, daß der Anblick so vieler Irren seinen Verstand zerrüttet hat, zudem soll er schon früher Beweise von Geistesstörung gegeben haben. Doctor Piot kam einige Minuten später in die Wärterstube und beauftragte mich mit der Pflege des neuen Patienten. Der Kranke sei ein sehr reicher, angesehener Mann, sagte er, sein Bruder wünsche, daß man ihm eine sehr sorgfältige Pflege angedeihen lasse. Sollte es sich nach einigen Tagen oder Wochen herausstellen, daß der Kranke unheilbar sei, so werde man das Gerücht von seinem plötzlichen Tode verbreiten. Ueberhaupt müsse die Aufnahme dieses Patienten, wie auch der Name desselben, verschwiegen bleiben; er erwarte, daß ich meine Pflicht erfüllen und auch meinen Collegen gegenüber schweigen werde. Ich ging am Abend in die Zelle, der Kranke tobte, er versuchte, sich auf mich zu stürzen, ich mußte ihm die Zwangsjacke anlegen. Ein ganzes Jahr wüthete er, dann ward er ruhiger. Er verließ seine Zelle nie."

„Und weshalb nicht?" fragte Helene.

„Kind, uns kommt es nicht zu, die Anordnungen des Doctors zu prüfen und zu bekriteln, wir stehen in seinem Dienste. Doctor Piot übertrug Dir vor einigen Jahren die Pflege dieses Patienten, Du wirst Dich überzeugt haben, daß er dieser Pflege bedarf. Nun gute Nacht, schließ die Thüren und geh zu Bett."

Athemlos, in fieberhafter Aufregung und der steten Angst, er könne sich durch irgend eine unwillkürliche Bewegung verrathen, hatte Otto die Unterredung der Beiden belauscht. Er erhob sich. Was nun? Sollte er dem Gerichte die Anzeige machen? Der kürzeste und einfachste Weg wäre es gewesen, aber seiner Mutter wegen durfte er ihn nicht gehen. Wie wenn er durch Bitten oder Drohungen Helene zu bewegen suchte, ihn in die Zelle seines Vaters zu führen?

Helene besaß ein gutes Herz, erfuhr sie die niederträchtige Schurkerei des Mannes, der seinen Bruder in eine Irrenanstalt gelockt hatte, um die Braut desselben zum Altare zu führen und das Vermögen des Unglücklichen sich aneignen zu können, so mußte ihr Gewissen sich dagegen sträuben, länger die Gehilfin dieser Schurkerei und des pflichtvergessenen Arztes zu sein.

Helene befand sich noch in der Wohnstube, der Augenblick war günstig, eine Rückkehr ihres Vaters stand nicht zu befürchten.

Leise und behutsam schlich Otto die Treppe hinunter. Helene fuhr bestürzt aus ihrem Sinnen auf, als sie den jungen Mann so plötzlich eintreten sah.

„Befürchten Sie nichts, mein Fräulein," nahm Otto das Wort, während er die Thüre schloß, „die Angelegenheit, welche zu so später Stunde mich noch zu Ihnen führt, ist für mich zu wichtig." —

„Ich errathe diese Angelegenheit," unterbrach Helene ihn ruhig, Sie sind ein naher Verwandter des Irrsinnigen, der schon seit fünfundzwanzig Jahren in dieser Anstalt weilt."

„Ich bin sein Sohn," entgegnete Otto bewegt. „Hören Sie mich an und dann urtheilen Sie."

Er berichtete dem Mädchen, was seine Mutter ihm über das Schicksal des Vaters mitgetheilt hatte.

„Mein Vater lebt noch," schloß er, „er liegt auf dem Sterbebette, führen Sie mich zu ihm und der Himmel wird Sie dafür segnen."

Helene war tief ergriffen. Aber dennoch konnte sie nicht glauben, daß sie sich in dem ehrlichen, gewissenhaften Doctor Piot so sehr getäuscht haben sollte.

„Ich fühle mit Ihnen den Schmerz über das Schicksal Ihres Vaters," erwiederte sie, „aber können, dürfen Sie behaupten, daß er zur Zeit der Aufnahme in dieses Haus nicht irrsinnig gewesen sei?"

„Würde mein Oheim ihn so streng bewachen lassen, würde er den Bruder todt gesagt und dessen Braut so bald darauf geheiratet haben, wenn er nicht —"

„Ich bestreite nicht, daß Sie Recht haben können, indeß, wenn Sie die Ueberzeugung hegen, daß dieses entsetzliche Verbrechen begangen worden ist, weshalb fordern Sie nicht die Behörde auf, die Sache zu untersuchen?"

„Weil ich fürchte, daß mein Stiefvater und der Doctor Piot darauf vorbereitet sein und die Mittel finden werden, die Behörde zu täuschen."

„Ich kann Sie nicht zu ihm führen," sagte Helene nach einer langen Pause des Nachdenkens. „Was auch hätten Sie dadurch gewonnen? Mein Vater würde seines Amtes entsetzt und Sie —"

Ein lautes, ungestümes Pochen hinderte sie, den Satz zu beenden.

„Mein Vater!" flüsterte das Mädchen bestürzt.

Otto verlor die Geistesgegenwart nicht. „Lassen Sie ihn ein," sagte er ruhig, ich bezweifle nicht, daß er als Ehrenmann meine Forderung erfüllt und ich ihn über die Folgen dieser Pflichtverletzung beruhige."

Helene näherte sich zögernd der Thüre, dem jungen Manne einen bittenden Blick zuwerfend, schob sie den Riegel zurück.

Der Schließer richtete den finsteren Blick durchbohrend auf Otto, der furchtlos ihm gegenüberstand.

„Das also ist der Dank für meine Gastfreundschaft?" fragte er rauh. „Herr, was hindert mich, Sie vor die Thüre zu werfen?"

„Nichts," entgegnete Otto gelassen, „vorher aber möchte ich Ihnen sagen, was mich bewog, das Fräulein so spät zu besuchen. Seit fünfundzwanzig Jahren weilt in einer Zelle dieser Anstalt ein Gesunder, und ich bin der Sohn dieses lebendig Begrabenen."

„Was kümmert das mich?" fuhr Volkland auf, dessen Wangen plötzlich erdfahl geworden waren. „Reden Sie mit dem Doctor Piot, er wird Ihnen sagen, daß dieses Haus nur Irrsinnige beherbergt."

Otto blickte dem Schließer fest ins Auge. Können Sie durch einen Eid bekräftigen, daß der Bruder des Fabricanten Hermann Banner irrsinnig ist?" fragte er „Wollen Sie es darauf ankommen lassen, daß ich die Behörde auffordere, die Sache zu untersuchen? Volkland, ich warne Sie, vielleicht sind Sie selbst getäuscht worden."

„Und wenn Ihre Vermuthung richtig wäre, was verlangen Sie von mir?" erwiederte der Schließer, auf den die ernste Drohung Eindruck gemacht hatte.

„Daß Sie morgen Abends, nachdem der Doctor Piot sich zurückgezogen hat, mich und einige Andere in die Zelle meines Vaters führen, daß Sie bis dahin schweigen und die Briefe, welche ich im Laufe des Tages schreiben werde, prompt an ihre Adressen befördern. Wollen Sie dies thun, so erhalten Sie fortan von mir ein Jahrgehalt, welches Ihre Zukunft sicher stellt."

Volkland blickte lange forschend den jungen Mann an, dessen energisches, kurz angebundenes Auftreten ihm imponirte.

„Und wenn ich's nicht thue?" fragte er.

„So ist's Ihr eigener Schaden, ich werde die Hilfe des Gerichtes in Anspruch nehmen"

„Vater bedenke, wenn der Kranke wirklich gesund wäre," bat Helene, „würden wir uns nicht der Theilnahme an dem Verbrechen des Doctor Piot schuldig machen?"

Der Schließer wanderte lange schweigend auf und ab.

„Wenn ich wüßte," sagte er endlich. — „Ich will Ihre Bitte erfüllen unter folgenden Bedingungen. Sie bringen morgen Abends einen Arzt mit, erklärt er, daß Ihr Vater irrsinnig sei, so verlassen Sie die

Anstalt heimlich und unbekannt wie Sie gekommen sind. Bestätigt das Gutachten des Arztes Ihre Vermuthung, so mögen Sie nach Ihrem Gutdünken handeln, bei einem Schurken mag ich nicht im Dienste stehen."

„Angenommen," erwiederte Otto. „Welchen Arzt wünschen Sie? Nennen Sie mir denjenigen, in dessen Kunst Sie Vertrauen setzen, ich will brieflich ihn bitten hierher zu kommen."

„Wohlan, nehmen wir den Doctor Hartmann."

„Und wer bürgt mir dafür, daß Sie ehrliches Spiel treiben?"

„Der Wunsch, zu erfahren, ob ich einem ehrlichen Manne oder einem Schurken gedient habe; außerdem benutze ich gern die Gelegenheit, mich in Ruhe zu setzen. Gehen Sie jetzt hinauf, ich werde morgen Ihre Briefe befördern lassen."

8. Capitel.

In fieberhafter Aufregung erwartete Otto den Augenblick, in welchem es sich entscheiden sollte, ob sein Oheim ein Schurke oder nur ein Betrüger war. Er hatte den Arzt, seine Mutter und den Friedensrichter gebeten, sich Punkt eilf Uhr an dem Thore der Irrenanstalt einzufinden.

Der Schließer führte sie schweigend in die Anstalt.

Otto hatte seiner Mutter bereits mitgetheilt, daß sein Vater noch lebe und er vermuthe, daß derselbe das Opfer eines entsetzlichen Verbrechens geworden sei. Er bat sie jetzt, ruhig zu bleiben, gefaßt an das Lager des Sterbenden zu treten und ihm ohne Rückhalt mitzutheilen, was sie zu berichten für nöthig erachte.

Frau Banner war bestürzt, entsetzt darüber, daß der, den sie so innig geliebt hatte, ein Vierteljahrhundert hindurch in einer Irrenanstalt lebendig begraben gewesen war; sie machte sich jetzt bittere Vorwürfe darüber, daß sie derzeit nicht durch energisches Einschreiten das Verbrechen verhütete. Freilich, auch sie hatte dafür bitter gebüßt, auch ihr Lebensglück war dadurch verloren gegangen, aber konnte dies ihr Gewissen beruhigen. Als der Schließer die Zelle öffnete, stützte Frau Banner sich auf den Arm des Sohnes, sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe.

„Das ist stark!" murmelte der Arzt, während er sich in der Zelle umsah, ein Sterbender und kein Wärter an seinem Bette!"

Der Kranke hatte das Gesicht der Wand zugewendet.

„Er ist todt!" rief Frau Banner mit dem Schmerze der Verzweiflung. „Er ist todt und ich allein habe ihn gemordet."

Sie sank in Ohnmacht, der Arzt eilte hinzu und beauftragte den Schließer, Wasser zu holen.

Der Kranke wandte sich um, sein stierer Blick ruhte mit dem Ausdrucke der Bestürzung auf den Zügen der Bewußtlosen.

„Was will sie hier?" fragte er heiser. „Kommt sie, um sich an den Qualen ihres Opfers zu weiden?"

„Vater, sie kommt, um Dich zu befreien," erwiederte Otto. „Sie trägt keine Schuld daran, daß Du so lange in diesem unheimlichen Kerker schmachten mußtest, man hatte ihr gesagt, Du seiest gestorben."

„Wer hat ihr das gesagt?" fragte der Kranke, mühsam sich emporrichtend.

„Dein Bruder, welcher Dich hierherbrachte, um Dir Braut und Vermögen zu rauben."

Der Sterbende legte seine Hand auf das Haupt des jungen Mannes, der vor seinem Lager kniete, und sah ihm freundlich mild ins Auge.

Frau Banner war inzwischen aus ihrer Ohnmacht erwacht Sie theilte dem Kranken Alles mit, was seit jenem schrecklichen Abend sich ereignet hatte.

Der Kranke hörte schweigend zu.

„Vergebt ihm," sagte er, als die Mutter Otto's ihre Mittheilungen beendet hatte, „ich habe längst ihm vergeben."

„Nimmermehr!" rief Otto leidenschaftlich erregt. „Nicht länger darf dieses Ungeheuer —"

„Mein Sohn, bedenke, auch wir bedürfen der Verzeihung," unterbrach der Kranke ihn, „überlaß ihn Dem, der über uns Alle zu Gericht sitzen wird."

Der Arzt trat auf einen Wink Otto's jetzt an das Bett.

„Sie haben wohl viel gelitten?" fragte er, indem er den Puls des Kranken untersuchte.

„Anfangs ja, später fügte ich mich in das Unvermeidliche. Ich glaubte, meine Braut habe sich mit meinem Bruder verbündet zu diesem Schurkenstreich und dieser Glauben befähigte mich, Diejenigen, welche mein Unglück verschuldeten, zu vergessen."

„Hat der Besitzer dieser Anstalt —"

„Rufen Sie diesen Mann mir nicht in das Gedächtniß zurück. Sein Hohn, seine Härte und die Folterqualen des Hungers, die er mich empfinden ließ, haben mir manche bittere Stunde bereitet."

„Ich dachte es," sagte der Arzt, seine Krankheit ist nur eine Folge der Entkräftung, bei sorgsamer Pflege gelingt es uns vielleicht, ihn wieder herzustellen."

Ueber die Züge des Sterbenden glitt ein mattes Lächeln.

„Ich glaube nicht an diese Hoffnung," flüsterte er, „ich fühle, daß der Tod mir keine lange Frist mehr gönnen wird."

Der Arzt wandte sich an den Friedensrichter.

„Mein Gutachten lautet dahin, daß die Vernunft dieses Herrn niemals gestört war," sagte er ernst. —

Der Friedensrichter forderte den Kranken auf, ihm die nöthigen Mittheilungen zu machen.

Richard Banner berichtete, an jenem Tage habe er in Gemeinschaft mit seinem Bruder auf den Wunsch des Letzteren die Anstalt besucht, während der Besichtigung derselben sei er plötzlich in diese Zelle eingesperrt worden. Alle Bitten und Drohungen, alle Fluchtversuche seien fruchtlos geblieben, seinen Bruder habe er vor einigen Tagen zum ersten Male wieder gesehen.

Es war ein erschütternder Bericht, reich an Einzelnheiten, die sogar dem Schließer Verwünschungen gegen den Doctor Piot entlockten.

Der Friedensrichter beauftragte den Schließer, den Besitzer der Anstalt zu holen.

„Ich werde ihn und den Fabricanten Hermann Banner sicher verhaften," wandte er sich zu dem Arzte. „Wer wird während der Abwesenheit Piot's die Leitung der Anstalt übernehmen?"

„Lassen Sie mich dafür sorgen," entgegnete der Arzt, „ich werde die Aufsicht führen, bis das Gericht einen Arzt definitiv angestellt hat."

Der Schließer ging hinaus, Frau Banner folgte ihm, kehrte aber nach wenigen Minuten wieder zurück.

Bald darauf trat der Doctor Piot ein. Er war bestürzt, als sein Blick auf den Arzt und den Richter fiel, Volkland hatte ihn nur ersucht, sich unverzüglich in die Zelle des Sterbenden zu begeben, ihm aber nicht mitgetheilt, was ihn dort erwartete.

„Sie werden errathen, daß wir das Verbrechen, welches hier begangen worden ist, entdeckt haben," sagte der Arzt, „ich erkläre nochmals auf meinen Eid, daß dieser Kranke niemals irrsinnig gewesen ist."

Der Richter hatte rasch einige Zeilen niedergeschrieben, er übergab sie dem Schließer mit dem Auftrage, das Billet augenblicklich dem wachthabenden Polizeicommissär zu überbringen.

„Er wird Ihnen zwei Gendarmen mitgeben zur Abführung dieses Verbrechers," setzte er hinzu, „außerdem selbst in Begleitung zweier Gendarmen den Fabricanten Hermann Banner verhaften. Sagen Sie

ihm, daß mein Auftrag wichtig sei und er ohne Zeitverlust denselben vollziehen müsse."

Der Schließer entfernte sich und der Richter nahm jetzt das Protokoll auf.

Piot suchte sich damit zu entschuldigen, daß der Patient zur Zeit der Aufnahme tobsüchtig gewesen sei und er stets an den Irrsinn desselben geglaubt habe. Daß der Kranke vor seinem Tode einen lichten Augenblick habe, könne nicht als Beweis gegen ihn dienen.

Der Doctor Hartmann beharrte bei seinem Gutachten, er erklärte, daß in dem vorgeschützten Falle der Kranke sich gewiß nicht der Erlebnisse in diesem Hause so deutlich erinnern könne, wie er es thue.

Der Sterbende hielt die Hand seines Sohnes in der Linken, während er mit der Rechten den Nacken seiner einstigen Braut umschlang.

„Ich theile die Hoffnung des Arztes nicht," flüsterte er, „ich fühle, daß es mit mir zu Ende geht, und es ist gut so." Nach dieser langen Zeit der Abgeschlossenheit würde ich mich wohl nicht wieder in die Gesellschaft finden können. Werde Du glücklicher, mein Sohn, wie Deine Eltern es waren, und bewahre Deinem Vater ein liebevolles Andenken."

„Du wirst nicht sterben, Richard," erwiederte Frau Banner tief erschüttert, „nach so vielen Jahren des Elends wird der Himmel —"

„In meinem Herzen ist die Hoffnung erloschen," fuhr der Sterbende, wehmüthig das Haupt schüttelnd, fort. „Nur um Eins bitte ich Euch. Sucht die Schande von meinem Bruder abzuwälzen, er ist ja Dein Gatte, Mathilde, überlaßt ihn dem ewigen Richter und verzeiht ihm."

„Ich habe ihm schon Nachricht geschickt," entgegnete Frau Banner.

„Dank Dir, möge er glücklich die Grenze erreichen. Mein Vermögen gehört Dir, Otto, das Gericht wird es Dir zuerkennen, gib ihm so viel davon, daß er nicht nöthig hat, zu darben, und wenn er je noch einmal Dir begegnet, so sage ihm, daß ich ihm vergeben habe."

Otto wandte sich bestürzt zu dem Arzte um, der stiere Blick, das Lächeln des Vaters schienen ihm untrügliche Anzeichen des Todes zu sein.

Der Arzt näherte sich rasch dem Bette, seine Kunst vermochte nichts mehr, nach wenigen Minuten war der Kranke sanft und ruhig verschieden.

„Die Aufregung hat ihn getödtet," sagte der Doctor leise.

Frau Banner drückte dem Todten die Augen zu, eine heiße Thräne fiel auf das bleiche Antlitz, über welches der Todesengel seinen heiligen Frieden gebreitet hatte.

Wie glücklich wäre sie geworden an der Seite dieses Mannes, und ach — wie elend, wie unglücklich war sie jetzt! Das Gewissen rief ihr

zu, daß sie selbst die Schuld an ihrem und dem Unglücke des Geliebten trage, und das blutende Herz fand nichts, was diese Anklage entkräften konnte.

Otto führte die Mutter hinaus, während der Richter noch die Gendarmen erwartete, welche den Doctor ins Gefängniß bringen sollten.

— — — — — — — — — —

Der Fabricant hatte sich eben zur Ruhe begeben, als ein Diener ungestüm anpochte und seinem Herrn mittheilte, ein junges Mädchen wünsche augenblicklich mit ihm zu reden, die Angelegenheit sei dringend, jeder Augenblick Verzug könne Gefahr bringen.

Banner erhob sich und befahl, nachdem er sich hastig angekleidet hatte, das Mädchen augenblicklich einzulassen.

Er hatte den Doctor Piot beauftragt, ihn, wenn sein Bruder gestorben sei, sofort davon zu benachrichtigen, aber er konnte nicht glauben, daß Piot diesen Auftrag so rasch und pünktlich vollziehen werde.

Was aber bedeutete die Bemerkung des Dieners, jeder Augenblick Verzug könne Gefahr bringen?

Daß man sein Verbrechen entdeckt habe, daß die rächende Nemesis schon im Begriffe stand, den Faden zu zerschneiden, an welchem das Damoklesschwert hing, das ahnte der alte Herr nicht.

Um so größer war sein Entsetzen, als Helene ihm im Auftrage seiner Gattin mittheilte, wenn er nicht unverzüglich die Flucht ergreife, so werde er, ehe eine Stunde verstrichen sei, sich in der Gewalt der Polizei befinden.

Sie fügte hinzu, daß Frau Banner und ihr Sohn in der Irrenanstalt seien, und zwar begleitet von einem Arzte und dem Friedensrichter.

Banner besann sich nicht lange, er befahl sofort den Wagen anzuspannen, raffte die Banknoten und Werthpapiere, welche sich in der Casse befanden, zusammen und verließ, sobald die Pferde angeschirrt waren, das Haus, um nie wieder in dasselbe zurückzukehren.

Als eine halbe Stunde später die Gendarmen fast gleichzeitig mit Otto und dessen Mutter sich einfanden, war der, den sie suchten, längst über alle Berge.

Es gelang ihm, die Grenze zu erreichen, und seit jenem Tage war er verschollen.

Erst nach zehn Jahren erfuhr Otto durch einen früheren Commis seines Stiefvaters, daß der Flüchtling in America eine Spielhölle errichtet hatte und, des Spieles mit gefälschten Karten überführt, von den

erbitterten Betrogenen am Pfosten seiner Hausthüre aufgeknüpft worden war.

Otto hielt sein Versprechen, er zahlte dem Schließer einen ansehnlichen Jahrgehalt und übertrug seinem Freunde Ernst Walther die Fabrik unter sehr günstigen Bedingungen.

Er selbst verließ, nachdem er der Hochzeit des jungen Paares beigewohnt hatte, in Begleitung seiner Mutter die Residenz, um in der Schweiz eine neue Heimat zu suchen.

Frau Banner starb schon nach wenigen Jahren, ihr letztes Wort war der Name Desjenigen, den sie so heiß und innig geliebt hatte.

Trauernd stand Otto an ihrem Sarge, das letzte Herz, welches für ihn geschlagen hatte, war gebrochen.

Wohl begegnete er manchem herrlichen Mädchen, wohl gab manche Mutter sich Mühe, dem reichen Herrn ihre schöne Tochter anzupreisen aber in dem Herzen Otto's war der Frühling erstorben; weder das bezaubernde Lächeln rosiger Lippen noch der verführerische Blick schöner Augen konnten ihm wieder Leben einhauchen.

Gedichte.

An eine junge Violinspielerin.

Deines Bogens Saitenklang
Und Dein Blick macht Herzen beben,
Deiner Füßchen Elfengang
Könnte Geisternetze weben,
Schwarz umschließt ein Gürtelband
Wunderbar Dein weiß Gewand.

An der Menschen Felsenbrust
In der Nächte bangen Stunden
Weinst Du Deiner Saiten Lust.
Was ich je als schön empfunden,
Was ich sehnlich je begehrt,
Alles, Alles bist Du werth.

Was gepriesen und besungen,
Was geliebt ward und gelobt,
Wofür je ein Lied erklungen,
Wofür je mein Blut getobt,
Jede Huldigung nimm hin,
Zarte kleine Zauberin!

Hermann Lingg.

An eine Liedersängerin.

(Helene Magnus.)

Ich hatt' Dich vordem nicht gesehen
Und dennoch hab' ich Dich erkannt.
Dort, wo des Rheines Wellen gehen,
Thronst Du auf steiler Felsenkant'.

Ein Dichterfürst hat einst gesungen
Von Deiner Schönheit Reiz und Macht,
Es hat sein Lied, wo es erklungen,
Den Herzen süßes Weh' gebracht.

Jetzt bist Du einmal selbst erschienen,
Hast Dich gesellt der Menschen Schaar.
Um unerkannt zu bleiben ihnen,
Hast Du geschwärzt Dein gold'nes Haar.

Dein reiches goldenes Geschmeide
Hast Du derweil versenkt im Rhein,
Und einfach, nur im schlichten Kleide
Trittst Du in uns're Kreise ein.

Du nennst bescheiden Dich Helene
Und meinst, es sei Dir so geglückt
Ganz abzustreifen all die Schöne,
Womit der Dichter Dich geschmückt.

Umsonst! Dein Lied, Dein süßes Singen —
Es übt die alte Zauberei;
Es macht mir fast das Herz zerspringen —
Gesteh's, Du bist — die Lorelei!

Ludwig Ißleib.

Die Anfänge des Menschengeschlechtes.

Keine Frage hat in höherem Maße den Unwillen gewisser Parteien wachgerufen, keine hat auch glänzender als diese die Berechtigung und den Erfolg der freien Forschung dargethan, keine hat die gebildete Welt jemals mehr bewegt, als die seit einigen Decennien aufgetauchte Frage über die Anfänge des Menschengeschlechtes. Was dem Geiste unerreichbar däuchte, wurde erreicht; ebenso wie unser physisches Auge die Weiten der Himmelsräume bis in jene einsamen Regionen durchmißt, wo nur mehr vereinzelte Weltkörper ihre unberechenbaren Bahnen vollenden, dringt unser geistiges Auge durch die Nacht der Jahrtausende und hebt den Schleier, welcher auf den frühesten Geschicken der Menschheit ruht.

Sie mag wohl wüst und öde ausgesehen haben unsere Erde, als des Menschen verschönernde Hand auf ihr noch nicht gewirkt — als räthselhafte, nunmehr entschwundene Thiergestalten gigantischer Größe Luft, Land und Wasser bevölkerten und seltsame Pflanzenformen die einzige Zierde der Landschaft bildeten. Lange Zeit — der Mensch sinnt's nicht aus — eine Ewigkeit hindurch, blieb die Erde — verschiedene Entwicklungsstufen durchwandelnd — das ausschließliche Eigenthum, die Kampfstätte jener dräuenden Thiergeschlechter. Endlich nach langer Vorbereitung näherte sich unser Planet seiner jetzigen Ausbildung; die Wasser zogen sich zurück, das Land trat scharf getrennt hervor. Berge und Thäler, Flüsse und Bäche entstanden und immer mehr erreichte er die Eigenschaft, Wohnsitz des Menschen zu werden. Und als die Werkstätte der Natur ihre Arbeit vollendet, da trat er auch auf der Mensch, jenes unlösbare Enigma der Schöpfung, durch welches sie doch allein verstanden wird. Ueber den Proceß der Menschwerdung wissen wir wohl nichts; ob er zu einem bestimmten Augenblicke der Erdgeschichte erschaffen, ob er von einem höher als die heutigen menschenähnlichen Repräsentanten dieser Gattung entwickelten Affengeschlechte abstamme — wie Darwin's Hypothese will — wer vermöchte dies zu entscheiden? Von der Zukunft erwarten wir noch die Lösung dieser Frage. Eines aber steht fest: der Mensch lebte auf der Erde lange, bevor die sogenannte Neuzeit herangebrochen war; Couvier's berühmter Satz: „Es gibt keine fossilen Menschen" ist umgestoßen. Der Mensch ist ein Zeitgenosse jener riesenhaften Thiergestalten, die wir in unseren Museen bewundern; das Mammuth, vorweltliche Elephanten, Rhinozeros, der Höhlenbär, die Höhlenhyäne und der Höhlenlöwe weideten auf den Triften oder durchschweiften die Wälder, während der Mensch Steingeräthe erzeugte. Welche Vorstellung

sollen wir uns aber von dem Urmenschen machen? Die ältesten Producte seiner Industrie, die Spuren der zur Zubereitung seiner Nahrung dienenden Feuerherde, reichen wahrscheinlich nicht in die ersten Zeiten seines Daseins auf Erden zurück. Gestehen wir — so viel es unserem Stolze auch kosten mag — der Mensch stand damals — seinem Instincte, seinen Trieben und Bedürfnissen nach — nur wenig über dem Thiere. Das Feuer war ihm unbekannt, seine Zähne beweisen, daß er vorwiegend von Wurzeln und Erdfrüchten lebte, und wollte er Fleischnahrung genießen, so mußte er sie roh verzehren. Seine umherirrende Lebensart richtete sich ausschließlich nach seinen materiellen Bedürfnissen, das Gefühl höherer Mächte war ihm fremd und seine Sprache beschränkte sich wohl nur auf wenige Laute, worin die Vocale eine große Rolle spielten. Ungenähte Felle schützten nur mangelhaft seinen Körper vor dem Wechsel der Witterung, und Wald und Höhlen boten ihm gesicherte Schlafstellen. Aber endlich lehrten ihm Vulcane und Blitz das wohlthätige Feuer kennen. Wie mußte er dies nicht pflegen, sein Verlöschen sorgsam verhüten! In der That finden wir noch in weit späteren Zeiten die Spuren des Feuercultus; die Perser vergötterten es, die Griechen brannten das pur asbeston zu Delphi, in Rom und Peru sühnte mit dem Tode die Vestalin das Verlöschen des heiligen Feuers. Nunmehr waren auch die Bedingungen der menschlichen Existenz wesentlich geändert; mit Feuer kochte er das Fleisch, mit Feuer wurde die empfindliche Winterkälte bekämpft, und die Vereinigung um den Feuerherd trug nicht wenig zur Bildung der Familie bei. Allmälig lernte er Waffen verfertigen, um sich gegen die Angriffe wilder Thiere zu schützen, und schließlich auch Stier, Pferd, Hirsch, Mammuth Rhinozeros und Höhlenbär jagen, um das Mark ihrer Knochen auszusaugen. Ob der Mensch damals Anthropophagie geübt, wie aus Manchem zu schließen, kann noch nicht endgiltig beantwortet werden. Dieses Höhlen bewohnende Menschengeschlecht war übrigens bedeutend kleiner als das heutige und bediente sich steinerner Werkzeuge rohester Art.

Da trat — nach äonenlanger Dauer — neuerdings eine Periode der Erkältung unserer Erde ein, welche Viele mit großartigen Ueberschwemmungen in Verbindung bringen, vielleicht um an die auf allen Theilen der Erde wiederkehrenden Traditionen der Sündfluth zu mahnen. Daß übrigens theilweise derartige Ueberschwemmungen wirklich stattgefunden, ist an manchen Orten deutlich nachweisbar. Ueber dem heutigen Belgien stand zu jener Zeit das Wasser 150 Meter hoch. Als sich aber endlich das flüssige Element wieder zurückgezogen, begann das sogenannte Alter des Rennthieres, welch' Letzteres bis zu den Nordabhängen der Pyre-

näen verbreitet war. Noch lebten das Mammuth und das Rhinozeros, aber schon viele andere, nicht minder interessante Thiertypen hat der Mensch erlöschen und verschwinden gesehen. Im Zeitalter des Rennthieres scheint der Mensch, wenngleich ohne äußeren Cultus, einen Begriff der Gottheit erlangt zu haben; seine Industrie begann mit der Erzeugung roher Töpferwaaren, aber Ackerbau und Zähmung der Hausthiere waren ihm noch unbekannt, ebenso wie die Metalle, daher der Gebrauch des Feuersteines noch immer in Schwung blieb; hingegen liegen Beweise eines ausgedehnteren Verkehres auf größere Entfernungen vor. Obwohl Jagd und Fischfang die Lieblingsbeschäftigungen der Rennthiermenschen gewesen, treffen wir unter ihnen auf die ersten Spuren graphischer Kunst. Thierbilder sind, in ihren allgemeinen Umrissen erkenntlich, auf den Geweihen der Hirsche und Rennthiere eingezeichnet und lehren uns die Zeitgenossen des damaligen Menschen kennen. Das Alter des Rennthieres geht — nach den Berechnungen französischer Gelehrter — auf 11.000 Jahre zurück und zeichnete sich durch seine herabgedrückte Temperatur aus. Nach Ende desselben scheint sich die Erde wieder erwärmt zu haben, denn wir sehen jetzt Rennthier, Elenn, Moschusochs, Gemse, Steinbock, Vielfraß, Lagomys, Murmelthier, Lemming und andere ihre große Wanderung gegen Norden antreten oder sich in die eisigen Höhen der centraleuropäischen Gebirge zurückziehen.

Die antediluvianischen Zeiten sind vorüber, wir treten in die Neuzeit der Geologen; sie zeichnet sich namentlich durch die Unthätigkeit der Gewässer aus; Europa hat während der ganzen Dauer der nachsündfluthlichen Periode bis auf unsere Tage seine Gestalt nicht geändert. Vom Beginne der quaternären Zeit theilt man bekanntlich die vorhistorische Epoche in drei auf einander folgende Phasen ein: das Stein-, Bronze- und Eisenalter. Es ist nothwendig, hervorzuheben, daß es sich hierbei um den polirten Stein handelt, denn den einfach behauenen Stein haben wir ja schon früher gefunden. Von der Eisenzeit kann hingegen nur der Anfang als vorhistorisch gelten, im Uebrigen gehört sie schon zu dem historischen Alter.

Wir beabsichtigen nicht, den Leser bis in jene Perioden zu führen. Die Anfänge des Menschengeschlechtes schließen füglich mit dem Eintritte in die quaternäre Zeit. Wir wollen nur mehr zwei nahe verbundene Punkte jener späteren Periode kurz erörtern, weil über dieselben die Meinungen oft weit auseinandergehen.

Wer erinnert sich nicht des Aufsehens, welches seinerzeit die genaue Untersuchung der seltsamen Muschelhügel Dänemarks, der Kjökkenmöddings,

verursachte! Seitdem sind ähnliche Hügel auch in Spanien, in Cornwallis, endlich auch in Nordost-America und in Brasilien gefunden worden. Sie stellten sich als Küchenabfälle heraus — daher ihr Name. So unbedeutend diese Erscheinung, so hat sie doch außerordentlich viel Licht über das vorhistorische Leben unseres Geschlechtes verbreitet Diese Kjökkenmöddings enthalten niemals einen metallenen Gegenstand, weshalb man sie in das Alter des polirten Steines, das ist nach Morlot's und Steenstrup's Berechnungen auf 6000 Jahre vor unserer Zeitrechnung versetzt. Die wenigen aufgefundenen Schädel jener Völkerschaften lassen vermuthen, daß sie vorwiegend kurzköpfig gewesen und eine besondere Aehnlichkeit mit dem heutigen Lappländer bieten, vielleicht die letzten Nachkommen einer Race, die einstens Dänemark, Skandinavien, Belgien und möglicher Weise auch Frankreich und die brittischen Inseln bewohnte. Ueber die religiösen Begriffe jener Epoche herrscht tiefes Dunkel; einige Andeutungen über den Cultus einer vergötterten Natur, des Feuers, der Sonne, des Mondes sind Alles, was wir über diesen Gegenstand wissen. In ihrem übrigen geselligen Leben standen die Völker der Kjökkenmöddings gleichfalls auf ziemlich tiefer Stufe; sie waren weder Ackerbauer noch Hirten; ihr einziges Hausthier war eine Hundegattung, weit kleiner als die heutige. Auerochs, Stier, Pferd und Schaf kannten sie nicht; den Fischfang betrieben sie in Booten aus ausgehöhlten Baumstämmen und wagten sich hierin auf die hohe See, denn die Kjökkenmöddings bergen Ueberreste von Fischen, die nicht in die Nähe des Ufers kommen.

In inniger Verbindung mit den Muschelhügel bildenden Völkern stehen jene, welche die weit über die alte Welt verbreiteten Dolmen erbauten. In dieser ziemlich dunklen und schwierigen Frage haben zwei falsche und unbestimmte Bezeichnungen viel Verwirrung angerichtet; es sind dies die Worte druidisch und keltisch. Die eigentlichen Druiden erschienen in Gallien erst im 6. Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung und nirgends erzählt die Geschichte von ihren angeblichen riesenhaften Steinbauten, als da sind Dolmen, Menhirs u. s. w. Die druidischen Priester feierten ihren Cultus in dem Dickicht der Wälder, während die sogenannten druidischen Denkmäler im Allgemeinen in offenen, felsigen Gegenden nahe am Ocean liegen, wo niemals Waldungen gestanden. Die Druidenvölker haben in Wirklichkeit bei ihrer Ankunft im Norden und Westen Europa's schon die gigantischen, sogenannten druidischen Monumente vorgefunden, so wie wir sie heute noch sehen, und schon für sie galten dieselben als dem grauesten Alterthume angehörend.

Kelten nannten die Griechen die gallischen Stämme des südlichen Frankreich und speciell jene am Ufer des Mittelmeeres, mit denen sie auch Handelsverbindungen unterhielten. Ihre Geschichtsschreiber und Geographen ließen die Kelten sogar Deutschland bewohnen. Seither ist der Name Kelten auf eine Menge anderer europäischer Völker, mit Ausnahme der Deutschen oder Teutonen, übertragen worden und dürfte besser gänzlich fallen gelassen werden.

Was sehen wir übrigens im Norden, Westen und Südwesten in Europa's grauester Vorzeit? Eine Race kleiner, wenig kriegerischer Menschen, welche im Süden in den ersten geschichtlichen Aufzeichnungen als Iberer erscheinen und heute noch als Basken fortleben. Im Laufe der Jahrhunderte hat dieses Volk seine alte Sprache nicht eingebüßt und es ist darin keine einzige iranische Wurzel zu finden. Im Norden sind Finnen und Lappen die Abkömmlinge des einstigen Geschlechtes und tragen deutlich die Merkmale der ugrotartarischen oder mongolischen Race. Asien hätte demnach von jeher seinen Menschenüberfluß an Europa abgegeben. Man darf beiläufig 7000 Jahre als das Minimum der Zeit annehmen, welche seit dem Erscheinen dieser Race im Westen des europäischen Continents verstrichen. Während dem mit dieser Chronologie zusammenfallenden Alter des polirten Steines drangen aus Asiens Süden rorarische Völkerstämme bis in unsere heimatlichen Gegenden. Darunter waren auch die Dolmenerbauer.

Herrn v. Bonstetten zufolge sind die malabarischen Küsten Hindostans die Heimat der Dolmen. Ihre Spuren sind durch die Krim, durch Schlesien gegen Norden verfolgbar. Von Schweden und Dänemark längs der Nordsee gelangten sie in die Bretagne und nach England; dies Alles hat aber lange Zeit in Anspruch nehmen müssen. Später dringen sie bis ins südliche Frankreich und nach Corsica; ein anderer großer Zweig desselben Volkes hat sich über den Isthmus von Suez in Nord-Africa verbreitet, wo man jüngst zahlreiche Dolmen entdeckt; viele halten die alten Numiden und jetzigen Berber für die Nachkommen dieses geheimnißvollen Volkes.

Die Dolmen gehören sämmtlich der Steinzeit an; kein Metallgegenstand findet sich in ihnen; hingegen stammen nicht alle aus derselben Epoche; Jahrhunderte liegen oft zwischen ihrer Errichtung an verschiedenen Orten. Erwägt man jenen Hang zu gigantischen Bauten, diese Art Bedürfniß, seinen Durchzug zu verewigen, wer fände da nicht in diesen kolossalen Skizzen den Genius des Großartigen wieder, der später Indiens, Assyriens und Egyptens titanische Monumente schuf? Auch das

Volk Israel stammte wie unsere Väter von den asiatischen Urvölkern ab und in den heiligen Texten ist deutlich jene Verehrung des rohen Steines wiederzufinden. „Und so Du mir einen steinernen Altar willst machen," spricht Jehovah, „sollst Du ihn nicht von gehauenen Steinen bauen, denn wo Du mit Deinem Messer darüberfährst, so wirst Du ihn entweihen." (2. Buch Mos. Cap. 20 V. 25.) Ein gegründeter Zweifel könnte noch bestehen. Wenn das alte Dolmenvolk aus Asien stammt, wie kommt es, daß es das im Oriente übliche Metall nicht kannte? In Babylon und Ninive verwendete man ja Metall, und Eisen wird zu Moses' Zeit im Deuteronom und im Buche der Richter erwähnt. Eine einfache chronologische Berechnung zerstreut aber alle Zweifel. Nach der Geschichte lebte Moses 1500, blühte Ninive 2000 Jahre vor Christus, das ist vor 3200 bis 4000 Jahren. Die Dolmenvölker sind aber schon vor etwa 7000 Jahren aus Asien, also 2000 bis 3000 Jahre vor Moses und Ninive's Glanzperiode ausgewandert. Diese Frist genügt wohl vollkommen, um uns auch in Asien vor die erste Kenntniß der Metalle zu versetzen. Es steht demnach fest, daß die Dolmen ihren Ursprung weder den Kelten, noch den Druiden, vielmehr einem weil älteren, roravischen Volke verdanken, und angestellte Vergleiche machen die Annahme nicht unwahrscheinlich, daß ihre Erbauer mit jenen der dänischen Muschelhügel identisch seien.

Die vulcanischen Erscheinungen im Jahre 1867.

Ich theile hier in Kürze die allgemeiner interessanten Resultate einer Zusammenstellung der vulcanischen Ereignisse mit, von welchen ich im Jahre 1867 Kenntniß erhielt.

Es fanden im Laufe dieses Jahres fünf vulcanische Eruptionen statt. Die eine davon war die Eruption des Vulcans von Santorin, welche schon im Anfange des Jahres 1866 begonnen und damals allgemeines Aufsehen erregt hatte. In Folge dieser Eruption hatten sich schon im Jahre 1866 mehrere neue kleine Inseln im Golf von Santorin gebildet. Die Mehrzahl derselben war bereits vor Ablauf des Jahres erloschen. Die größte jedoch, welche Georgs-Insel genannt wurde, verharrte auch während des Jahres 1867 in vulcanischer Thätigkeit. — Die zweite Eruption kam am Vesuv vor. Der Vesuv zeigt in einzelnen Perioden nur schwache Thätigkeit, indem er Gase und Dämpfe in geringer

Menge an einzelnen Stellen ausstößt; in anderen Perioden ist seine Thätigkeit stärker erregt. Eine solche Periode lebhafter Thätigkeit begann im Jahre 1864 und dauert noch fort. Im November 1867 steigerte sich diese vulcanische Thätigkeit zu einer heftigen Eruption, durch welche Lava in großer Menge ergossen wurde. Die Lava verbreitete sich in vielen Strömen nach allen Richtungen und bedrohte das etwa in halber Höhe des Berges erbaute Observatorium und die an seinem Fuße gelegenen Städte Resina und Torre del Greco. Die Eruption ist auch gegenwärtig noch nicht erloschen. — Die interessanteste Eruption des Jahres 1867 ist ein submariner Ausbruch, welcher in der Nähe der Inselgruppe der Azoren, unter 38° 52′ nördl. Breite und 27° 53′ westl. Länge, stattfand. Die Dauer der Eruption war, trotz ihrer Heftigkeit, sehr kurz. Sie begann am 1. Juni und war am 7. vorüber. Allein seit Anfang des Jahres waren ihr zahlreiche Erdbeben vorausgegangen, die sich auf den Azoren fast täglich wiederholten und deren Heftigkeit bis zum Juni sich immer mehr steigerte. Die Eruption bestand in der Entwickelung großer Dampfmassen, die als mächtige Dampfsäulen aus dem Meere aufstiegen, und in dem Emporschleudern zahlloser glühender Schlacken. Die festen Eruptionsproducte wurden nach ihrem Herabfallen von der Strömung weggeführt und zerstreut, so daß sie sich nicht zu einer Insel ansammeln konnten. Nachdem die Eruptionserscheinungen aufgehört hatten, war die Stelle des Ausbruches durch nichts mehr kenntlich. — Die vierte Eruption ereignete sich am 29. August auf der Insel Island, wahrscheinlich in jener großen Einöde, in welcher der Vulcan Vatnajökul liegt. In Reykjawik sah man eine hohe, flammenähnliche Feuererscheinung und hörte den unterirdischen Donner. Als eine ungewöhnliche Erscheinung verdient ein feiner Schwefelregen Erwähnung, welcher während der Eruption in Reykjawik niederfiel und den Boden mehrere Zoll hoch mit Schwefelpulver bedeckte. — Am 14. November entstand, einige Stunden östlich von Leon in Nicaragua ein neuer Vulcan. Die Eruption begann mit heftigen Explosionen, welche den Erdboden zerrissen, so daß sich eine Spalte von einer halben Meile Länge bildete. An den beiden Enden dieser Spalte entwickelten sich Krater, aus welchen mächtige Flammen aufstiegen. Am 27. November begann aus diesen Kratern eine Aschen-eruption, die meilenweit ringsumher das Land bedeckte und die bis zum 30. anhielt.

Erdbeben sind 83 zu meiner Kenntniß gekommen, die sich in 45 verschiedenen Gegenden und an 97 Tagen ereigneten. Zwölf von diesen Gegenden wurden mehrmals in diesem Jahre von Erdbeben heimgesucht,

und an einigen Orten dauerten die Erschütterungen des Bodens Wochen und Monate lang fort. Auf Deutschland treffen von diesen 83 Erdbeben 14, nämlich: 1 in Ober-Kärnten, 2 zu Laibach (am 12. Februar und 30. Juni), 2 zu Bleiberg in Kärnten (am 25. März und am 22. Mai), 1 in Essen, 1 in Leoben, 1 zu Landstraß in Krain, 1 zu Oberuburg in Steiermark, 1 zu Glurns in Tirol, 1 zu Lindenfels im Odenwald, 1 zu Schruns in Vorarlberg, 1 zu Tarvis in Kärnten und 1 zu Empfingen in Hohenzollern. Die meisten Erdbeben bestanden aus mehr als einem Stosse, indem die Stösse in Zeiträumen von verschiedener Dauer sich wiederholten. In meinem Berichte über diese Ereignisse sind 1085 Stösse aufgeführt, welche bei diesen Erdbeben des Jahres 1867 gezählt wurden, allein die Zahl derselben ist in Wirklichkeit ungemein viel größer, da gerade bei den lange andauernden Erdbeben, von welchen jedes aus vielen hundert Stössen bestand, Niemand dieselben zählte.

Die heftigsten Erdbeben waren folgende: Das Erdbeben in Algier, welches am 2. Jänner um 4 Uhr Morgens erfolgte und bis um halb eilf Uhr dauerte. Dasselbe verbreitete sich über den größten Theil von Algier und richtete große Verwüstungen an. Am meisten wurde davon Blidah und die umliegenden Dörfer betroffen. In Folge des Einsturzes der Häuser verloren viele Menschen ihr Leben. — Am 4. Februar wurde die Insel Cephalonia von einem Erdbeben heimgesucht. Die Stadt Lixuri mit allen sie umgebenden Dörfern wurde von Grund aus zerstört und mehr als zweihundert Menschen wurden unter den Trümmern begraben. Am 12. und 16. Februar, am 12. März und am 21. Mai wiederholte sich das Erdbeben, jedoch etwas weniger stark. — Vom 7. bis 16. März erschütterten Erdbeben den Boden der Insel Mitylene, des alten Lesbos. Die Stadt Mitylene wurde schon durch den ersten Stoß fast vollständig zerstört. Todte zählte man 1300. Da zu derselben Zeit auf dem Festlande von Klein-Asien, in Smyrna, Adramiti, Magnesia u. s. w., auch in Constantinopel und bis nach Adrianopel hin ein Erdbeben gespürt wurde, so scheint sich dasselbe über einen großen Raum verbreitet, in Mitylene aber seinen Sitz gehabt zu haben. Im Laufe des Jahres wiederholten sich noch dreimal die Erdbeben. — Vom 10. Juni an war die Insel Java der Schauplatz arger Verwüstungen durch Erdbeben. Die Städte Djokja kerta und Bagelen wurden gänzlich zerstört, wobei es mehr als 500 Todte gab. Hauptsächlich der südliche Theil der Insel wurde von den Erdbeben betroffen, am heftigsten der Landstrich südwestlich vom Vulcan Merapi. Bei Megolwo ergeß sich Schlamm aus der Erde und bedeckte mehrere Quadratmeilen 4 Fuß hoch. Spalten bildeten sich

an vielen Stellen und aus einem Theile derselben brachen wasserreiche Quellen oder Schlammmassen hervor.

Der Herbst 1867 zeichnete sich durch heftige Stürme aus. Furchtbar, selbst für das so häufig von großen Stürmen heimgesuchte Meer in der Umgebung der Antillen, waren die Orcane, welche daselbst Ende October und Anfang November stattfanden. Am verheerendsten waren dieselben auf der Insel St. Thomas Sobald die Stürme ausgetobt hatten, suchten Erdbeben die Insel heim. Die ersten Stöße ereigneten sich am 18. November. Nach einer Ruhe von ungefähr drei Wochen wiederholten sich, besonders seit Mitte December, die Erderschütterungen in zahlreichen Stößen bis in das Jahr 1868 hinein.

Die Statistik der Erdbeben lehrt, daß dieselben zu den ganz gewöhnlichen Naturereignissen gehören, und selbst die angegebenen Zahlen sind noch sehr unvollständig. Aus Inner-Asien und Ost-Asien, aus Africa, mit Ausnahme von Algier, aus ganz Süd- und Nord-America (abgesehen von dem Weltmeere, welches zwei Drittel der Erdoberfläche bedeckt), ist mir in dem verflossenen Jahre nichts darüber bekannt geworden. Die Mehrzahl der Erdbeben findet in öden oder uncivilisirten Ländern statt, von welchen keine Nachrichten kommen, oder in Gegenden, wie die Westküste von Süd-America, in welchen man so sehr an dieselben gewöhnt ist, daß man nur die heftigsten, welche große Landstriche verwüsten, meldet.

C. W. C. Fuchs.

Das germanische Museum in Nürnberg.

Mit wahrer Freude sehen wir fast im Mittelpunkte des ehemaligen Reiches deutscher Nation das Wachsen und Gedeihen eines Institutes, das seit einer Reihe von wenigen Jahren einen bedeutenden Aufschwung genommen und die Aufmerksamkeit Aller, die sich für deutsche Kunst, Geschichte und Cultur interessiren, auf sich ziehen muß: es ist das germanische Nationalmuseum in der altehrwürdigen Stadt Nürnberg. Die erste Anregung dazu ging von der in Dresden am 17. August 1852 tagenden Versammlung deutscher Geschichtsforscher aus, wo zugleich der Beschluß zur Begründung und Errichtung desselben gefaßt wurde. Das eigentliche Verdienst jedoch, dieses Institut ins Leben gerufen zu haben, gebührt Freiherrn von und zu Aufseß, der die Realisirung dieser großen

Idee sich zur Lebensaufgabe gemacht und durch volle zehn Jahre die Leitung des Museums bis zu dessen festem, gesichertem Bestande mit anerkennenswerther Energie geführt hat. Schon von der in Dresden tagenden Versammlung der Geschichtsforscher wurde der Zweck desselben dahin bestimmt, einerseits durch Verzeichnung des zerstreut vorhandenen Quellenmaterials zur deutschen Geschichte mit allen ihren Hilfswissenschaften, mit Einschluß der Kunst- und Literärgeschichte, bis zum Jahre 1650, einen Ueberblick über dasselbe zu gewinnen, — anderseits durch Sammlung der Quellen selbst, in Originalien, Copien und Auszügen, soweit dies unbeschadet anderer Sammlungen geschehen kann, ein eigenes Nationalmuseum für deutsche Geschichte, Kunst und Literatur aufzustellen.

Der provisorische Ausschuß von Gelehrten, der zur Berathung der Angelegenheiten für das Museum gewonnen wurde, wählte Freiherrn von Aufseß zum Vorstande. Schon am 21. Februar 1853 erhielten die vom Gelehrtenausschusse verfaßten Statuten die obrigkeitliche Sanction. Der Vorstand wandte sich nun mit Vorlage einer gedruckten Denkschrift an die Centralbehörde Deutschlands, die deutsche Bundesversammlung, um so die weitere staatliche Anerkennung bei den übrigen deutschen Regierungen zu erwirken. Der Bundestag sprach sich in günstigster Weise über das neue Unternehmen aus und nicht wenige Bundesfürsten legten ihre Theilnahme für dasselbe durch reichliche materielle Unterstützung an den Tag. Mit den Fürsten wetteiferte das deutsche Volk, um zum Gelingen dieses großen Nationalwerkes sein Schärflein beizutragen.

Den Grund zu den nun schon so reichhaltigen Sammlungen legte Freiherr von Aufseß, durch Ueberlassung seiner eigenthümlichen, nicht unerheblichen Kunst- und Alterthumssammlungen. So konnte das Museum, das vorläufig in Nürnberg seinen Sitz haben sollte, bereits im Sommer 1853 eröffnet werden.

Außer dem Gelehrtenausschusse wurde ein Verwaltungsrath constituirt, der alle drei Jahre in Nürnberg sich versammelt — und ein Localausschuß zur Berathung der laufenden Angelegenheiten. Bis zum Jahre 1862 fungirte Freiherr v. Aufseß als Vorstand. In diesem Jahre feierte das Museum sein Gründungsfest, bei welcher Gelegenheit eine Denkschrift veröffentlicht wurde, die über die vielen Hindernisse Auskunft gibt, welche der Entfaltung des jungen Nationalinstitutes sich entgegenstellten und durch die ersprießliche Thätigkeit und Opferwilligkeit seines Vorstandes glücklich besiegt wurden. Im Jahre 1863 wurde Justizrath Dr. Michelsen zum Vorstande gewählt, der jedoch, um seine ganze Thätigkeit der Sache seines Heimatlandes: Schleswig-Holstein widmen zu

können, sich genöthiget sah, nach kurzer Wirksamkeit von diesem Amte wieder zurückzutreten. Seit März 1867 steht August Essenwein, ehemaliger Professor der technischen Hochschule in Graz, an der Spitze des Verwaltungsrathes.

Das ist in skizzenhaften Umrissen die Gründungsgeschichte des germanischen Nationalmuseums.

Die reichen Sammlungen waren bis zur definitiven Entscheidung für den bleibenden Sitz des Museums in zwei Localitäten: in dem Thiergärtnerthorthurm und in Petersen's Hause in Nürnberg aufgestellt, wo sie bis zum Jahre 1857 verblieben; erst Ende dieses Jahres begann die Uebersiedlung in die herrlichen Räume der Karthause, eines alten Klostergebäudes, welch' Letzterem man vor der berühmten Wartburg und der Feste Coburg, welche Beide zur Benützung für das Museum freiwillig angeboten wurden, als dem zweckentsprechendsten Orte, den Vorzug gab.

Die Karthause besteht aus einer Capelle und einigen weitläufigen Gebäuden, welche drei große Säle, sechs kleinere Säle und Hallen, dreiundzwanzig Zimmer und etliche Kammern in sich fassen, die durch die Munificenz vieler Gönner und Förderer des Museums vollständig restaurirt, die Sammlungen in sich aufnahmen und auf jeden Besucher einen angenehmen Eindruck machen. In der Capelle der Karthause, einer im edelsten deutschen Baustyle gehaltenen Kirche, die vor Jahren noch als Heumagazin benützt wurde und nun in eine große Kunsthalle umgewandelt ist, — prangt nun in wunderbarer Farbenglut Wilhelm von Kaulbach's großartiges Wandgemälde: „Kaiser Otto III. in der Gruft Karl's des Großen".

Ueber die Reichhaltigkeit und zweckmäßige Aufstellung der Sammlungen, bestehend aus der Kunst- und Alterthumssammlung, dem Archive und einer bereits über 40 000 Bände zählenden Bibliothek, die durch Gratisgaben aus allen Buchhandlungen Deutschlands mit jedem Jahre einen bedeutenden Zuwachs erhält, — verschafft ein Einblick in den 1865 in dritter Ausgabe erschienenen „Wegweiser für die Besuchenden" mit zahlreichen Abbildungen den besten Aufschluß.

So ist die Idee eines allgemeinen deutschen Nationalmuseums, als einheitlichen Mittelpunktes zur Belehrung und Ueberschau über die deutschnationale Literatur, Kunst, Geschichte und Cultur eine Thatsache geworden, die, gegenüber den politischen und separatistischen Hindernissen unserer Zeit, wohl geeignet ist, jedes Deutschen Herz, abgesehen von seiner provinziellen Heimat, zu erheben und zu erfreuen. Es ist wohl schwerlich ein Beispiel in neuerer Zeit anzuführen, daß eine so umfangreiche, großartige

Anstalt, man kann wohl sagen durch den Gesammtwillen der deutschen Nation, in einer Reihe von kaum sechszehn Jahren einen solchen Aufschwung genommen.

Das germanische Nationalmuseum verfolgt, wie bereits angedeutet, nicht ganz denselben Zweck, wie die in Deutschland zerstreuten historischen Vereine; während diese ihren Wirkungskreis mehr oder weniger nur auf die enge Heimat beschränken, hat sich jenes weitere, ganz Deutschland und alle germanischen Stämme umfassende Grenzen gesteckt; es will, abgesehen von den gegenwärtigen politischen Marken Deutschlands — alles auf die deutsche Geschichte Bezügliche gleichsam wie in einem Centralpunkte vereinigen, um so mit der Zeit einen Gesammtüberblick über alle Denkmale deutscher Vorzeit, wenn nicht durch Originalien, so doch durch getreue Copien derselben zu ermöglichen.

Es würde zu weit führen, in die innere Organisation des Institutes näher einzugehen, zu bemerken ist nur, daß schon bei seiner Begründung die Keime gelegt worden, die sich in der Folge der Zeit so herrlich entfalteten und bereits reichliche Früchte tragen. — So wurden gleich anfänglich General- und Specialrepertorien angelegt, Verzeichnisse, in welche alle auf die Geschichte Deutschlands bezüglichen Urkunden und Quellenschätze eingetragen werden sollen.

Zur Ergänzung der vorhandenen Sammlungen von Kunstdenkmalen, Kupferstichen, Holzschnitten u. s. w. durch Copien aus anderen Sammlungen wurden ein Zeichnungsatelier, eine Gypsgießerei, eine photographische Anstalt errichtet. In neuester Zeit hat man auch Einrichtungen für galvanoplastische Apparate und Naturselbstdruck gemacht und für Nachahmung von Webestoffen und Stickereien Vorkehrungen getroffen, um auch diesen wenig dauerhaften, aber kostbaren Reliquien der Vorzeit in den Sammlungen eine Stelle anweisen zu können.

Daraus ergibt sich von selbst die Nothwendigkeit eines zahlreichen Personals von Gelehrten und Künstlern, sowie die Nothwendigkeit einer steten Wechselbeziehung mit allen übrigen deutschen Museen, Archiven, Bibliotheken u. s. w. und so auch die Nothwendigkeit einer reichlich fließenden materiellen Unterstützung.

Wenn schon die Kräfte des Museums für dessen specielle Zwecke bedeutend in Anspruch genommen sind, so wurde doch, um die reichen Schätze auch weiteren Kreisen, für Wissenschaft, Kunst und Gewerbe nutzbringend zu machen, ein eigenes Anfrage-Bureau eröffnet, wo wissenschaftliche Anfragen und künstlerische Aufträge angenommen und besorgt werden. In dieser wissenschaftlichen und künstlerischen Besorgungsanstalt,

die schon vielseitig benützt wurde und nicht ohne Einfluß auf den herrschenden Kunstgeschmack bleiben wird, finden wir die praktische Tendenz des germanischen Museums ausgesprochen, und dessen weittragende Bedeutung für Kunst, Industrie und Gewerbe. — „Das photographische Unternehmen unserer Anstalt," heißt es im 11. Jahresberichte, „das den Zweck hat, durch Vervielfältigung der hervorragendsten Gegenstände unserer Kunst- und Alterthumssammlung, wie sonstiger Kunstschätze Nürnbergs, der künstlerischen und gewerblichen Production zu billigen Preisen gute Muster an die Hand zu geben und damit das von uns, wie von anderen Seiten hier aufgespeicherte schätzbare Material weitester Benützung und Verwerthung zugänglich zu machen, hat bereits und namentlich bei öffentlichen Anstalten zur Förderung von Kunst und Gewerben erfreulichsten Anklang und eine lebhafte Betheiligung gefunden."

Derselbe Jahresbericht verweist diesbezüglich auf den ausgegebenen Prospect des „Photographien aus dem germanischen Museum" betitelten Werkes und bemerkt nebenbei, daß auch von jedem anderen, in diesen Publicationen noch nicht veröffentlichten Gegenstande der Sammlungen, auf eine bei der Vorstandschaft des Museums eingeleitete Bestellung, gegen billige Vergütung gute und getreue Nachbildungen zu erlangen sind.

Das germanische Museum, dessen Portale die Aufschrift trägt:

„Eigenthum der deutschen Nation"

hat also in dieser Hinsicht, aber auch insoferne wir Deutsche sind und für deutsche Kunst und Wissenschaft ein reges Interesse haben, — auch für uns Oesterreicher eine Bedeutung. Die Politik hat uns zwar von Deutschland abgeschieden; aber Kunst und Wissenschaft kennt keine politischen Grenzen — sie sind wie die Sprache das geistige Band, das uns noch immer mit Deutschland verbindet. Obschon wir gewiß Alle als gute Oesterreicher uns der Kräftigung unseres schönen Vaterlandes erfreuen, wird doch die Liebe für Deutschland, für deutsche Kunst und Wissenschaft, für die Geschichte unserer Vorahnen in uns stets lebendig bleiben. — Und so ist es für uns gleichsam eine Ehrensache, daß wir diese Ruhmeshallen deutscher Vorzeit, wozu selbst Deutsche in America, in England, Frankreich, in Rußland und Italien beitragen, nach Möglichkeit unterstützen.

In allen österreichischen Provinzen herrscht eine rege Theilnahme für dies echt nationale Institut. Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich steht oben an mit einem jährlichen Beitrage von 2000 fl. Die meisten wissenschaftlichen und auch andere Vereine in größeren Städten haben

sich demselben durch thätige Hilfeleistung angeschlossen; und wenn wir das Verzeichniß der Mitglieder in Oesterreich durchblättern, finden wir nicht wenige Städte, selbst kleinere Ortschaften, durch eine bedeutende Anzahl von Theilnehmern vertreten, während das germanische Museum in der Hauptstadt von Kärnten, wo es gewiß an deutscher Gesinnung nicht fehlt, nur drei Theilnehmer zählt. Wir Kärntner wollen auch in dieser Hinsicht nicht anderen Provinzen zurückstehen Darum wagt es der Unterzeichnete die Bitte zu stellen, dem Museum, zur Förderung des edlen Zweckes desselben, als Mitglieder beizutreten.

In Kärnten bestehen nur zwei Pflegschaften für das germanische Museum: in Friesach und in St. Veit. In Klagenfurt ist die Pflegschaft vacant. Hoffentlich wird sich bald Jemand finden, der dieselbe übernimmt.

F. Franzisci.

Zur Geschichte der Spiegel.

Den Wunsch der Menschen, Spiegel zu besitzen, hat jedenfalls der Anblick des Wassers angeregt, dessen Oberfläche ja jedes Bild, welches hineinfällt, zurückwirft. Das erste Material, welches man zur Anfertigung von Spiegeln verwendete, war das Metall, welches man früher kannte und bearbeiten lernte, als das Glas. Schon im zweiten Buche Mosis werden kupferne Spiegel erwähnt, welche die Frauen entweder im Gebrauche hatten oder als Zierde in den Händen trugen. Es ist anzunehmen, daß die ersten aus Kupfer gegossenen Spiegel in Egypten gefertigt wurden und von da aus in den Handel kamen. Von den Egyptern erhielten sie wahrscheinlich auch die Juden. In Brundusium goß man Spiegel aus einer Mischung von Kupfer und Zinn und solche waren sehr gesucht; billigere wurden aus Eisen oder Blech gemacht. Praxyteles erfand 70 Jahre vor Christi Geburt den ersten silbernen Spiegel und sehr vornehme Römerinnen hatten später sogar goldene Spiegel. Im Jahre 1467 entdeckte man in einem Grabmale zu Nimwegen einen eisernen runden Spiegel, dessen Durchmesser fünf römische Zoll hatte. Seine Rückseite war kugelförmig hohl geschliffen und der Rand mit silbernen Blättern verziert. Auch einen Stahlspiegel fand man in dem Grabmale. In Aethiopien verwendete man zu diesem Zwecke Steine, die geschliffen wurden, namentlich den obsidianischen Stein; selbst aber, wenn diese Spiegel blank geschliffen waren, warfen sie das Bild des Gegenstandes immer nur sehr unvollkommen zurück.

Die Erfindung der gläsernen Spiegel, die erst einer späteren Zeit vorbehalten war, wird den Phöniziern zugeschrieben und namentlich ist es die Glashütte zu Sidon, die Plinius als die Wiege der gläsernen Spiegel bezeichnet. Alle alten Schriftsteller stimmen darin überein, daß man dem durchsichtigen Glase den nöthigen Hintergrund durch einen dunklen Farbenüberzug gab; später belegte man die Rückseite mit Blei, und Vincenz von Beauvais, der gegen das Jahr 1240 schrieb, erklärt noch immer die mit Blei verdichteten Spiegel für die besten. Die Erfindung, Zinnplatten mit Quecksilber zu belegen und diese als Unterlage an den Glasplatten zu befestigen, wird erst Reymundus Bellius, der 1315 starb, zugeschrieben, wie er denn überhaupt als der eigentliche Erfinder der gläsernen Spiegel bezeichnet wird.

Jahrhunderte lang wurden keine neuen Entdeckungen auf diesem Gebiete gemacht. Die Spiegelfabrication befand sich mit der Fabrication des Glases und dem Glashandel in den Händen der Venezianer. Colbert entriß ihnen diese Privilegien zu Gunsten Frankreichs und nun blühte diese Industrie in diesem Lande. Im Jahre 1688 begann Abraham Thewart Tafelglas zu gießen, und nachdem ihm dies geglückt, fabricirte er Spiegel in der Höhe von hundert und fünf Zoll, die geschliffen werden mußten. Gläser zu kleinen Spiegeln, die bloß geblasen und gestreckt werden, können nicht die Höhe von fünfzehn Zoll übersteigen; der Guß der großen Spiegel muß mit großer Vorsicht und Geschwindigkeit geschehen und es müssen dabei mehrere Arbeiter zugleich thätig sein. Trotzdem aber geräth er nicht immer, denn die Masse ist ungemein spröde, und diesem Umstande ist es auch zuzuschreiben, daß der Preis der großen Spiegel, die aus einer einzigen Tafel bestehen, ein so enormer ist.

Die Spiegelfabrik in Paris lieferte schon im Jahre 1787 Spiegel von neun Fuß Höhe, fünf Fuß Breite und einem halben Zoll Stärke. Mit der Zunahme der Schönheit der Spiegel steigerte sich auch der Absatz und Gebrauch, der jetzt zu ungeheurer Höhe angewachsen ist. Durch die Verwendung großer Spiegelscheiben in den Kaufläden und Prachtgebäuden hat sich diesem Industriezweige ein noch viel weiteres Feld eröffnet.

Hanns Gasser †.

Unter den Kärntnern, welche niederen Lebenssphären entstammten und sich durch Talent und eigene Kraft zu hoher künstlerischer Bedeutung aufschwangen, nimmt der am 24. April in Pest gestorbene Bildhauer Hanns Gasser eine hervorragende Stelle ein.

Hanns Gasser war der Sohn des Jakob Gasser, Tischlermeisters zu Eisentratten bei Gmünd. Schon sein seliger Vater war nebenbei ein nicht unglücklicher Bildhauer und so vererbte sich seine Fähigkeit auf seine Söhne und der jüngste, Johann, geb am 2. October 1817, entwickelte schon als Knabe in der Werkstätte seines Vaters jene ausgezeichnete Anlage, die ihn unaufhaltsam zu Nachbildungen der Natur durch Holzschnitzereien trieb — Figuren, die er aus dem sogenannten Pfaffenkappelholz in kleinen Dimensionen mit einer Richtigkeit, Zartheit und Eleganz schnitzte, daß man über sein Augenmaß, die Schärfe seines Gesichtes, über seine Fertigkeit der Handhabung des Werkzeuges und seine Genialität bei solchen Miniaturfiguren staunte.

Im Jahre 1838 wurde er durch einen seiner Gönner an einen Kunstfreund in Klagenfurt empfohlen und dieser nahm ihn mit Wohlwollen auf. Er stellte ihn den Gebrüdern Ritter v. Moro vor, deren Haus stets die Kunst beschützte und förderte. Bei der aus Veranlassung der Anwesenheit der k. k. Majestäten eröffneten ersten Ausstellung der innerösterreichischen Industrieerzeugnisse wurde Hanns Gasser durch Thomas Ritter v. Moro dem Hofe vorgestellt und gewann Beifall und Gunst.

Er bildete sich in der k. k. Akademie der Künste in den Elementen seines Faches, besonders aber im Zeichnen, im Studium der Antike und in der Behandlung der Stoffe und Hilfsmittel fort und fort aus und war gezwungen, um sich einen Nebenverdienst zu verschaffen, anfangs für Bijouteriefabriken zu arbeiten. Sein Gönner Fürst Metternich wollte ihm die Aussicht auf ein Pensionat in Rom eröffnen, doch Gasser bat nach München zu kommen, wo er im Atelier Schwanthaler's Aufnahme fand.

Nachdem er sich, wenn wir nicht irren, einige Zeit bei Rietschel in Dresden aufgehalten, übersiedelte er zwischen den Jahren 1840 bis 1843 nach Wien und erregte hier zuerst durch kleinere von ihm und Hirschhäuter angefertigte Statuetten die allgemeine Aufmerksamkeit. Gasser verrieth gleich in seinen ersten Arbeiten das Streben, durch Natürlichkeit und lebensvolle Auffassung zu wirken. Begabt mit einem feinen Formensinn,

schloß er sich jener Richtung der modernen Bildnerei an, welche nach dem Vorbilde Rauch's bei Porträtstatuen durch eine die Persönlichkeit scharf und genau charakterisirende Darstellung, bei Idealgestalten durch den Ausdruck schöner und reizender Körperformen sowie durch Eigenthümlichkeit der Motive zu wirken suchten. Es war die realistische Richtung der Plastik, welche in Gasser einen begeisterten Jünger fand.

In Wien war zu jener Zeit diese Richtung noch schwach vertreten, wie überhaupt es der Plastik an hervorragenden Talenten mangelte, eine Erscheinung die nicht überraschen kann, wenn man berücksichtigt, daß es ihr an bedeutenden Aufgaben fehlte, wodurch die Schaffenskraft gestählt und entwickelt werden konnte. Und traten derlei Aufgaben heran, so berief man fremde Künstler dazu, wie Marchesi zu dem Franzens-Monument und Schwanthaler zu den Brunnenfiguren auf der Freiung. Man begrüßte in Gasser ein frisches, ursprüngliches Talent, welches edel und schön zu formen und seinen kleinen, zierlichen Gestalten Leben und Bewegung zu geben verstand, ohne jene derbe, naturalistische Auffassung, wie sie Preleuthner und Ramelmayer eigen war, und hegte die Erwartung, daß er sich zu größeren Aufgaben heranbilden werde. In der That war auch sein erstes größeres Werk, die Statuen an der Façade des Karl-Theaters (1845), so gelungen, daß er mit Recht den größten Beifall sich erwarb und zahlreiche Bestellungen erhielt, diese Figuren in kleinerem Maßstabe zu vervielfältigen. Bald darauf trat er mit zwei Porträtbüsten, jener des Professors Berres und der Jenny Lind, in die Oeffentlichkeit, welche sich durch große Aehnlichkeit und geistvolle Auffassung auszeichneten. Sie erwarben ihm den Ruf, gerade für solche Darstellungen vorzüglich geeignet zu sein.

Wir führen im Nachstehenden die Werke Gasser's an, soweit sie uns bekannt sind. Im Gemeinderathssaale des Magistrats in Wien führte Gasser die Karyatiden: „Gerechtigkeit", „Weisheit", „Stärke" und „Religion" aus; ingleichen die Basreliefs: der „Staat" und gegenüber die „Gemeinde", ferner drei verschiedene Wappen und 52 um die Decke angebrachte plastische Darstellungen der „Innungsstampiglien", dann die in den Plafonddecken befindlichen Halbfiguren sammt ihren allegorischen Attributen, welche „Handel", „Wissenschaft", „Poesie", „Gewerbe", „Ackerbau" versinnlichen. Am Portale der k. k. Bibliothek am Josephs-Platze stellte er den „Herkules mit den zwei daneben befindlichen weiblichen Figuren" meisterhaft her. Am Gerold'schen Gebäude führte er an der Eingangsfaçade vier Kinderfiguren mit den Attributen der Buchdruckerei ebenso nett und ansprechend, als der Idee angemessen aus. Die humori-

stischen Reliefs an der sogenannten Schweizerhütte im k. k. Prater, welche „Tanz", „Musik" und „Trunk" vorstellen, sind ebenfalls von ihm.

Das neuerbaute k. k. Arsenal in Wien wurde von ihm mit nachstehenden Statuen geschmückt: „Austria", ihr zur Rechten mit den symbolischen vier weiblichen Statuen: „Mathematik", „Mechanik", „Technik" und „Chemie"; links mit den männlichen: der „Gießer", „Waffenschmied", „Wagner" und „Maschinenschlosser"; auf der Façade des Mitteltractes die vier sitzenden weiblichen Statuen: „Weisheit", „Religion", „Gerechtigkeit" und „Stärke", und gerade unter ihnen die vier männlichen: „Intelligenz", „Aufopferung", „Pflichttreue" und „Tapferkeit". Ebenso schmückte er den Tunnel der Eisenbahn auf dem Semmering an seinen Eingängen mit drei kolossalen allegorischen Figuren. Das Henzi-Denkmal in Ofen erhielt von Gasser sechs Statuetten, drei männliche und drei weibliche: „Fahnentreue", „Großmuth" und „Aufopferung"; „Religion", „Wachsamkeit" und „Wahrheit" darstellend. In London befinden sich von Gasser auf einem Bibliothekschranke, welchen unser Kaiser der Königin Victoria zum Geschenke machte, die zwei weiblichen Figuren: „Kunst" und „Industrie". Ebenso arbeitete er für den Betschemel der Kaiserin Elisabeth die Statuette der hl. Elisabeth aus. In Kärnten haben wir mehrere Werke Gasser's, so die beiden „Engel in der Stadtpfarrkirche", die lebensgroße „Statue des Heilandes" in der Graf Lodron'schen Familiengruft zu Gmünd und die Büste des Baron Ankershofen im historischen Vereine.

Für den Fürsten Schwarzenberg zu Frauenburg in Böhmen arbeitete er eine „Madonna mit dem Jesukinde", an der Neulerchenfelder Kirche in Wien die vier Landespatrone: „Severin", „Coloman", „Maximilian" und „Leopold" an der Eingangspforte.

Eine von Gasser in Guß und Marmor mehrmals abgebildete Darstellung ist die „der in das Bad steigenden Nymphe", welche sich durch Zartheit und Ausdruck einen besonderen Beifall erworben hat.

Für den Grazer Schloßberg führte er das Standbild des FZM. Baron Welden aus. Das „Donau-Weibchen" im Wiener Stadtparke ist ebenfalls von Gasser.

Eine viel Aufsehen machende Arbeit war die „Wieland-Statue", welche Gasser im Auftrage des Großherzogs von Sachsen-Weimar arbeitete und dafür mit dem Ritterorden des weißen Falken ausgezeichnet wurde. Gasser verfertigte ferner noch die Statuetten eines Kaulbach, Schnorr v. Carolsfeld, Cornelius, Mozart; die Büsten von Schrotzberg, Rahl, Adam, Davidsohn Marko, Schrötter, Director Karl und von sich

selbst an. In der letzten Zeit arbeitete er für das neue Opernhaus, ohne diese Werke zu vollenden.

Gasser, welcher, wie so viele Künstler, etwas Eigenthümliches hatte, trug stets das Costüm des Ammer-Gaues mit spitzem Hute und dem ländlichen Rocke, selbst in Cirkeln, wo nur der Frack zutrittsfähig macht In der Belagerungszeit, als eine polizeiwidrige Frisur und Kopfbedeckung Jeden verdächtig machte, mußte er wiederholt mit den Polizeischergen Bekanntschaft machen. Der interessant geschnittene Kopf mit dem lang herabwallenden dunklen Haar machte ihn zu einer auf den ersten Anblick geistvoll erscheinenden Persönlichkeit.

In einer biographischen Skizze in der „Wiener Zeitung" finden wir folgendes Urtheil über Gasser verzeichnet:

„Durch die vielseitige Thätigkeit hatten sich in wenigen Jahren Gasser's Lebensverhältnisse so günstig gestaltet, daß seine ganze Existenz gesichert schien. Man war zu dem Glauben berechtigt, daß der Künstler, nachdem er mit Behaglichkeit seiner Zukunft entgegensehen konnte, nunmehr mit Begeisterung und Liebe ausschließend seiner Kunst leben werde. Die Kunst blieb ihm auch bis an sein Lebensende die treueste Gefährtin, aber er liebte sie nicht mehr um ihrer selbst willen; es war kein vestalisches Feuer, welches er in ihrem Tempel angezündet hatte. Unglückliche Liebhabereien und verfehlte Speculationen zerstörten bald das behagliche Sein. Von jenen die Phantasie niederhaltenden Sorgen gequält, welche ihm Ruhe und Ernst beim Schaffen nahmen, überstürzte er sich bei seinen Arbeiten.

Ueberblickt man die ganze Thätigkeit Gasser's, so macht es einen wehmüthigen Eindruck, daß er auf dem betretenen Wege innehielt und nicht die Stufen hinanstieg, welche vielleicht seinen Namen in die Reihe der ersten Künstler seines Vaterlandes gestellt hätten."

Kleine Mittheilungen.

(Ursprung der Erdöle.) Die Frage nach dem Wesen der Dinge ist die Frage nach ihrer Entstehungsgeschichte. Nur insoweit begreift der Mensch die Natur, als ihm das Werden des Gewordenen verständlich ist; von da ab beginnt gleich das Nebelreich der Muthmaßungen, Conjecturen und Räthsel Die Herkunft der brennbaren flüchtigen und flüssigen Erdproducte, die als Gase, Oele, in Theerform dem Boden entquellen, oder früher entquollen und zu Asphalt verhärtet sind, ist lange eine solche

offene Frage gewesen. Es lag zwar der Gedanke nahe und Manches schien für ihn zu sprechen, daß die Wurzel solcher Erscheinungen in Steinkohlenlagern zu suchen sein möchte. Die schlagenden Wetter in Kohlenwerken zeigen, daß auch schon auf kaltem Wege sich brennbare Gase aus der Kohle entwickeln können; je nachdem diese freien Austritt an die Oberfläche fänden oder sich durch den Druck unterirdischer Wässer erst theilweise verdichteten, könnten Gas- oder Oelquellen entstehen. Der Steinkohlentheer unserer Gaswerke liefert überdies Destillate, die mit den natürlichen Erdölen, Naphta, Petroleum, im Wesen völlig übereinstimmen. Freilich aber mußte dagegen die Erfahrung sprechen, daß jene Erdproducte in der Regel in Gegenden auftreten, die entschieden nicht steinkohleführend sind; sie müßten daher erst ungeheure unterirdische Reisen gemacht haben. Erdöle finden sich vorzugsweise in klüftigem Muschelkalk und Sandsteinschichten, überhaupt aber in solchem Terrain, das als Niederschlag alter Meere betrachtet werden muß. Hievon ausgehend und durch anderweite Beobachtungen geleitet, ist man gegenwärtig zu einer anderen Anschauung der Dinge gelangt, dahin nämlich, daß der pflanzliche Ursprung, der bei Stein- und Braunkohlen zweifellos ist, den Erdölen und Asphalten nicht zugeschrieben werden könne, diese vielmehr aus der Zersetzung thierischer Materien herstammen. Belege für diese Theorie haben sich auch gefunden. So ist namentlich Egypten im Besitze natürlicher, noch im vollen Betriebe stehender Steinöl- oder Petroleumfabriken. Die Mittelmeerküste dieses Landes besteht großentheils aus Korallenbänken, die auf der Wasserseite leben und weiterwachsen, landeinwärts aber absterben und austrocknen, so daß ein löcheriger Kalkfels übrig bleibt. In diesen Löchern sammelt sich als Product der Zersetzung der eingeschlossenen Polypen beständig Petroleum, das von den Anwohnern ausgeschöpft und nützlich verwendet wird. Sonach müßte jede absterbende Bank von Korallen, Muscheln, Krebsthieren das Material zu öligen Producten in sich enthalten und ihre Bildung würde nur davon abhängen, daß die Umstände dafür günstig sind und namentlich höhere Wärme mitwirkt, wie man sie in den Urmeeren vorauszusetzen Ursache hat. Stand also, so denkt man sich jetzt die Sache, eine Weichthierbank unter sehr hohem Wasserdrucke, so mußten die entstehenden Oele sogleich in die Kalkschalen der Thiere eingepreßt werden und es entstand der Asphaltkalk; in seichteren Wässern konnte das Oel frei werden und sich an die Oberfläche des Wassers erheben. Diese Schichten konnten sich also erschöpfen und bilden jetzt die zahlreichen Fälle von Muschelkalkfelsen, in denen keine Spur von Kohlenwasserstoffen mehr anzutreffen ist. Bei den großartigen Ueberstürzungen

die früher auf der Erde stattgefunden haben, konnten aber auch weite Strecken lebender Weichthierbänke von den Fluthen gleich unter festem Materiale begraben werden. Die aus ihnen entwickelten Gase und Oele würden dann die eingekellerten Vorräthe bilden, welche die natürlichen Quellen solcher Producte speisen oder durch die Hand des Menschen aus langer Haft befreit werden. Daß aber Erdöle durch bloße Verdunstung zu Asphalt werden können, davon liegen die Beweise an manchen Stellen, so namentlich auf der Insel Trinidad, handgreiflich vor; es finden sich dort alle Zwischenstufen mit einander vor, von der Naphta, als dem reinsten Steinöl, bis zum festen Asphalt.

(Ameisen als Landwirthe.) Aus dem Leben der Ameisen sind wir gewohnt, von Jugend auf manches Interessante zu erfahren. Es scheiden sich aber diese kleinen klugen und fleißigen Erdbewohner in ihrer Zerstreuung über die Länder fast in ebenso viele Völkerschaften mit besonderen Sitten und Gebräuchen, wie die Menschen selbst, und so gibt es denn auch, namentlich aus heißeren Erdstrichen, wo diese Thierstaaten am üppigsten gedeihen, immer neue Beiträge zur Ameisenkunde. So lebt in Texas eine große rothbraune Ameise, die die löbliche Sitte hat, sich durch reine Landwirthschaft zu ernähren, und die so liebenswürdig als interessant sein würde, wenn sie nicht, in ihren Kreisen gestört, so heftig stäche, daß es mehr schmerzt und schlimmere Folgen hat, als ein Bienenstich. Wo diese Thiere ihre Colonien etablirt haben, erhält die Bodenfläche ein eigenthümliches hübsches Ansehen. Vor jedem der zwei Fuß hohen Wohnhügel ist ein großer runder Platz angelegt, eine vollständig ebene, harte und stets in größter Sauberkeit erhaltene Fläche, da jeder ungehörige Gegenstand, der dorthin gerathen sollte, sogleich mit vereinten Kräften beseitigt wird. In einem größeren Kreise von 20 und mehr Fuß zieht sich um die Hügelwohnung das Getreidefeld. Das Brotgewächs dieser kleinen Bauern ist ein zweijähriges, niederes, kleinsamiges Gras, wie es für so kleine Leute paßt. Der Same sieht unter dem Vergrößerungsglase vollständig wie Reis aus. Die Pflege des Ackers besteht wohl hauptsächlich darin, daß die Wirthe denselben fleißig jäten und nicht die Spur eines anderen Gewächses zwischen ihrem Korn aufkommen lassen. Dieses gedeiht dann natürlich um so schöner. Daß aber die Ameisen ihre Frucht auch wirklich säen, wie die Texaner behaupten, wird man nicht zu glauben brauchen. Sind die Körner gereift, so werden sie sammt den Spelzen abgebissen und ins Innere des Hügels geschafft. Hier werden sie sorgfältig enthülst, die reinen Kerne in trockene Zellen aufgespeichert, die

Hülsen aber wieder ins Freie geschafft und außerhalb des Kreises, immer auf der Unterwindseite, bei Seite gethan. In gleicher Weise werden die trockenen Samenstengel alle sauber abgebissen und über die Grenze geschafft und somit der folgenden Ernte Raum gegeben. Zuweilen kommen so heftige Regengüsse, daß die Baukunst der Ameisen nicht genug Widerstand leisten kann und die eingesammelten Vorräthe feucht werden. In solchen Fällen wird der erste Sonnenschein mit Eifer benützt, um die Vorräthe ins Freie zu schaffen, zu trocknen und wieder in Sicherheit zu bringen. Finden sich hiebei Körner, die schon keimen, so werden sie weggeworfen. Diese Ameisen machen auch kleine Reisen, um anderes Gesäme heimzutragen. Sie nehmen dabei auch Weizenkörner von den Feldern ihrer großen Collegen mit, ein Beweis, daß deren landwirthschaftlicher Betrieb ihnen nicht mißfällt. Dies mag ihnen dienen, eine Abwechslung in ihre tägliche Kost zu bringen, denn ihre eigenen kleinen Plantagen werden dabei niemals im Geringsten vernachlässigt.

(Vertreibung des Mooses der Wiesen.) Allenthalben taucht die Frage auf, wie dem Moose auf Wiesen zu begegnen und ein reicherer Graswuchs zu erzielen sei. Den verschiedenen Mitteln, die zu diesem Zwecke schon in Vorschlag gebracht worden sind, reihen wir eines an, das besonders auf schwammigen Wiesen alle anderen übertrifft. Man fahre Sand oder auch stark sandigen Boden zu einem Haufen zusammen, begieße denselben täglich mit Jauche, damit er fortwährend durchfeuchtet ist. Nach jedesmaligem Begießen streue man ganz dünn Gyps darüber. Derselbe hindert bekanntlich das Ammoniak am Verflüchtigen. Etwa alle acht Tage wühle man den Haufen tüchtig durch einander. Hat man 4 bis 5 Wochen lang den Sand täglich gepfuhlt und gegypst, dann bringe man ihn auf die Wiese. Dort ausgestreut wird der Sand seiner Schwere wegen das Moos niederdrücken und so demselben den Luftzutritt abschneiden. Die dem Sande beigegebenen Düngerstoffe Ammoniak und Kali werden das Wachsthum der guten Gräser rasch begünstigen und der üppige Graswuchs wird dann das Moos vollends ersticken. Seit sieben Jahren wurden auf der landwirthschaftlichen Lehranstalt in Worms mit diesem Verfahren Versuche angestellt, deren Resultate so überraschend waren, daß sich der so zubereitete Sandcompost bei Allen, die die betreffenden Wiesen früher kannten und später sahen, des größten Beifalls zu erfreuen hat.

Allerlei Geschichten aus Tirol.

Von Adolph Pichler. Jena, Frommann. 1867.

Adolph Pichler gehört zu den wenigen Dichtern der Gegenwart, denen es blutwenig um Lob oder Tadel der Menge zu thun ist, sondern die bestrebt sind, statt flüchtig hingeworfener literarischer Eintagsfliegen classische Meisterwerke zu schaffen, die freilich vorderhand dem Gaumen unserer, nur nach geistreichigen Feuilletons und Modeartikeln süchtigen Lesewelt weniger behagen, dafür aber bleibenden Werth in sich selber haben. Seine kräftigen lyrischen und epischen Gedichte (1853), seine naturwahren poetischen Erzählungen und sinnigen Legenden (1852), seine tiefschönen Hymnen (1858. 2. Auflage), deren A. v. Humboldt in seinen Briefen so rühmend gedenkt, tragen ebenso den Stempel durchdachter künstlerischer Vollendung, als seine beiden historischen Tragödien „Rodrigo“ und „die Tarquinier“, von denen das erste mit Beifall über die Bühne ging, das zweite seines Inhaltes wegen erst jetzt dem Rothstifte des politischen Censors entrinnen dürfte.

Gegenüber solchen ruhigen, in sich selbst abgeschlossenen Schöpfungen, denen man es in der That ansieht, daß sie keine Dilettantenversuche sind, sondern auf eingehendem Studium antiker und moderner Meisterwerke beruhen, müssen allerdings vor dem Auge des objectiven kritischen Literarhistorikers die unreifen, unter den Posaunenstößen lobhudelnder Cliquen in die Welt tretenden literarischen Mißgeburten einen ganz eigenen Eindruck machen, und man weiß wahrlich nicht, ob man mehr den Dichter bedauern soll, den das Geschick in eine solche für wahre Schönheit unempfängliche Zeit warf, oder ob die Letztere selbst bedauernswerther ist. Daß aber das Gesagte keine eitle Schwarzseherei sei, sondern daß unsere gegenwärtigen literarischen Verhältnisse in Deutschland beklagenswerth und für einen wahren Dichter höchst niederdrückend sein müssen, wird Jeder gerne zugeben, der in das Literatenthum unserer Zeit einigen Einblick hat. Vielleicht war es gerade diese traurige Wahrnehmung, die Pichler bestimmte, sich auf einige Zeit vom eigentlichen poetischen Schaffen zurückzuziehen und seine früheren wissenschaftlichen Arbeiten wieder aufzunehmen. Es ist hier nicht der Platz, Pichler's Leistungen auf literarhistorischem Gebiete (Ueber das Drama des Mittelalters rc. rc.) sowie dessen geologisch-geognostische Arbeiten, die in verschiedenen gelehrten Zeitschriften erschienen sind, eingehend zu besprechen; nur das sei erwähnt, daß gerade letzteres Studium ihn wieder der Poesie in die Arme führte und als reife Frucht zwei Werke abwarf, die sich gegenseitig ergänzen und, was ja die Hauptsache ist — modern sind.

Denn welches Fach der Literatur wäre wohl gegenwärtig mehr gepflegt und gelesen, als das Genre von „Land und Leuten“ und die Dorfgeschichte.

Zu ersterer Gattung gehört das vor Kurzem in 2. Auflage erschienene Werk „Aus den Tirolerbergen“, zu letzterer das neueste Product seiner Muse: „Allerlei Geschichten aus Tirol“. Schon der Titel beider Werke besagt, daß die Berge und Thäler seiner Heimat hiefür den Stoff hergaben. Aber selbst in diesen, dem modernen Geschmacke huldigenden Schöpfungen verläugnet sich Pichler's streng classische Richtung nicht, jene innige harmonische Verschmelzung von Inhalt und Form. Ja gerade dieses Genre war besonders geeignet, seine kräftige Dichternatur zum Ausdrucke zu bringen. Mit frischen, kräftigen Pinselstrichen malt uns der Naturforscher und Dichter die herrlichen Bilder seiner Heimat, wie sie sich ihm bei seinen „frohen

Bergfahrten" in die Seele senkten; aber es sind keine bloßen farbenreichen Landschaften, sondern sie enthalten als scharf ausgeprägte Staffage werthvolle Skizzen tirolischen Volkslebens, die man aus keinem Reisehandbuche lernen, sondern nur durch jahrelangen vertrauten Umgang mit der Bevölkerung und liebevolles Versenken in deren Sitten und Anschauungen sich aneignen kann.

Diese kleinen culturhistorischen Skizzen, die wie Vignetten durch das ganze Buch zerstreut sind, hat nun der Dichter in seinem dazu gehörigen Werke „Allerlei Geschichten aus Tirol", dem eigentlich dieser Aufsatz seine Entstehung verdankt, zu selbstständigen Gebilden, reizenden Dorfgeschichten, verarbeitet, während die herrlichen Landschaften der tirolischen Bergwelt als großartiger Hintergrund dienen. Die vielen, in den renommirtesten Literaturblättern erschienenen ehrenvollen Kritiken würden mich zwar der Aufgabe entheben, über diese nach Inhalt und Form gleich meisterhaften Novellen mein bescheidenes Urtheil post festum abzugeben, wenn mir nicht bei den meisten Besprechungen ein Punkt, der das Wesen dieser Producte berührt, noch zu wenig ins Auge gefaßt und gewürdigt erschiene. Nicht als ob ich es als ein Anathema betrachtete, daß unparteiische und strenge Kritiker Pichler's Novellenbuch mit den besten Dorfgeschichten Auerbach's und mit Melch. Mayr's tiefpsychologischen Erzählungen zusammengestellt, ja in manchen Punkten selbst darübergestellt haben, keineswegs; sondern ich glaube nur, daß dem Wesen nach überhaupt diese Vergleichung gar nicht zulässig ist, indem Pichler's „Geschichten" ein ganz eigenes Genre der Dorfgeschichte repräsentiren, das ganz originell für sich dasteht und vom literarhistorischen Standpunkte von weit größerer Bedeutung und Interesse ist, als der allseitig anerkannte poetische Werth als solcher. Darauf beruht auch der eigene Zauber, den diese Geschichten aus Tirol auf den Leser ausüben.

Dieser erhält nämlich nicht, wie es bei den meisten Novellen dieser Art der Fall ist, eine abgeschlossene Erzählung, die ihm der hinter der Scene versteckte Dichter als Begebenheit, die sich irgend einmal und irgendwo zugetragen hat, auf dem Präsentirteller vorhält und wobei er sich bei allfälligem tragischen Ausgange denken kann: Gottlob, daß ich nicht dabei war — sondern der Leser wird vom dichtenden Naturforscher, dem seine Steinklopferei und Botanisirerei viel mehr am Herzen zu liegen scheint, als die Aufspürung eines Novellenstoffes, über Berg und Thal, über Stock und Stein, über blumige Wiesen und schaurige Schutthalden geführt; er stößt wohl manchmal auf ein halbverwittertes „Marterl" mit unlesbarer Schrift, erhält auch weiter droben von einem alten Mütterchen, das er um den Verunglückten befragt, eine halbe Antwort, ein Holzfäller und der Herr Wirth im nächsten Dorfe wissen wohl auch etwas, zu manchem Ereignisse kommen der wandernde Dichter und sein Leser selbst gerade recht und machen einen Theil mit — kurz der Leser erhält Alles eher denn eine planvoll und ruhig vom Anfang bis zum Schlusse sich abspinnende Erzählung. Er steht selbst mit dem Dichter mitten in der Handlung drinnen, die nicht etwa schon abgeschlossen ist, sondern die sich vor den Augen des Lesers abwickelt. Er combinirt aus Zufälligkeiten und absichtlich herbeigeführten Entdeckungen sich die Sachlage, läßt sich erzählen und die Träger der Begebenheiten nennen und zeigen, macht selbst die Handlung mit und führt sie weiter, bis endlich aus dem Zusammenfassen aller Fühlfäden mit einem Male das ganze abgeschlossene Bild klar vor der Seele des Lesers steht. Man sieht schon aus dieser flüchtigen Skizze, wie durch diesen originellen Kunstgriff des Dichters das Interesse des ins Mitleid gezogenen Lesers bedeutend gesteigert wird. Man muß wirklich die tiefdurchdachte Anlage dieser scheinbar

kunstlos hingeworfenen Genrebilder bewundern, welche dem in den Stoff versenkten Leser mehr als breit angelegte Staffage zu den herrlichen Landschaftspartieen erscheinen, in die ihn der Dichter führt, denn als von einheitlichem Zwecke getragene psychologische Volkserzählungen. Dazu kommt noch, daß sich die Hälfte dieser sechs spannenden Erzählungen, mit denen uns Pichler beschenkte, „vor dem Hintergrunde geschichtlicher Ereignisse bewegen, die das Volk nicht bloß erduldete, bei denen es entschlossen mithandelte".

Leider gestattet der Raum nicht, diese Pichler'sche Erzählungsweise durch Analysirung der Novellen selbst klar zu machen, ich muß mich daher begnügen, die Titel derselben anzuführen und auf deren Lectüre selbst zu verweisen. Sie lauten: „Im Allbach", „In der Wildniß", „Hofdame und Senner", „Der Flüchtling", „Die Franzosenbraut", „Ein Brautpaar". — Ueber die äußere Form dieser reizenden Geschichten, über deren Plastik der Darstellung, die sich besonders in den prachtvollen Naturschilderungen kundgibt, sowie über die Kraft und Naturwahrheit des Ausdruckes, wie sie wenigen Dichtern in diesem Grade eigen sein dürfte, ist schon in anderen verbreiteten Blättern so viel Schönes gesagt worden, daß eine Wiederholung desselben fast unschicklich erscheinen müßte. Damit nehmen wir von diesem artigen Novellenbuche Abschied, nicht aber von dem Dichter, dem wir sein am Schlusse des Werkes gegebenes Wort ins Gedächtniß rufen, recht bald eine Fortsetzung dieser interessanten „Geschichten aus Tirol" erscheinen zu lassen.

Louis Sittewald.

Meteorologisches.

Witterung im April 1868.

Der April begann mit einer Reihe schöner, fast wolkenloser Frühlingstage; vom 8. bis 10. aber kamen, bei sehr tief vermindertem Luftdrucke, Südweststürme mit Regen, die am 10. bei eintretenden Nordwinden einen allgemeinen, ausgiebigen Schneefall verursachten; der Schnee, in Klagenfurt 2½ Zoll, in Hausdorf 3½, Raibl 8 Zoll hoch, schmolz, da die Temperatur unter 0° gesunken, erst nach mehreren Tagen wieder weg. Die zweite Hälfte des Monats war fortwährend stürmisch mit wenig Niederschlägen, die sonst häufigen, sogenannten Aprilstürme, schnell verlaufend, mit wiederholten Regen, blieben fast aus; die Luftwärme blieb gegen die normale, sowie die Pflanzenentwicklung um 8 bis 10 Tage hinter der normalen Epoche zurück.

Die Durchschnitte des ganzen Monats hingegen waren aber in Klagenfurt von dem aus vieljährigen Beobachtungen abgeleiteten normalen Monatmittel wenig abweichend.

Die Mittelwärme war nur in Pontafel über 7°, in Klagenfurt, St. Paul, Tiffen, Sachsenburg über 6°, an den höheren Stationen über 5°, in St. Peter nur 4·1, in Luggau 3·3, am Hochobir nur — 3·2 (normal — 1·5). Die Wärme stieg in den letzten Tagen auf 15 bis 17° und fiel am 1. oder nach dem Schnee am 11. überall unter 0°, am Obir (wo jedoch vom 9 bis 13. der Ostertage wegen die Beobachtungen ausfielen) am 14. auf — 7°. — Hier waren außerdem noch am 20. und 21. Nord- und am 24. Südstürme.

Eisen- und Bleipreise im Beginne des Monats Mai.

Die Berichte über den Eisenmarkt im Auslande lauten noch immer nicht so günstig, wie die über den inländischen Eisenverkehr. Die Lage der Eisenindustrie im nördlichen Frankreich wird noch immer als gedrückt geschildert. Die Eisenfabriken dagegen im südlichen Frankreich, Creusot, St. Etienne u. s. w. sind beschäftigt und

arbeiten gegenwärtig auch für österreichische Eisenbahnen. In Belgien, Charleroi, ist Roheisen noch wenig gesucht, die Walzwerke dagegen haben befriedigende Bestellungen auf Handelseisen und Bleche; man hofft dort auf bedeutende Schienenbestellungen vom Auslande, namentlich Rußland, und erwartet von der Regierung die Angriffnahme einer Gürtelbahn von Charleroi zu den Hauptcentren des Kohlenbergbaues und einer Bahn von Charleroi über Luttre nach Brüssel. Bei den rheinischen Eisenhütten besteht schon ein lebhafter Umsatz im Eisengeschäft bei unveränderten Preisen und die Aussicht auf weitere Herabsetzung der Zölle wirkt herabstimmend auf die Erzeuger. In Preußisch-Schlesien hält sich namentlich der Roheisenmarkt in fortwährend guter Stimmung und haben die Preise für Stabeisen angezogen. Um dem äußerst lebhaften Begehr nach Roheisen in Oesterreich, welcher den Preis desselben bereits auf die Höhe von 1856 trieb, zu genügen, bieten besonders in Kärnten die Roheisenproducenten Alles auf, mehr Hochöfen in Gang zu setzen und ernstliche Anstalten zur Einrichtung der Coaksroheisenproduction zu treffen. Das Erste gelingt wegen des noch herrschenden Kohlenmangels und da viele Bauern die Erzeugung von Holzkohlen der früher anhaltend dauernden Nothpreise wegen aufgegeben haben, sehr schwer und nur erst jetzt in Folge außerordentlichen Preisaufschlages, so daß sich der Zollcentner Holzkohle loco Hütte bereits auf 1 fl. 12 — 1 fl. 36 kr. stellt. Das Andere aber ist im günstigsten Falle vor einem Jahre kaum ins Werk zu setzen.

Kärnt. Stahl ist weniger nach Italien, als vielmehr nach Spanien und dem Orient in Nachfrage; der Eisenhandel nach Italien stockt.

Eisen-Preise.

Per Zollcentner in ö. W.:

St. Dizier: Holzkohlenroheisen fl. 2·10. Walzeisen aus Coaks fl. 3·40 bis fl. 3·60, bei Holzkohlen fl. 4·40, bei gemischtem Brennstoff fl. 4·10 — fl. 4·30. Hammereisen fl. 4·70 — fl. 4·80.

Köln: Holzkohlenroheisen und Spiegeleisen fl. 2·25 — 2·62, Coaks-Roheisen affinage fl. 2·10, graues fl. 2 — 2·25, Schottisches fl. 2·25 — 2·40, Stabeisen grobes fl. 4·88 — 6 fl.

Preußisch-Schlesien: Holzkohlenroheisen fl. 2·20 — fl. 2·25, Coaksroheisen fl. 2·08 — fl. 2·13, Stabeisen gewalztes fl. 4·25 — 5 fl., geschmiedetes fl. 5·12 — 6·75.

Kärnt. Holzkohlenroheisen loco Hütte: Flossen fl. 3 — 3·38. Graueisen fl. 3·30 bis fl. 3·57. Plattl werden nur mehr sehr wenige erzeugt und stehen fl. 3·22 — 3·58.

Blei-Preise.

Köln: Raffinirtes Weichblei fl. 9·75 — 10, Hartblei fl. 9·38 — 9·63.

Berlin: Sächsisches fl. 9·75, Tarnowitzer fl. 10·28.

Klagenfurter Getreidedurchschnittspreise im Mai der Jahre

	1859, fl. kr.	1860,	1861,	1862,	1863,	1864,	1865,	1866,	1867,	1868. v. 1.—15.
Weizen	5 01	5·80	7·63	5·61	4·67	4·64	3·64	4·41	6·20	6·16
Roggen	3.42	3·61	4·50	4·40	3·18	2·72	2·77	3·71	4·15	3·99
Gerste	3·43	4·01	4·44	4.29	4·58	3 45	2·34	2·52	4·27	3·57
Hafer	2·17	2·44	2·40	2 66	2·25	2·05	1·48	2·07	2·02	1·85
Mais	3·36	4·43	4·24	5·10	3·27	3·09	2·44	3·19	3·86	3·48
Silberagio	142·94	132·43	141·15	130·35	111·00	113·90	106·95	125·25	126·45	114·66

Inhalt des Mai-Heftes.

Druck von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Zeitschrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung.

Herausgegeben vom

Geschichtsvereine und Landesmuseum in Kärnten.

Redacteur Dr. Ludwig Jßleib.

№ 6. Achtundfünfzigster Jahrgang. 1868.

Räuber-Romantik.

Skizzen aus Ungarn von Ernst Wellen.

I.

Eine wissenschaftliche Aufgabe führte mich nach Ungarn, und zwar in jene Gegend des gesegneten Landes, die durch ihre Fische und Räuber berühmt geworden ist, und welcher die Eldorado's dieser beiden Specialitäten, der Platten-See und der Bakonyer-Wald einen eigenthümlichen landschaftlichen Reiz verleihen.

Zum Bedauern der Feinschmecker und der Romantiker vermindern sich Fogosche und Banditen alljährlich; Dampfschiffe und Eisenbahnen lichten ihre Schaaren zusehends und unsere Enkel werden vielleicht von beiden nur wie von Mährchen sprechen.

Oestlich vom Platten-See senkt sich das Land allmälig bis an die Donau hinab, und ist zum Theile mit Getreide bebaut, zum größeren Theile aber eine weite, nur von wenigen, niederen Hügelreihen durchzogene Haide, auf welcher sich Schaf-, Rinder- und Pferdeheerden, Nahrung suchend, herumtreiben.

Auf einer solchen Haide hatte ich eines Abends, durch die eintretende Dunkelheit gezwungen, meine Arbeiten eingestellt. — Einer von meinen Leuten übergab mir in gewohnter Weise mein Jagdgewehr, das ich über den Rücken warf, dann packte er mit seinen übrigen Kameraden die Instrumente zusammen und wanderte mit ihnen raschen Schrittes dem Dorfe K . . . s zu, das ungefähr eine Stunde noch von uns entfernt lag, wohin mein Diener schon bei Tagesanbruch mit dem Gepäcke vorausgefahren war.

Langsam schlenderte ich nach und war bald mit mir und meinem Gedanken allein.

Der Anblick einer ungarischen Haide hatte für mich immer und zumal in den Abendstunden etwas ungemein Bezauberndes.

Oestlich dehnte sich die Ebene in das Endlose aus, nur begrenzt von dem schwarzblauen Himmelsgewölbe, in welchem bisweilen leuchtende Blitze aufzuckten, die die darauf folgende Dunkelheit um so geheimnißvoller erscheinen ließen. Auf der andern Seite aber zeichneten sich die weichen, wellenförmigen Conturen des mit tiefsatten Violett-Tinten gefärbten Bakonyer-Waldes auf dem noch goldig schimmernden Firmamente, dessen Glanz sich allmälig in dem Blau des Abendhimmels verlor. Um mich herrschte die tiefste Stille. — In weiter Entfernung, kaum mehr erkennbar, zog eine Rinderheerde dürstend nach des Tages Hitze zu dem einsamen Brunnen. Eine Schaar Wildenten zog schwirrend über mich hin der Donau zu; sonst kein lebendes Wesen in meiner Nähe! — Doch, dort an einer Wasserpfütze steht ein einsamer, riesiger Vogel; es ist ein prächtiger Reiher, der seinen Abendschmaus hält. — Das kluge Thier hat mich längst gesehen, es berechnet genau die Entfernung, bis zu welcher es den gefahrdrohenden Wanderer kommen lassen darf; jetzt erhebt es sich mit schwerem Aufflug, doch, einmal in den Lüften, schwingt es sich immer kräftiger und durchschneidet nun mit mächtigem Flügelschlage die stille laue Abendluft.

Es wurde schon Nacht. Ferne schallendes Hundegebell verkündete mir, daß ich mich dem Dorfe nähere. Da hörte ich den Laut eines galoppirenden Pferdes hinter mir; ich wendete mich um. Ein Reiter sprengte im schärfsten Laufe seines Pferdes auf mich heran; obschon an keine Gefahr denkend, hielt ich dennoch instinctmäßig mein Gewehr in Bereitschaft; der Reiter war kaum 20 Schritte mehr von mir entfernt; die weite weiße Kleidung leuchtete durch die Dunkelheit, der große, breitränderige Hut war tief in das Gesicht gedrückt, die ganze Gestalt wie an das Pferd gegossen, so flog er daher; schon fühlte ich den Athem des kohlschwarzen, schnaubenden Rosses; da that dieses einen ungeheueren Seitensprung und blieb dann zitternd stehen. Beim Himmel, es mag nicht viele Reiter geben, die bei solchem Sprunge fest im Sattel bleiben; doch der weiße Reiter rührte sich nicht. Ein Flug, ein Peitschenschlag, und fort ging es mit Windesschnelle. In wenigen Secunden waren Roß und Reiter verschwunden. Obschon derlei Erscheinungen auf der Pußta nicht ungewöhnlich sind, so hatte doch dieser Reiter einen so

unheimlich verdächtigen Eindruck auf mich gemacht, daß ich eher geneigt war, ihn für einen Räuber als einen harmlosen Csikos zu halten.

Uebrigens stehen sich Räuber und Csikos so nahe, wie zwei Brüder, von welchen der eine schon das erreicht hat, was dem anderen noch als ein Ziel, auf das innigste zu wünschen, vor Augen schwebt.

Ich beschleunigte nun meinen Gang und hatte nach einer kleinen halben Stunde das Dorf erreicht.

Der Kisbiró (Kleinrichter) erwartete mich schon am Eingange des Dorfes, und nachdem wir uns durch ein Rudel heulender und zähnefletschender Wolfshunde Bahn gebrochen hatten, gelangten wir zu dem Hause, das mir als Quartier angewiesen war. Dasselbe stand an dem einen Ende eines ungeheuren echt ungarischen Hofes, in welchem fast ein deutsches Dorf Platz gefunden hätte, war mit Schindeln gedeckt, weiß getüncht, und hatte sogar ganze Glastafeln in seinen Fenstern, was schon eine ziemliche Wohlhabenheit des Besitzers verrieth.

Jetzt kam mir auch der Hausherr, ein alter, weißhaariger Mann in Hemd und Gattien, der gewöhnlichen Nationalkleidung, freundlich grüßend, entgegen, und führte mich durch die kleine Hausflur in die allgemeine Wohnstube, wo etwa ein halb Dutzend Personen um eine riesige Kukuruz-Piramide — denn es war Herbst — lagerten und emsig mit dem Abschälen der Kolben beschäftigt waren. An der Wand neben der Thüre befand sich, kaum einen Schuh über den Lehmboden erhöht, ein ungeheurer Ziegelherd mit entsprechendem Feuer, an welchem mein Diener die letzten Kunstgriffe zur Vollendung meines Souper's anwandte.

Auf die Einladung des Hausherrn, ein wenig zu verweilen, setzte ich mich auf eine Bank zunächst dem Feuer, und beschwichtigte meinen Hunger damit, daß ich die kleine Gesellschaft einer genaueren Betrachtung unterzog.

An der Seite des Hausherrn saß ein freundliches Mütterchen mit guthmüthigem Gesichtsausdrucke, das mir als die Hausfrau bezeichnet worden war. Neben ihr aber lagerte auf einem Kukuruzhaufen ein junges Weib oder Mädchen, — meine Entscheidung schwankte — dessen Schönheit mich im ersten Augenblicke überraschte, um so mehr, als das ungewöhnlich feine Gesichtchen außerordentlich blaß war, und diese Blässe durch die großen schwarzen Augen und den dunkeln Rahmen des kastanienbraunen Haares noch auffallender hervorgehoben wurde; der Körper war schlank, aber kräftig gebaut und mit einem Miederchen und kurzem Rocke bekleidet, welcher die nackten, zierlichen Füße sehen ließ. Sie saß, halb

abgewandt von ihrem Nachbar, einem starken, schönen Manne mit schwarzen Haaren und martialischem Schnurrbarte, dessen Gluthaugen fast unverwandt an dem schönen Weibe, — sie mußte doch verheirathet sein — hingen; bei meinem Eintritte hatte er mich einen Augenblick mit finsteren Mienen betrachtet, als ob ich ihm keine willkommene Erscheinung gewesen wäre, dann aber weiter keine Notiz von mir genommen; er trug außer der gewöhnlichen Kleidung, die jedoch aus auffallend weißer, feiner Leinwand bestand, noch eine Weste von blauem Tuche, mit silbernen Knöpfen besetzt, und ein schwarzseidenes Halstuch, was ihm einen gewissen Schein von Eleganz verlieh. Eine Magd und ein vierzehnjähriger Bursche schlossen den Kreis der Versammlung ab.

Nachdem ich mit dem Hausherrn einige Worte über Wetter und Ernte gewechselt, folgte ich meinem Diener in die sogenannte Gaststube, wo ein gedeckter Tisch und ein hoch aufgethürmtes Bett höchst einladend winkten.

Mein Mahl war bald beendet, und da der feurige ungarische Wein mir die Ermüdung ganz benommen hatte, so nahm ich ein Buch zur Hand und las.

Eine halbe Stunde mochte darüber vergangen sein, als ich durch die immer lauter werdenden Stimmen von der Wohnstube her aufmerksam gemacht wurde. Es war, als ob Männer und Frauen erregt und gereizt durcheinander sprächen, doch konnte ich Anfangs aus dem Gewirre und Gesumse nichts entnehmen, als plötzlich Stille eintrat, und darauf eine kräftige Männerstimme drohend rief: „Zum letzten Male frage ich dich, geh'st du gutwillig mit mir oder nicht?"

„Thue was du willst, ich gehe nicht mehr mit dir", antwortete eine Frauenstimme, die mir die des jungen schönen Weibes zu sein schien.

Im nächsten Augenblicke hörte ich einen furchtbaren Schrei, und den Ruf: Hilfe! Hilfe!

Ohne mich zu besinnen, stürzte ich zur Thüre hinaus und sah, wie eben ein Mann an mir vorüber in den Hof eilte, der das junge, um Hilfe rufende Weib in den Armen trug. Doch schon hatte ich ihn eingeholt und hielt den sich wüthend Sträubenden mit aller Kraft fest; gleichwohl wäre es mir sehr schwer, vielleicht unmöglich geworden, ohne Waffe den außerordentlich starken und gewandten Mann aufzuhalten, aber bevor es noch zu irgend einem ernsteren Kampfe kam, sprangen schon mein Diener und mehrere meiner Leute, die sich im nahen Stalle aufgehalten hatten, herbei, und zwangen den vor Wuth Schäumenden, seine

Beute los zu lassen, welche, sobald sie sich frei fühlte, gleich einem gescheuchten Reh in das Haus flüchtete.

Nachdem ich meinen Leuten streng aufgetragen, sich in keinen weiteren Streit einzulassen, kehrte auch ich dahin zurück, und ließ den wie vom Uebermaße des Zornes erstarrt stehenden Mann allein in dem weiten Hofraume. Jetzt aber brach er in Flüche und Verwünschungen aus, wie ich sie selbst in der darin überreichen ungarischen Sprache noch nie gehört hatte. Es gibt kein Unglück, keine Pein oder Krankheit, die er mir und allen Hausbewohnern nicht gewünscht, keinen erniedrigenden und beschimpfenden Namen den er uns nicht beigelegt hätte, und die Faust rachedrohend gegen das Haus ballend verließ er endlich den Hof. Ich aber trat in die Wohnstube, um Auskunft über den sonderbaren Vorfall zu erhalten.

Die alten Leute betrachteten stumm und traurig das junge Weib, das auf einem Schämel nahe dem Feuer zusammengekauert saß. Der Anblick war ergreifend und doch wunderbar schön.

In dem Kampfe war ihr Gewand in Unordnung gerathen und die entfesselten dunkeln Haarflechten vermochten den vollen weißen Busen kaum zu bedecken, der sich bei dem krampfhaften Schluchzen der Weinenden stürmisch hob und senkte. Sie hatte das Gesicht mit den Händen bedeckt und ihr ganzer Körper bebte und zitterte vor Schmerz und Erschütterung. An den schönen runden Armen zeigten große blaue Flecken von der rohen Gewalt des Mannes, dem sie eben entflohen war.

Ich sah, daß die Arme nicht in der Verfassung sei, mir eine ruhige Erklärung zu geben, und winkte daher dem Alten, der mir bereitwillig in mein Zimmer folgte.

„Ach Herr!" sagte er, nachdem er sich gesetzt und mit einem Glase Wein gestärkt hatte, „das ist eine traurige Geschichte und der Himmel weiß, wie sie noch enden wird."

„Nun, erzählt nur", ermunterte ich, „es wird Euch erleichtern und vielleicht kann ich Euch doch einen guten Rath ertheilen."

„Gott gebe es", erwiederte der Alte trüb, „denn wir alten Leute wissen uns wahrlich nicht mehr zu helfen. Seht, lieber Herr, die Ilka ist meine einzige Tochter, ich habe nur noch einen Sohn, den Burschen, den Ihr drüben vielleicht bemerkt habt, und sie war immer ein prächtiges, gutes Mädel, lustig und frisch wie ein zweijähriges Füllen, und jetzt, seitdem sie den Josi geheiratet hat, ist sie wie verzaubert."

„Habt Ihr sie denn gezwungen zu dieser Heirat?"

„Ei bewahre, lieber Herr, im Gegentheil, mir war es gar nicht recht, aber was hört das junge Blut auf unser Einen, wenn es sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hat. Das Mädel hatte Bewerber genug, na das war kein Wunder, ich bin kein Bettler, und sie war hübsch und flink wie keine Zweite im Dorfe, und mancher darunter hatte Haus und Hof, aber sie mochte keinen, bis sie auf dem Tanzboden mit dem Antál (Anton) einem armen, aber braven, hübschen Burschen aus dem Nachbardorfe zusammenkam. Der gefiel ihr und ich hatte nichts dagegen, ich konnte einen tüchtigen Arbeiter in meiner Wirthschaft gerade gut brauchen, und so war die Sache schon fast in Richtigkeit, als bei dem letzten Markte, es mögen drei Viertel Jahre her sein, der Josi, ein Vetter vom Antál daherkam. Josi hatte immer ein ziemlich flottes, liederliches Leben geführt und in keinem Dienste ausgehalten, daher es ihm denn manchmal schon schlecht genug ging. Da fiel es ihm auf einmal ein, sich auf den Pferdehandel zu verlegen, und der Teufelsbursche mußte Glück haben, denn er hatte von da an immer Geld vollauf und zechte auf allen Märkten wie ein Graf. Weiß Gott wie er es anfing, daß er mein Mädel so herumbrachte, daß sie den Antál gar nicht mehr anschaute, und nur noch auf ihn sah und hörte; es muß ihr schon so beschieden gewesen sein, denn ich that mein Möglichstes dagegen und schlug sie ihm bei seiner ersten Anfrage rund ab, unter dem Vorwande, daß ich meine Tochter einem ewig im Lande umherziehenden Menschen, wie er sei, nie geben werde. Doch was half's? Vierzehn Tage darauf starb ein Nachbar da im Dorfe kinderlos, und die Wirthschaft sollte zum Besten seiner in einem anderen Comitat wohnenden Verwandten verkauft werden. Am Feilbietungstage kommt Josi mit einem prächtigen Gespann angefahren, zieht seinen vollen Geldbeutel heraus und zahlt die ganze Wirthschaft wie sie lag und stand bis zum letzten Heller aus. Was konnte ich nun machen? Das Mädel weinte und bat, der Josi steckte sich hinter meine Alte, und so sagte ich denn im Gottes Namen Ja, so schwer es mir auch ankam, denn ich erwartete von dieser Heirat nicht viel Gutes. Schon der Hochzeitstag war traurig genug. Braut und Bräutigam standen in der gedrängt vollen Dorfkirche vor dem Altar, und hatten eben ihr Ja gesprochen und die Ringe gewechselt, da reitet Antál wie toll zum Dorfe herein und gerade zu meinem Hause, dort sagte man ihm, die Brautleute wären schon in der Kirche; er jagt zur Kirche, springt ab und dringt ganz verstört, voll Schweiß, Staub und Schmutz durch die Leute, die ihm murrend Platz machen. Da traten

ihm die Neuvermählten entgegen, einen Augenblick starrt er sie an, und stürzt dann bewußtlos zusammen.

Man trug den armen Burschen hinaus an die frische Luft, wo er bald wieder zu sich kam; doch blieb er auf alle Fragen stumm und murmelte nur beständig die Worte: „Zu spät, zu spät!" vor sich her. Es schien nicht recht richtig mehr in seinem Kopfe zu sein; er nahm bald darauf Dienste in einem weiter entfernten Dorfe, und ich sah ihn seither nicht wieder."

„Und die Neuvermählten?" fragte ich begierig nach der Lösung des Räthsels.

„Nun, es ging Anfangs ganz leidlich," fuhr der Alte fort; „zwar fuhr und ritt Josi noch immer herum und blieb manche Nacht vom Hause weg, aber wenn er heimkam, brachte er dafür seiner jungen Frau allerlei Geschenke mit, bald ein seidenes Tuch, bald eine goldene Nadel, na Herr, Ihr wißt ja, wie die Weiber sind, sie gab sich damit zufrieden; aber eines Morgens — es werden jetzt gerade acht Tage her sein — kam sie leichenblaß zu uns, und bat uns, wir möchten sie wieder im Hause behalten, sie wolle um keinen Preis mehr zu ihrem Manne zurückkehren. Natürlich wollten wir den Grund dieses plötzlichen Entschlusses wissen; da beschwor sie uns, wir möchten nicht mit Fragen in sie dringen, denn sie könne und dürfe uns nichts sagen, und dabei blieb sie.

Alle Vorstellungen, daß Josi jetzt ein Recht auf sie habe, das wir ihm nicht vorenthalten dürfen, waren fruchtlos. Gegen Abend kam Josi und zu unserer Verwunderung war er ganz sanft, redete ihr nur in Güte zu, und als es nichts half, ging er allein nach Hause; er mochte wohl denken, es sei nur eine Laune, die sich bald geben würde; allein da hatte er sich verrechnet. Ilka blieb blaß und traurig, aß fast nichts, und alle Bitten und Drohungen Josi's, sie zur Heimkehr zu bewegen, blieben erfolglos; heute Abend ist ihm endlich die Geduld gerissen, — das Uebrige habt Ihr selbst gesehen lieber Herr."

„Und Ihr habt gar keine Ahnung, was der Grund von Eurer Tochter Weigerung sein könnte?"

„Gar keine, Herr. Aber so viel weiß ich, daß Ilka es nicht lange aushält; sie geht zu Grunde, wenn keine Aenderung geschieht, und wie uns alten Leuten dabei zu Muthe ist, könnt Ihr Euch denken, guter Herr."

„Etwas muß geschehen," sagte ich nachsinnend.

Die Erzählung des Alten in Verbindung mit der vorhergehenden Scene hatten mein Interesse derart erregt, daß ich mich fast als einen

dabei nahe Betheiligten betrachtete. Wunderliche Combinationen schossen mir durch den Kopf, die ich jedoch als haltlose Phantasien für mich behielt.

„Habt Ihr nicht irgend einen Verwandten oder Bekannten, natürlich in ziemlicher Entfernung von hier, dem Ihr Eure Ilka auf einige Zeit anvertrauen könntet?" fragte ich endlich den still dasitzenden Alten.

Sein Gesicht erheiterte sich alsbald bei dieser Frage.

„Freilich, Herr," sagte er eifrig, „meine Ziehschwester ist an einen Ispán (Schaffer) verheiratet, fünfzehn Meilen von hier; die Herrschaft liegt ganz einsam, und der Schwager hat wenigstens ein Dutzend Knechte unter seinen Befehlen, dort ist sie sicher gut aufgehoben; Herr Gott, daß meinem alten Schädel das nicht gleich einfiel! Aber", der alte kratzte sich nachdenkend am Kopfe, „aber, wie soll ich sie hinüber bringen, ohne daß es Josi merkt?"

„Es muß eben rasch gehen, alter Herr. Ich breche Morgen vor Tagesgrauen auf, wie wär's, wenn Ihr Eure guten Pferde einspannen und mitfahren würdet? Ich begleite Euch ein gutes Stück, auf eine Stunde Umweg kömmt es mir nicht an, und habt Ihr einmal einen tüchtigen Vorsprung, so ist weiter nichts zu fürchten."

„Beim Himmel, das geht, Herr", sagte der Alte freudig meine Hand schüttelnd; „Dank, lieber Herr, Dank, ich will mein Leben lang auf keinen Deutschen mehr schimpfen, da Ihr auch zu ihnen gehört, und jetzt gute Nacht, Herr, es gibt noch viel zu thun; Ilka muß ihre Sachen packen, und ich will noch nach den Pferden sehen, sie sollen noch Hafer fressen, so viel sie mögen, gute Nacht Herr"; und eilig entfernte sich der Alte, und noch lange hörte ich ihn im Hause herum rumoren.

Punkt drei Uhr Morgens erschienen die für mich bestellten Vorspannswägen. Auch mein alter Hausherr hatte schon eingespannt und saß wartend auf dem vordern Sitzbrett des landesüblichen Korbwagens, während seine Tochter ganz eingehüllt, und im Stroh weich gebettet rückwärts lag. Die Sternlein blinkten noch vom Himmel herab, als wir durch das stille Dorf in die thaufeuchten Felder und Haiden hinausfuhren, so schnell als gute ungarische Pferde nur immer laufen können. Ilka sah mehrmals bange um, als fürchtete sie, verfolgt zu werden. Doch es blieb Alles ruhig um uns her; und als nach einigen Stunden die Sonne in voller Pracht am Firmamente aufstieg, und die Haide weit und breit funkelte und glänzte, und kein Reiter zu sehen war, da seufzte die blasse Frau tief auf, als ob eine schwere Last von ihrem Herzen gewichen wäre.

Es war keine Gefahr mehr zu besorgen, ich nahm Abschied. Der Alte erschöpfte sich in Danksagungen; Ilka reichte mir wortlos die Hand. Dann fuhren wir jeder unseres Weges; ich schlug mit meinen Leuten eine Seitenstraße ein, die mich meinem Bestimmungsorte zuführte, und bald war der Korbwagen aus unserem Gesichtskreise verschwunden.

Wir näherten uns eben einem kleinen Eichenwäldchen, als wir eines Reiters — dem Anscheine nach ein Csikos — ansichtig wurden, der pfeilschnell uns entgegen sauste. Einen Augenblick dachte ich an Josi; allein der Reiter kam nicht vom Dorfe her, sondern ritt eher demselben zu, er konnte es also nicht sein. Jetzt kam er näher. Die weißen, weiten Kleider, der breite Hut tief in die Augen gedrückt, das kohlschwarze Pferd, das ganze Wesen des Reiters, nein das war nicht bloße Einbildung, es mußte derselbe Reiter sein, den ich den Abend zuvor sah. Er wich uns offenbar aus und beschrieb mit seinem Pferde einen kleinen Bogen um uns. Gleichwohl rief ihn einer meiner Leute neckend an: „He Onkelchen *) du hast wohl deinen zweiten Sporn vertrunken, oder hast du ihn gar im Kopfe!"

Der Reiter sah hinab ohne sein Gesicht zu zeigen; ein wilder Fluch und fort jagte er, als säße ihm der Teufel im Genicke, wie mein Diener meinte.

Einige Tage später kam ich Abends in den kleinen Comitatsort N . . . . m an.

Ich hatte den ganzen Tag im Freien gearbeitet, und so ging ich denn labesbedürftig in das beste Gasthaus des Städtchens, wo sich, wie ich wußte, die Honoratioren desselben zu versammeln pflegten, mit welchen ich schon theilweise bekannt war. Die Gesellschaft war heute sehr zahlreich, und wie ich bemerkte, in erregt heiterer Stimmung.

„Wissen Sie schon die neueste Neuigkeit?" fragte mich einer der Herren, welchen ich als Comitats-Commissär kannte.

„Nun?"

„Endlich haben wir den fekete Miská (schwarzen Michel) doch erwischt, der Bursche hat uns genug zu schaffen gemacht."

„Nicht weniger als siebzehn Raub- und Mordfälle liegen gegen ihn vor", sagte ein Anderer.

*) ungarische Redeweise.

„Bin doch begierig, ob der Kerl gestehen wird," versetzte ein Dritter.

„Ob er gesteht oder nicht, wenn er nur überführt wird, das ist genug, das Standrecht ist publizirt, da werden nicht viel Flausen gemacht," meinte der Commissär.

Eben trat der Garnisons-Auditor ein, der, wie ich wußte, derlei Verhandlungen leitete.

„Nun, wie steht's?" rief man ihm von allen Seiten entgegen.

Der Auditor schloß sorgfältig die Thüre, und nachdem er sich gesetzt und aus dem Glase eines Freundes einen tüchtigen Trunk gethan, befriedigte er endlich die gespannte Erwartung der Anwesenden.

„Heute darf ich Euch schon Einiges sagen, denn morgen Früh wird ohnedieß schon Standrecht über den Burschen abgehalten. Ein so wilder, trotziger Kerl ist mir aber noch nicht bald untergekommen, kein Wort gesteht er, trotzdem seine beiden Mitschuldigen ihr Geständniß ihm ins Gesicht wiederholten, nach welchem er ihr Anführer war. Er lächelt zu allem, als ob ihn die Geschichte gar nichts anginge. Ich selbst wäre fast irre an ihm geworden, wenn ich nicht bei dem vor wenigen Tagen ermordeten Juden ein Beweisstück gefunden hätte, das für sich allein zur Ueberführung genügt. Wie ihr wißt, wurde der Jude von seinem Knechte im Bette ermordet gefunden. Der Verdacht fiel anfangs auf den Knecht selbst. Bei der Hausuntersuchung fand ich jedoch einen Schafpelz und einen abgebrochenen Sporn, der eisenfest in das Gitter des Fensters eingeklemmt war.

Die Räuber haben nämlich eines der Gittereisen ausgehoben, und sind so in das Zimmer gedrungen. Wahrscheinlich wurden sie durch irgend ein Geräusch in ihrem Geschäfte gestört, was man auch daraus sieht, daß sie nicht alles Geld mitnahmen, und in der übereilten Flucht blieb der Sporn und der Pelz zurück. Letzterer gehörte einem der Helfer, der eingezogen, sogleich gestand, und den Miská als Hauptschuldigen angab. Ich ließ natürlich das Haus, in welchem Miská wohnte, auf sorgfältigste durchsuchen, um das fehlende Stück Sporn zu erhalten, doch lange vergebens.

Endlich vorgestern fand man es sammt dem Stiefel, an welchem es noch angeschraubt war, in dem Brunnen seines Hauses. Er mußte den Stiefel anziehen, und als ich vor ihm die beiden Stücke aneinander hielt, und sie haarscharf paßten, da zuckte er zum ersten Male zusammen, er mochte wohl fühlen, daß es nun um sein Leben geschehen sei."

So hatte ich also doch richtig geahnt; der Reiter, der mir innerhalb weniger Stunden zweimal begegnete, war ein echter und rechter Räuber gewesen.

Dumpfer Trommelwirbel weckte mich des andern Morgens aus meinem unerquicklichen, von schauerlichen Träumen erfüllten Schlafe. Rasch kleidete ich mich an und eilte hinab auf die Gasse; obschon sonst ein abgesagter Feind von derlei Schauspielen, wollte ich doch wenigstens das Gesicht des berüchtigten Räubers kennen lernen, welchen mir nun der Zufall zum dritten Male auf dem verhängnißvollsten aller Wege entgegenführte.

Eine kleine Abtheilung Militär eröffnete und schloß den von einer ungeheuren Menschenmenge begleiteten traurigen Zug. Die drei Verurtheilten schritten gefesselt und barhaupt, die Geistlichen an ihrer Seite, von bewaffneten Panduren umgeben. Der Erste ging mit erhobenem Haupte einher, Haar und Bart flatterten im Winde. Sehe ich recht? Beim Himmel, das ist Josi — Ilka's Gatte! Das räthselhafte Betragen des armen Weibes wurde mir nun auf entsetzliche Weise erklärt! Wie von magnetischer Kraft gezogen, folgte ich mechanisch dem Zuge. Wir hatten die Stadt verlassen, und waren ins Freie gelangt, in der Ferne sah man schon den Hügel, wo der letzte furchtbare Act vor sich gehen sollte. Da stockte der Zug; ein Gemurmel durchlief die Volksmasse; „laß't sie durch, laß't sie durch, sie will ihn noch sehen" hörte man rufen. Die Menschenwoge theilte sich und ein blasses Weib, begleitet von einem alten Manne, trat hervor.

„Ilka!" keuchte der Räuber mit erschütternder Stimme. Seine Brust arbeitete, sein Gesicht bedeckte sich mit Schweiß, und die ganze kräftige, trotzig stolze Gestalt zitterte wie vom Wind geschüttelt.

Der Commandant des Zuges hatte nicht den Muth, die schreckliche Zusammenkunft zu hindern.

„Ilka, süßes Leben, Du hier?"

„Ich komme, um Dir — —" sie konnte vor Schluchzen nicht weiter sprechen.

„Kannst Du mir verzeihen?" fragte Josi angstvoll.

Ilka nickte nur mit dem Kopfe.

„Willst Du mir noch eine letzte Bitte gewähren?"

„Sprich."

„Gib mir einen Kuß zum Zeichen deiner Verzeihung."

Ilka näherte sich ihm vor Schmerz bebend.

Der Commandant gab der Wache ein Zeichen, zurückzutreten.

Demüthig kniete Josi nieder und empfing auf die Stirne den Versöhnungskuß seines schönen, armen, geliebten Weibes.

Als Josi aufstand, war er ein anderer geworden. Der Engel des Friedens hatte ihn mit diesem Kusse berührt; der übermüthige Trotz war einer sanften Freudigkeit gewichen; er blickte zum Himmel auf.

„Wenn sie mir verzeiht, kann auch Gott mir verzeihen" murmelte er leise vor sich hin.

„Geh', theures Weib, geh'," sagte er dann laut, „Du darfst das Weitere nicht sehen, es würde Dein Leben vergiften. Grüße mir Antál und seid glücklich, der Himmel wird Dir Deine Liebe vergelten

Ilka wandte sich, mehr getragen, als selbst gehend, ab. Der Zug setzte sich in Bewegung.

Ich folgte ihm nicht mehr; doch hörte ich später, daß Josi vor seinem Tode eine ergreifende Anrede an das Volk hielt, worin er seine Verbrechen offen eingestand, und sein Schicksal als Warnung für Jedermann hinstellte; dann übergab er sich muthvoll dem Henker, der seine schreckliche Pflicht in wenigen Secunden an ihm vollzog.

Lange konnte ich den Eindruck jener furchtbaren Scene nicht los werden. Das Bild des Räubers und seines blassen Weibes verfolgte mich wachend und träumend, und erst nach längere Zeit, durch stete Arbeit und so manche andere Erlebnisse verblaßten die Farben jenes Ereignisses.

Nach Verlauf von zwei Jahren wurde ich wieder daran erinnert, als ich zufällig in die Nähe jenes Dorfes kam, wo ich Ilka kennen gelernt hatte; begierig zu erfahren, was aus den guten Leuten geworden, fuhr ich in den Hof meines alten Hausherrn hinein.

Der Alte erkannte mich fast augenblicklich.

„O! das ist schön, lieber Herr, daß Ihr uns wieder einmal besucht!" rief er, mir freudig die Hände entgegenstreckend.

„Wie oft haben wir von Euch gesprochen; na und die Ilka wird sich freuen, Euch zu sehen, wo steckt sie nur?" Ja Herr, bei uns hat sich Manches verändert, Gott sei Dank zum Besseren."

So schwatzend, zog mich der Alte in die Wohnstube. Da saß Ilka wie einst auf dem Schemmel neben dem Feuer; aber nicht mehr die blasse abgehärmte Frau, sondern eine üppig blühende junge Mutter, ein rosiges Knäblein säugend! Erröthend stand sie auf, und begrüßte mich mit warmer Herzlichkeit.

„Nicht war lieber Herr," sagte sie lächelnd über mein verwundertes Gesicht, „das habt Ihr nicht gedacht, daß Ihr schon einen kleinen Antál hier finden würdet!?"

„Warhaftig nein," erwiederte ich, „es ist rasch gegangen".

Eben trat ein hübscher junger Mann ein, den mir Ilka als ihren Antál vorstellte.

„Sieh", sagte sie zu ihm, „das ist der Herr, der so viel Güte für mich hatte."

„Herr," rief dieser, „befehlt mir, so lange ich lebe; ich verdanke Euch mein ganzes Glück, denn Ilka würde ohne Euer Dazwischentreten und Euerem Rathe sicher zu Grunde gegangen sein, wenn es nicht noch schlimmer gekommen wäre!"

Die Versicherung, daß mein Verdienst wohl ein sehr geringes sei half nichts, die jungen Eheleute wollten mir durchaus ihr Glück verdanken, jetzt kam auch der Alte wieder einige Flaschen voll goldig blinkenden Ungarweines tragend, und gefolgt von seiner Hausehre, die den Tisch mit Butter, Brot, Speck, Honig und anderen Früchten belud.

„Na, jetzt laß't den Herrn einmal unsere letzte Fechsung verkosten, dann plauscht sich's besser von alten schlimmen Zeiten," meinte der Alte, mich zur Einnahme des Ehrenplatzes einladend.

Der gute, feurige Wein brachte die Gesellschaft bald in jene Stimmung, in der man auch schreckliche Erlebnisse gerne erzählt, gleichsam sich des angenehmen Bewußtseins erfreuend, daß sie nun wirklich der Vergangenheit angehören, ähnlich dem süßen Gefühle beim Erwachen aus bangem Traume.

Ilka erzählte auf meine Fragen ungefähr Folgendes:

„Ich kann es Euch und mir selbst nicht recht klar machen, wodurch mich Josi so rasch gewann; Antál war mir noch immer lieb, und doch konnte ich dem stürmischen Drängen Josi's nicht widerstehen. Vielleicht war auch thörichte, mädchenhafte Eitelkeit dabei im Spiele, ich mag es nicht ganz verneinen, wurde ich ja doch hart dafür gestraft; genug, es war mein Verhängniß, und als ich beim Traualtar stand, fühlte ich es deutlich, daß ich mit dem „Ja" mein Unglück besiegelt hatte. Nach einigen Wochen verlor sich jedoch dieses Gefühl und ich fing an zu hoffen, daß es eine Täuschung war, als ich in einer Nacht, ich werde sie nie vergessen, die fürchterlichste Bestätigung meiner Ahnung erhielt.

Ich hatte schon früher bemerkt, daß Josi manche Nacht außer dem Hause zubrachte, und erst vor Tagesanbruch heimkam; doch hielt mich eine geheime Furcht ab, ihn darüber zu befragen. Einmal nun bemerkte ich wieder sein Fortgehen, und es ergriff mich eine solche Angst, daß ich nicht wieder einschlafen konnte. Draußen stürmte es, grelle Blitze und

Donnerschläge folgten einander unaufhörlich, ich betete. Ich weiß nicht, wie lange ich so gelegen haben mochte, als Josi leise in's Zimmer trat und dem Wassereimer, der stets gefüllt in der Ecke stand, zuschlich; es war sehr finster im Zimmer, und ich hörte dies mehr, als ich es sah. Plötzlich erhellte ein furchtbarer Blitz das Zimmer. Großer Gott, welch ein Anblick! Josi stand bei dem Eimer, Gesicht, Hände und Kleidung über und über mit Blut besudelt! Mit einem Schrei sprang ich auf, und eilte auf ihn zu, denn ich glaubte, er sei verwundet. Fluchend stieß mich Josi zurück, und befahl mir zu schweigen, wenn ich nicht sterben wolle. Ich sah ein Messer in seiner Hand blinken. Auf den Knien liegend mußte ich schwören, keinen Menschen zu sagen was ich gesehen. Ich schwor. —

Das war, dank Euch die letzte Nacht, die ich in jenem Hause zubrachte.

„Und somit lassen wir die Vergangenheit ruhen, die Gegenwart und die Zukunft mögen Euch fortan beglücken!" sagte ich mein Glas erhebend, und die Gesundheit des kleinen Antál ausbringend, der eben in seiner Wiege aufwachte und nach der Mutter begehrte, für sie zugleich die lieblichste Verkörperung ihres gegenwärtigen Glückes. Seither ist manches Jahr vergangen; der kleine Antál hat schon einige Nachfolger erhalten, und der alte Großvater scheint mit jedem Buben fröhlicher und endseliger geworden. Seinen Schwur, auf die Deutschen nicht mehr zu schimpfen hat er redlich gehalten, ja er ist aus einem Hasser der Deutschen, der er früher war, wie er mir später einmal beim Weine vertraute, ein Verehrer derselben geworden, und diese Gesinnungsänderung war wenigstens unzweifelhaft mein Verdienst. —

Lavantthaler Mährchen.

Das Mährlein vom „schworz'n Hündlan".

Mitgetheilt von R. Waizer.

A mol is af dr Rasing obn a Wildschütz, Jokl hot er ghaßn, gwösn, der a rechts Luadrlöbn g'führt hot.

Af an Quatembr Mittich *) geat er grod mit an Rech af dr Axl, das er g'schossn hot bei der Nacht, hoam durch'n Wold. —

*) Mittwoch.

Wia er so geat und geat, kimmt af amol a kloans Hündle, kohlrobenschworz wors, zwögn. —

D'r Jage sogt: such! such! und lokt's Hündle mit.

Fleißig folgt's Hündle und so gean alle Beade bis sö zur Jagrhütte kömman.

Wia se dort sein, wird's Hündle immer größ'r und größ'r, afte nochar so groß wia dr Wilddiab selbr is.

Der Jokl kriagt Trema *), ihm fongts on z'gruseln, und eiskolt last's'n übrn Bukl aufe.

Er will in Hund wögjaikn, der aber versteht kan G'schpaß, pokt in Jokl, schmeißt in z'bodn ds alles ghöldart hat, und hat in drbissn.

In der Frua hat in Jagar a Holzknecht g'fund'n, dr Jokl hot noch a wöng rödn kinan, hat'n Holzknecht die G'schicht verzölt und is nochar g'schturbn.

Gedichte.

Das Glück.

Auch mir hat einst, als ich noch Knabe,
Das Glück den Becher zugeschwenkt,
Ich stieß sie weg, die gold'ne Gabe
Die mir die Göttin eingeschenkt;
Was sollte mir, dem Wünschelosen,
Der Erdengüter läst'ge Pein,
Ich hatte ja der Jugend Rosen,
Die Liebe und den Sonnenschein.

Jetzt, da die Sorge mir entraffte
Der Wange Roth, der Jugend Leib,
Wie rief ich oft das räthselhafte
Das wundersame Götterweib.
Und sieh! sie kam, den vollen Becher
Hält sie mir lächelnd an den Mund:
„Nun trink' dich satt, du blöder Zecher" —
Ich trank ihn aus bis auf den Grund.

*) Furcht.

O weh was hast du mich betrogen
Deß, Göttin, habe schlechten Dank.
Was ich in mich hineingesogen,
War nicht des Glückes Nektartrank.
Nein Wermuth war's, den dir zu Willen
Mein wahnbethörter Sinn verschlang;
Das kann kein lindernd Oel mehr stillen,
D'ran krank' ich wohl mein Leben lang.

Ludw. v. Rörmann.

Die letzte Liebe.

Du bebtest, Kind, wie Espenlaub,
Als ich Dir meinen Gruß entbot,
Du wurdest blaß und wieder roth,
Als wie ertappt auf einem Raub.

Der Knospe gleich, die eben kaum
Erschlossen sich des Frühlings Kuß,
Jungfräulich war dein Blick und Gruß,
Zerronnen jäh' der Kindheit Traum.

Der Abendsonne Gluthenschein
Durchblitzt' Jasmin- und Rosenstrauch,
Und mit den Düften zog dein Hauch
Balsamisch mir ins Herz hinein.

Und als das Nachtigallenlied
In Büschen nah' und fern erklang,
Da fühlt' ich, ach, so tief und bang,
Daß uns ein volles Leben schied!

Dein Herz, es ist ein junger Schwan,
Der morgenhelle Schwingen hebt,
Und meines, das zum Hafen strebt,
Ein steuerloser, dunkler Kahn.

Als dennoch mich dein Arm umfing,
Da schienst Du mir der Abendstern,
Der strahlt, wenn schon im Meere fern
Der Liebe Sonne unterging.

Friedrich Marx.

Abgethan.

Noch einmal trat mit süßem Wähnen
Die Liebe an mein Herz heran.
Es war ein Kampf mit heißen Thränen;
Doch nun ist Alles abgethan.

Was ich gehofft, es liegt zertrümmert
Weit hinter mir — ein todter Traum!
Nun geh' ich einsam und bekümmert
Und achte meines Lebens kaum.

Ludwig Ißleib.

Das Summen der Berge.

Auf hohen Bergeszacken sind von einzelnen Reisenden in den verschiedensten Gegenden elektrische Erscheinungen ganz eigenthümlicher Art beobachtet worden, über die uns zwei Mittheilungen vorliegen. Die eine wurde von Herrn Fournet in der Sitzung der Pariser Akademie vom 14. October, die andere von Herrn de Saussure, der selbst zwei Mal die betreffende Erscheinung beobachtet, in den „Archives des sciences physiques" veröffentlicht. Wir wollen von diesen nur zwei der jüngsten Zeit angehörende Beobachtungen ausführlicher mittheilen, und dann zum Schluß mit einigen Worten ihre Deutung nach de Saussure erwähnen.

Am 10. Juni 1863 bestieg Herr Watson mit mehreren anderen Touristen und Führern die „Jungfrau". Der Morgen war sehr schön; aber während sie sich dem Engpaß des Berges näherten, bemerkten sie, daß sich hier massige Wolken anhäuften, und wie sie oben ankamen, wurde die Karavane von einem heftigen Hagelwetter überfallen. Sie mußte sich schon nach wenigen Minuten zurückziehen und wurde von einem so dichten Schneefall beim Hinabsteigen begleitet, daß der kleine Zug in Verwirrung gerieth.

Mit einem Male ertönte ein heftiger Donnerschlag, und kurz darauf hörte Watson ein eigenthümliches Summen seines Stabes, das dem Singen lebhaft kochenden Wassers ähnlich war. Man machte Halt und bemerkte nun, daß alle Stäbe, so wie die Aexte, mit denen Jeder ausgerüstet war, einen ähnlichen Ton gaben; auch wenn sie in den Schnee gesteckt wurden, tönten und summten die Stäbe weiter. Plötzlich riß ein

Führer den Hut von seinem Kopfe und schrie, sein Kopf brenne; und in der That bot er einen ganz eigenen Anblick, seine Haare standen zu Berge, wie wenn er elektrisirt wäre. Gleichzeitig empfanden auch alle Andern ein Prickeln und Brennen im Gesicht und an den übrigen Theilen des Körpers. Die Haare Watson's waren aufrecht und steif, der Schleier, den ein anderer Reisender an seinem Hute trug, stellte sich senkrecht in die Höhe, und das eigenthümliche Geräusch der Stöcke wurde auch an den Fingern wahrgenommen, wenn man dieselben durch die Luft bewegte. Selbst der freiliegende Schnee ließ ein prasselndes Geräusch hören, wie wenn Hagelkörner niederfielen.

Lichterscheinungen wurden während der Zeit nicht wahrgenommen. So wie ein Donnerschlag erfolgte, hörten alle erwähnten Erscheinungen auf, um sofort sich wieder einzustellen, während noch das Grollen des Donners in den Echo's der Berge zu hören war. — Alle Reisenden gaben an, einen heftigen Schlag an verschiedenen Theilen des Körpers verspürt zu haben, und der rechte Arm Watsons war für einige Minuten wie gelähmt. Um ½1 Uhr endlich verzogen sich die Wolken, und die sonderbaren Erscheinungen verschwanden nach einer Dauer von etwa 35 Minuten.

Am 22. Juni hatte de Saussure St. Moritz (Graubündten) verlassen, um den Piz Surley zu besteigen. Gegen 1 Uhr wurde er von einem feinen Graupelwetter überrascht, die umliegenden Bergeszacken waren in dicke Wolken gehüllt, die Kälte und das Unwetter nahmen zu, und als er den Gipfel erreicht hatte, mußte er Schutz suchen in der Nähe einer den Gipfel krönenden Felspyramide. Als er nun sich mit seinem Stabe gegen diesen Felsen stützte, empfand er einen lebhaften Schmerz im Rücken, als ob ihm dort eine Nadel langsam ins Fleisch gebohrt würde. Er zog den Rock aus, um die Nadel entfernen zu lassen, aber der Schmerz trat bald an anderen Stellen des Körpers auf, und während er an sich nach der Ursache desselben herumsuchte, hörte er mit einem Male seinen Stab kräftig singen, wie Wasser, das eben zu kochen beginnt. Nun merkte erst de Saussure, daß es sich hier um elektrische Erscheinungen handle. Er stellte sofort einige Versuche mit den Stäben an, doch gelang es nicht, denselben sichtbare Funken zu entlocken. Sie vibrirten und summten in den Händen, so daß sie einen sehr starken Ton gaben. Einige Augenblicke später fühlte de Saussure, wie sein Kopf- und Barthaar sich aufrichtete und ein Gefühl erzeugte, als ob ein Rasirmesser trocken über steife Haare zieht. Ein junger Mann aus der Gesell-

schaft rief, daß er alle Haare seines entstehenden Schnurrbartes empfinde. Mit einem Worte, es zeigten sich all die Einzelerscheinungen, welche das anhaltende Ausströmen einer starken Elektricität durch Stäbe, Kleider, Haare und alle hervorragende Theile des Körpers erzeugt.

Ein ferner Donnerschlag im Westen mahnte daran, den Gipfel zu verlassen, und die Gesellschaft stieg schnell etwa 100 Meter hinab. Je weiter sie sich vom Gipfel entfernte, desto undeutlicher und leiser wurde das Summen der Stäbe, bis es schließlich ganz unhörbar war. Etwa zehn Minuten nach dem ersten Donnerschlage erfolgte ein zweiter in noch größerer Ferne. Weitere Donnerschläge waren nicht vernommen, ebenso wenig wie ein Blitz gesehen worden. Eine halbe Stunde später hörte auch das Gräupeln auf, die Wolken verzogen sich, und alle Erscheinungen waren vorüber.

Aehnliche Phänomene hatte de Saussure bereits im Jahre 1856 in Mexico in einer Höhe von 4500 Meter, und andere Reisende an anderen Orten beobachtet. Erwähnenswerth aber ist eine andere sehr interessante Form derselben Erscheinung, welche nach Fournet's Angabe in der Nacht am 11. August 1854 Herr Blackwall beobachtete. Er sah nämlich die Felsen der Grands-Mulets (Mont-Blanc) auf das prachtvollste, wie durch eine Illumination, erleuchtet.

In welcher Weise diese Erscheinungen zu erklären sind, unterliegt keinem Zweifel. Sie wurden stets auf Bergesgipfeln und hervorragenden Felszacken beobachtet, niemals aber in der Ebene, oder in einem Thal. Stets waren die Bergspitzen von niedrigen Wolken eingehüllt, oder diese zogen über die Berge in geringer Entfernung fort, ohne daß an den betreffenden Stellen plötzliche Entladungen durch Blitze erfolgten. In dem ersten von Watson beobachteten Falle wurde sogar das Summen und Singen der Stäbe durch elektrische Entladungen auf kurze Zeit unterbrochen, um dann, wenn diese Störung aufgehört, sofort wieder zu beginnen. Denken wir uns nun den Erdkörper mit Elektricität stark geladen, so wird dieselbe, wie an den künstlichen Elektrisirmaschinen, das Bestreben haben, durch spitze hervorragende Punkte auszuströmen, und sich mit der entgegengesetzten Elektricität der Wolken auszugleichen. Sind die Wolken von diesen Spitzen weit entfernt, so sammelt sich die Elektricität in den Spitzen in größerer Menge an und entladet sich als Blitzschlag (deshalb sind hohe spitze Gegenstände dem Blitze am meisten ausgesetzt). Streichen aber die Wolken unmittelbar oder in sehr geringer Entfernung über die elektrischen Spitzen, so erfolgt ein kontinuirliches Ausströmen

der Elektricität, das die oben erwähnten Erscheinungen zur Folge haben muß.

De Saussure macht noch darauf aufmerksam, das in allen Fällen gleichzeitig Graupeln oder Hagel herniederfiel, und vermuthet, daß diese kontinuirliche elektrische Entladung mit der Bildung der Graupeln oder des Hagels in Zusammenhang stehe.

Das elektrische Phänomen, welches hier beschrieben ist, und das Summen der Berge genannt werden kann, scheint in hohen Regionen nicht selten zu sein, weil die zu seinem Zustandekommen nothwendigen Bedingungen öfters auftreten müssen. Gleichwohl ist dasselbe nicht allzu häufig. Nachfragen bei Alpenführern und Jägern ergaben, daß die Einen es nie, Andere nur ein oder zwei Mal in ihrem Leben gesehen. Es darf dabei jedoch nicht übersehen werden, daß diese Erscheinung sich an Tagen einstellt, an welchen der drohende Himmel die Reisenden nicht gerade einladet, hohe Bergesgipfel zu besteigen.

Harmlose Schrecken.

Gegen Alles, was da kriecht, hegt der Mensch eine natürliche Abneigung. Selbst die ausgesprochenste Schönheit der Farbe und Form versöhnt Manche, insbesondere Damen, nicht mit den unschuldigen und unterhaltenden Eidechsen. Der Aberglaube thut seinen Theil dazu, die vielleicht angeborene Abneigung zu vermehren. Man erstaunt zuweilen alte und längst von der Wissenschaft mit einem Todtenschein versehene Fabeln noch bei vollem Leben zu finden Dem Verfasser dieser Zeilen erzählte vor einigen Jahren ein Maurermeister einer Mittelstadt Sachsens von dem geheimnißvollen Tode, den einer seiner Gesellen in dem verfallenen Keller eines Landhauses gefunden habe. Er ging alle Todesursachen durch, die in solchen Fällen wirkend sein können, um von jeder zuletzt zu sagen: „Das war es nicht." „Und was war es wirklich?" fragte ich. Nach langem Zögern kam die Antwort heraus: „Es gibt doch Basilisken, wenn die studirten Herren auch nichts davon wissen wollen." Ueber die Gestalt des Basilisken ließ sich der Mann nicht aus und ich erfuhr also nicht, ob er sich das Ungeheuer gleich den Alten dachte, mit geflügeltem Leib, gekröntem Kopf, vier Hahnenfüßen und einen Schlangenschwanz. Aber von dem furchtbar giftigen Blick des Basilisken wußte er und durch diesen Blick war sein Gesell getödtet worden, nicht durch die Gasse der verdorbenen Kellerluft.

Das ganze Alterthum glaubte an giftige Basilisken und vererbte seinen Glauben auf das Mittelalter. Die Griechen und Römer gaben dem Scheusal eine unnatürliche Abstammung und ließen es aus mißgestalteten Eiern entstehen, die der Haushahn lege und die Kröte ausbrüte. Der Prophet Jesaias sagt von den Basiliskeneiern, daß man starb, wenn man davon aß, und daß eine Otter herausfuhr, wenn man eines zertrat. Die Basilisken, welche die heutige Naturwissenschaft so nennt, sehen schrecklich aus, werden aber ebenso harmlos sein, als alle ihre Verwandten. Vor dem tropischen Helmbasilisk könnte man sich fürchten, wenn der Kopf des zwei Fuß langen Thieres nicht einen entschieden gutmüthigen Ausdruck hätte. Weit mehr als diese Eidechse, deren Helm eigentlich eine spitzige Kappe ist, kann der australische Moloch eine furchtbare Einbildungskraft zu Ausschweifungen verleiten. Mit Krallen an den Füßen versehen, trägt er über den ganzen Körper lange Stacheln, die sich nach verschiedenen Richtungen kehren.

An dem fliegenden Drachen von Java ist außer seinem Namen nichts schrecklich. Die Flügel des fußlangen grünlichen Thieres sind bloß ein Fallschirm, der ihm ermöglicht, sich in schiefer Richtung von oben nach unten zwanzig bis dreißig Fuß weit durch die Luft zu schwingen. Der Drache lebt auf Bäumen und klettert im Gezweig behend umher. Seine Nahrung sind kleine fliegende Kerbthiere, die er von den Blättern abliest, oder denen er, wenn sie davonfliegen, mit einem Luftsprunge nachsetzt. Er ist furchtsam und zieht sich vor den Menschen scheu zurück. Auf eine der fliegenden Drachenarten bezieht sich vielleicht, was Herodot von den fliegenden Schlangen erzählt, von denen er in Arabien hörte. Sie sollten die Hüter der Weihrauchbäume sein, aber durch den Rauch von Storax vertrieben werden können.

Kein Fabelthier ist das Chamäleon, dem die Griechen wegen der Plötzlichkeit, mit der es sich seiner Beute bemächtigt, den Namen des kleinen Löwen gegeben haben. Sein Farbenwechsel hat seinen Namen zur Bezeichnung der Menschen gemacht, die von veränderlicher Natur sind. Die Vorstellungen, die man sich von diesem Wechsel macht, sind nicht ganz richtig. Das Chamäleon kann keineswegs nach seinen Belieben alle nur erdenkbaren Farben annehmen, wenn sein Farbentopf auch ein reich gefüllter ist. In seiner Färbung kommen nämlich die Uebergänge von Orange durch Gelbgrün bis Blaugrün vor, aber keine andern. Alle seine Farbenveränderungen erfolgen mit einer gewissen Regelmäßigkeit, entweder in Folge äußerer Einflüsse oder innerer Regungen. Licht

und Wärme üben einen wesentlichen Einfluß. „Ist Einem daran gelegen, die Farbe des Chamäleons rasch wechseln zu sehen," sagt Lenz, „so braucht man es nur, wenn es an einem kühlen Orte sitzt, schnell mit der Hand zu erwärmen." Schon schwaches Licht genügt, um eine Veränderung hervorzubringen. Trägt man ein gefangenes Chamäleon aus einem dunklen Raume in die Sonne, so dunkelt seine Haut binnen wenigen Minuten. Im Zustande der Ruhe ist die Farbe der Haut gewöhnlich gelblich, ärgert sich das Thier, so wird es beinahe schwarz.

Die Chamäleons sind Baumthiere und kommen nur gelegentlich zum Boden herab. So träg wie sie, ist nicht einmal das verrufene Faulthier. Tagelang sitzen sie unbeweglich auf einem Busche, als wären sie ein dem Aste angewachsener Holzknorren. Nur die Augen sind in beständiger Thätigkeit und nähert sich eine Beute, so schießt die Zunge wie ein Blitz fünf bis sechs Zoll hervor, leimt das Kerbthier an und wird wieder zurückgezogen. Während seines Aufenthaltes in Alexandrien hatte Brehm einmal einige zwanzig lebende Chamäleons im Zimmer. Am ersten Tage schon hatten sie sich in den ihnen angewiesenen Raum getheilt, Auf jedem Vorspunge, an den Fenstergewänden, auf den Thürgesimsen, auf den in der Ecke stehenden Gewehren und Pfeifenröhren, auf Tischen, Stühlen, Kisten und Kasten saßen sie, jedes so lange wie möglich auf einem und demselben Platze. Mit Interesse wird man lesen, was Brehm von einem seiner Chamäleons erzählt: „Das eine der Thiere, welches sich auf der Stuhllehne festgesetzt hat, entdeckt, nachdem es seine Augen nach allen Richtungen hin hat spielen lassen, endlich auf dem benachbarten Tische eine Fliege. Die Entdeckung wird längere Zeit geprüft und der Fall sorgfältig erwogen. Noch dürfte eine schwache Hoffnung vorhanden sein, daß die Fliege sich, fünf Zoll weit von der Schnauzenspitze entfernt, auf die Stuhllehne setzen könnte. Die erfreuliche Aussicht verwirklicht sich leider nicht. Jetzt kommt dem Chamäleon ein großer Gedanke und es beeilt sich, nach seiner Weise demselben die That folgen zu lassen. Bedächtig löst es den einen Vorderfuß, gewachsam erhebt es ihn ungefähr einen halben Zoll über die frühere Standfläche, langsam bringt es ihn vielleicht um einen Zoll weiter und von neuem klammert es ihn fest. Einige Secunden später löst sich auch die Schwanzspitze. Diese fünfte Hand wird ebenfalls etwas vorgezogen, wieder befestigt und nunmehr kann auch das eine Hinterbein aus seiner Lage gebracht werden. Ein Auge richtet sich noch fortwährend nach der Fliege, das andere dreht sich noch unablässig, als ob es auch seinerseits auf Jagd ausgehen müsse. Die

Fliege bleibt sitzen, es kann also vorwärts gegangen werden. Mit einer überaus komischen, aber für den Beschauer wirklich qualvollen Langweiligkeit steigt der geduldige Räuber an der Stuhllehne herab, auf dem Sitzbrette vorwärts, klammert sich mit überraschendem Geschick von unten an den Tisch und hilft sich nach unsäglichen Mühen, kletternd und sich weiter haspelnd, bis zum Rande der Platte empor Beide Augen drehen sich jetzt, so schnell dies überhaupt möglich ist. Die Fliege sitzt glücklicher Weise immer noch an derselben Stelle, kommt endlich in den Gesichtskreis, und die weitere Bewegung des Chamäleons wird wieder eine geregelte. Endlich ist es bis in entsprechende Nähe gekommen, schon öffnet sich der Kiefer, der Kolben der Zungenspitze wird bereits sichtbar, da summt die besorgte Fliege davon und das Chamäleon hat das Nachsehen. Von neuem drehen sich die Augen, lange Zeit vergeblich; endlich dort in der fernen Ecke bleibt wenigstens das eine unbeweglich haften. Richtig, hier sitzt die Fliege wieder, wenn nicht dieselbe, so doch eine andere. Jetzt scheint es, als ob der Aerger über den fehlgeschlagenen Versuch die Schritte beschleunige, denn mit einer wirklich bewunderungswürdigen Hast ist das Chamäleon an dem Tische herabgestiegen und schreitet mit weit ausgebreitenen Beinen, den Schwanz als Stütze benutzend, über den flachen Boden dahin, anscheinend mit großer Beschwerde, jedoch noch immer viel schneller, als man erwartet hat. Ein langes Pfeifenrohr bietet eine brauchbare Leiter und nach einigen Minuten ist die Höhe derselben glücklich erreicht. Wenn das Rohr doch sechs Zoll länger wäre! Als unser Chamäleon am Ende anlangt, bemerkt es nach minutenlangem Besinnen, daß jene sechs Zoll fehlen. Da sitzt die Fliege scheinbar in größter Gemüthsruhe, aber außer Schußweite; regungslos haften beide Augen auf ihr lange, lange Zeit; die Fliege bleibt auf derselben Stelle und das Chamäleon auch. Möglich, daß sie im Verlaufe der Zeit sich um einige Zoll nähert, möglich, daß eine zweite herbeikommt. Im entgegengesetzten Falle wird unser Chamäleon so lange in der mühsam gewonnenen Lage verharren, bis die glücklich entdeckte Beute davongeflogen und eine neue anderswo aufgefunden worden ist."

Unsere Eidechsen sind mit ihrer Lebendigkeit das Widerspiel des trägen Chamäleons. Die schönste der deutschen Arten, die Smaragd-Eidechse, ist leider auch die seltenste Sie ist auf der ganzen Oberseite des Körpers lebhaft grün, smaragdgrün oder meergrün, an der Unterseite schön gelb. Die etwas kleinere und kräftiger gebaute Zauneidechse ist ihrer Farbe und Gestalt nach Jedermann bekannt. Ueber ihr Leben macht

Brehm im fünften Bande seines „Illustrirten Thierlebens“ (Hildburghausen, bibliographisches Institut) nach eigenen und fremden Beobachtungen interessante Mittheilungen. Sie sind im eigentlichen Sinne des Wortes von der Sonne abhängig. Nur wenn diese scheint, lassen sie sich sehen, und verschwinden, wenn Wolken den Himmel zu überziehen beginnen. Um sich zu sonnen, suchen sie sich stets diejenigen Stellen aus, welche ihnen die meiste Wärme versprechen, und steigen deshalb selbst an Baumstämmen, Pfälen und dergleichen in die Höhe, als ob sie fürchteten, daß ihnen ein einziger Strahl des belebenden Gestirns verloren gehen könne. Je stärker die Sonne scheint, um so mehr steigert sich ihre Lebhaftigkeit, um so mehr wächst ihr Muth. In den Morgen- und Abendstunden zeigen sie sich zuweilen träge und auffallend sanft, in den Mittagsstunden nicht nur äußerst behend, sondern oft auch sehr muthig, ja förmlich raublustig. Gegen den Herbst hin bringen sie viele Zeit im Innern ihrer Höhle zu und mit Beginn des Octobers suchen sie ihr Winterlager, in welchem sie gänzlich erstarrt, kalt und regungslos bis zum Eintritte des Frühlings, mindestens bis zu den letzten Tagen des März verweilen.

Alle Eidechsen sind muntere, lebendige, feinsinnige und verhältnißmäßig kluge Thiere. Wenn sie sich nicht sonnen, streifen sie umher und machen sich überhaupt immer etwas zu schaffen. Sie sehen scharf und hören noch besser, denn schon das gerinste Geräusch erregt ihre Aufmerksamkeit. Sie benehmen sich mit einer gewissen Klugheit, unterscheiden richtig, sammeln Erfahrungen und verändern danach ihr Benehmen, gewöhnen sich an fremdartige Verhältnisse und gewinnen Zuneinung zu Geschöpfen, welche sie früher ängstlich flohen. Sie sind tüchtige Räuber und stellen Kerbthieren, Regenwürmern und Landschnecken eifrig nach. Fliegen sollen von ihnen verschmäht, die großen Summfliegen sogar gefürchtet werden. An warmen Sommertagen trinken sie viel und tauchen ihre Zunge häufig in Wasser ein. Vor Schlangen haben sie eine außerordentliche Furcht und fliehen beim Anblick einer solchen eiligst davon. Freilich nähren sich auch manche Schlangenarten hauptsächlich von Eidechsen. Die schwächsten thierischen Gifte tödten sie rasch und sicher, mineralischen und pflanzlichen Giften widerstehen sie länger, jedoch mit Ausnahme des Nicotins, gegen welches sie so empfindlich sind, daß sie von einer Prise Schnupftabak fast augenblicklich sterben.

Eine nahe Verwandte der Zauneidechse und in der Lebensweise gar nicht von ihr verschieden ist die Bergeidechse. Auf den Thüringerwalde und im Harze ist sie am häufigsten, in der norddeutschen Ebene kommt sie nicht vor, aber in Jütland erscheint sie wieder. Im mittleren Schweden

verbreitet sie sich so weit nach oben, als die Region der Birken reicht, in den Alpen hat man sie noch in einer Höhe von neuntausend Fuß beobachtet. Im Norden und in solchen Höhen verbringt sie drei Viertel des Jahres im Winterschlafe.

Für giftig gilt den Süd-Europäern die bei ihnen lebende Perleidechse, ein wunderschönes Thier von zwei Fuß Länge. Gewöhnlich treibt sie sich in der Nähe eines großen Baumes umher, auf den Zweigen selten. Vor Menschen flieht sie, gegen Katzen und Hunde stellt sie sich muthig zur Wehr, beißt sich an ihrer Schnauze oder am Halse fest und läßt nicht so leicht wieder los. Die Nahrung dieser Eidechse besteht in größeren Thieren, insbesondere Mäusen, jungen Schlangen und Fröschen. „Bemerkt die Perleidechse eine Beute," sagt Schinz, „so lauert sie mit fest auf den Gegenstand gerichteten glühenden Augen und springt mit größter Schnelligkeit nach demselben, ergreift ihn mit den Zähnen, schüttelt den Kopf einige Mal heftig ab und läßt nun das gefangene Thier langsam hinuntergleiten. Dann leckt sie sich mit großem Wohlgefallen den Mund mit der Zunge, wie eine Katze, wenn sie Milch getrunken hat."

Von gebildeten Menschen gegessen wird nur eine Eidechsenart, der americanische Leguan. Eine Begegnung mit diesem Thiere schildert Schomburgk in folgenden Worden: „Zwei Arten blühender Jogas hatten eine zahllose Menge Kerbthiere angezogen und diese wieder eine ungewöhnlich große Zahl Leguans herbeigelockt. Bei jedem Ruderschlage, den wir vorwärts thaten, stürzten sich drei bis vier der großen Thiere von den Bäumen ins Wasser herab oder verschwanden, mit Gedankenschnelligkeit von Zweig zu Zweig schlüpfend, in der dichten Belaubung der Wipfel einem Zufluchtsorte, welcher jedoch nicht vor dem Späherauge der Indianer und ihren sichertreffenden Pfeilen schützen konnte. Alles war Leben und Bewegung geworden, denn es galt, einen der köstlichsten Leckerbissen für die heutige Mahlzeit so reichlich wie möglich in die Töpfe zu bekommen. Mit den Gewehren war die Jagd nicht so erfolgreich wie mit den Pfeilen, da die mit Schrot angeschossenen Leguane, wenn sie nicht tödlich getroffen waren, sich augenblicklich ins Wasser stürzten und nicht wieder zum Vorschein kamen, während die langen Pfeile solches verhinderten. Unter der Beute befanden sich mehrere Stücke, welche fünf bis sechs Fuß lang und einen Fuß stark waren. Ungeachtet des erschreckenden Aeußern der Thiere gehört das Fleisch doch zu dem zartesten, was es geben kann. Gleich wohlschmeckend sind auch die Eier. Diese gesuchten Eigenschaften tragen natürlich, namentlich an der Küste, wo sich zu den Eingebornen

auch noch die Europäer, Farbigen und Schwarzen gesellen, viel dazu bei, daß dort das Thier immer seltener wird!"

Durch die vielen Nachstellungen sind die Leguane auch scheu geworden. Wie mehrere Berichterstatter übereinstimmend behaupten, fing man sie früher auf die leichteste Weise, indem man sich ihnen pfeifend näherte und sie dadurch so erfreute, daß sie den Kopf hervorstreckten und sich mit einer Gerte streicheln ließen, bis man ihnen die an der letztern befestigte Schlinge um den Hals geworfen hatte. Jetzt wendet man hier und da zur Jagd abgerichtete Hunde an, durch die der Leguan gestellt wird, bis der Jäger herankommt.

Die Strickkunst.

Bei dem anerkennenswerthen Streben unserer Zeit, dem weiblichen Theile der menschlichen Gesellschaft Fächer des Wissens und des Wirkens zu eröffnen, die bisher die Männer für sich allein in Anspruch nahmen, liegt es sehr nahe, die Aufmerksamkeit einem Industriezweige zuzuwenden, in welchem die Damen ohnedies schon die Meister sind und der schon einmal im Völkerverkehr die Weltherrschaft hatte.

Der Jahrhunderte lang blühende Fabrikszweig der Strumpfwaaren-Fabrication hat in neuester Zeit begonnen, sich aus seinem plötzlichen Verfall vor circa sechzig Jahren zu neuem Leben zu erheben, und scheint eben im besten Zuge, seine frühere Bedeutung wieder zu gewinnen, ein Ergebniß, das man theils neuern Maschinen, hauptsächlich aber der glücklichen Verbindung von Hand- und Maschinenstrickerei verdankt. Es gehen auf diese Weise so hübsche und preiswürdige Waaren aus einigen der größeren Fabriken, z. B. in Chemnitz und Apolda hervor, daß die edle Strickkunst vielleicht noch einmal die Augen der Welt auf sich ziehen wird, wie sie es schon früher gethan.

Sollte unter so bewandten Umständen eine kurze Geschichte derselben nicht von Interesse sein?

Wenn die schönen Leserinnen, die gewiß alle Virtuosinnen in der Kunst des Strickens sind, gefragt würden: „Wer hat das Stricken erfunden?" so möchte ihnen die Antwort sehr nahe liegen: „Das kann doch nur Eva gewesen sein, und hätte sie auch im Paradiese noch nicht gestrickt, weil sie da noch keine Strümpfe brauchte, so jedenfalls gleich nachdem sie mit ihrem Adam aus dem Paradiese verwiesen war." Aber das

wäre ein großer Irrthum, denn es steht fest, daß nicht nur Adam und Eva, sondern noch viele tausend Jahre alle Menschen nach ihnen ohne dieses Bekleidungsstück gegangen sind; ja noch die stolze Königin Elisabeth von England freute sich „wie ein König", als man ihr das erste Paar Strümpfe brachte.

Im Jahre 1527 kam ein Franzose, der sich einige Zeit in Schottland aufgehalten, nach Frankreich zurück und brachte dorthin die Kunst des Strickens mit, die er in Schottland gelernt, und die, wie er sagte auch dort ganz neu sei.

Das ist die erste Nachricht, die wir vom Stricken haben, und die einzige über seine Erfindung. Aus Schottland stammt es — und merkwürdiger Weise wird jetzt noch in Schottland mehr als irgendwo anders gestrickt, denn da stricken nicht bloß die Frauen, sondern zum größten Theile auch die Männer —, aber den Namen des Erfinders oder der Erfinderin weiß Niemand zu nennen. — Und doch ist diese Erfindung von hoher culturhistorischer Bedeutung; mit ihr beginnt eine neue Epoche productiver Arbeit, die seitdem zur ersten schöpferischen Thätigkeit für jedes weibliche Wesen geworden, der erste Anfang zu der sich durchs ganze Leben ziehenden unermüdlichen Schaffungslust.

Das Stricken kam zu seiner Zeit schnell in Aufnahme, und nicht lange, so gab es auch in England schon eine Strickmaschine, den Strumpfwirkerstuhl des Magisters William Lee zu Cambridge im Jahre 1589. Es liegt also sehr nahe, Lee für den Erfinder dieser Maschine anzugeben, wie auch häufig geschieht, und doch herrscht darüber auch ein gerechter Zweifel, denn Engländer und Franzosen haben sich viel um die Ehre dieser Erfindung gestritten, wobei die Ersteren behaupten, ihr Landsmann habe die Erfindung im Auslande gemacht, und Letztere sagen, ihr Landsmann sei, da er in Frankreich nicht reussirt, mit seiner Erfindung nach England gegangen.

Auch die Schotten nehmen die Ehre der Erfindung für einen ihrer Landsleute in Anspruch und erzählen, daß ein junger schottischer Graf zu dieser Erfindung durch die Liebe gebracht worden sei, und es liegt manches Wahrscheinliche in der Sage. Es war zwar damals nicht die Art des schottischen Adels, an den Künsten Wohlgefallen zu finden und geistige Aufgaben zu lösen, sondern seine Beschäftigung waren vielmehr ewige Händel mit den Nachbarn und blutige Raufereien, und außerdem nur noch Jagd und Gelage; aber es gibt doch überall Ausnahmen, und der Graf soll eben eine solche gewesen sein und sich fast ausschließlich

mit Mechanik beschäftigt haben. Denken wir uns nun einen solchen Mann in heißer Liebe für eine Dame erglüht, die eben anfängt, zu stricken, das heißt, nicht strickt wie unsere Damen, die sich dabei noch überall umsehen und die bunteste Unterhaltung führen können, sondern wie ein Kind, das eben lernt — eifrig und unablässig auf ihre Arbeit sehend, während er ihr so gern in das Gesicht sehen möchte, und ihre Maschen zählend, während er eben seine Herzenswünsche wunderschön in Worte gebracht zu haben glaubt, von denen sie des Zählens wegen aber nichts hören kann, sondern einfältig aufblickt und fragt: „Wie"? — so werden wir sehr erklärlich finden, daß so ein Mann darauf sinnt, eine Maschine zu erfinden, die diese seine heiligsten Interessen störende Arbeit übernehme, und daß er eines schönen Tages seiner Angebetenen in die strickenden Hände fällt, und ihr eine solche Maschine verspricht, wenn sie nicht mehr stricken und seine Wünsche auf ihr Herz und ihre Hand erhören wolle.

Daß sie nun die Hingabe ihrer Freiheit an die Bedingung bindet, vorerst die Maschine zu schaffen, liegt ganz im Charakter der damaligen Zeit, und ebenso, daß ihn jetzt nicht nur die Liebe, sondern auch sein Ehrgefühl ohne Ruhe und Rast zur Herstellung einer solchen Maschine treibt. Es mag darüber noch manche Zeit vergangen sein, aber endlich hatte er sie fertig und zwar in einer Vollendung, daß Jahrhunderte lang kein Kopf und keine Hand im Stande war, etwas an ihr zu bessern. In dieser Beziehung steht der Strumpfwirkerstuhl wirklich einzig da, denn alle anderen Maschinen sind aus kleinen Anfängen und allmäligen Verbesserungen entstanden — man denke nur daran, welche polternden, lärmenden Ungeheuer noch vor 100 oder 50 Jahren unsere jetzt so geräuschlos arbeitenden, zierlichen Dampfmaschinen waren, oder welche Verbesserungen unsere neuesten Nähmaschinen erfahren mußten, ehe sie praktisch brauchbar wurden. — Waren denn aber die verwickelten Leistungen des Strumpfwirkerstuhls so einfach zu lösen? O, man betrachte ihn nur, um zu sehen, wie schwer seine Zusammensetzung zu ergründen, wie kunstvoll seine Construction, wie sinnreich erdacht er ist, wie er alledem keiner andern Maschine nachsteht. Und wenn er nun doch trotz alledem so vollkommen fertig, so jeder Verbesserung unzugänglich in die Welt trat, wer wollte da noch zweifeln, daß so vollendet erfinderisch doch allein nur die Liebe sein konnte?

Doch überlassen wir diesen Stoff den Novellisten und kehren wir aus dem Reich der Sagen und Träume wieder zurück in die Wirklichkeit,

zum ersten Strumpfwirkerstuhl des Magister Lee zu Cambridge, mit dem er die Strumpfwaaren-Fabrication im Jahre 1589 eröffnete.

Wenn wir den Bedarf an Strümpfen bedenken, als noch fast gar keine auf der Welt waren, so wird es uns nicht wundern, daß der Strumpfwirkerstuhl bald die umfangreichsten Geschäfte machte. Doch bei den Strümpfen blieb es nicht, die neue Arbeit schuf eine neue Mode, Wämmser und Hosen, fast alle Bekleidungsstücke wurden gestrickt, und das glückliche England war allein im Besitze dieser Erfindung und hielt sie furchtbar geheim. Ganz Europa schien in englische Abhängigkeit fallen zu wollen.

Ob es nun zur Aufgabe fremder Gesandten gehört, neben dem Auskunden der diplomatischen Geheimnisse auch technische und gewerbliche in Obacht zu nehmen, ist fraglich, doch schien Herr Antonio Corer, der venezianische Gesandte in London, wohl der Meinung zu sein, und es gelang ihm mit vieler List und vielem Gelde im Jahre 1614 eine solche Maschine an sich zu bringen und mit einigen Arbeitern heimlich aus England nach Venedig zu schaffen. — Es folgte jedenfalls wieder eine Zeit des Geheimhaltens, denn erst in der Mitte des Jahrhunderts treffen wir den Strumpfwirkerstuhl auch in Frankreich, wo Jean Hindret, im Jahre 1656 ein Privilegium „seidene Strümpfe zu wirken" erhielt. In welch hohem Ansehen noch immer die Strumpfwaaren-Fabrication und ganz besonders die durch die Mode begünstigte Seidenwirkerei stand wird dadurch bekundet, daß die Arbeiter adeligen Rang hatten und den Degen tragen durften.

Nach Deutschland kam der Strumpfwirkerstuhl erst zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts, wurde aber auch hier über hundert Jahre lang eine Quelle reichen Gewinnes, denn außer für das eigene Land arbeiteten die deutschen Fabriken auch noch für viele andere Länder. Besonders war es Spanien, daß seinen Bedarf nicht nur für sich, sondern auch für seine überseeischen Colonien aus Deutschland bezog; fast ganz America wurde durch seine Vermittlung mit diesem Artikel deutscher Industrie versehen, und namentlich in den kleinen sächsischen Städten konnte man von Haus zu Haus die Strumpfwirkerstühle schnurren hören.

Da — es war im Jahre 1808 — spielte in der spanischen Königsfamilie ein kleiner häuslich-palitischer Zwist, in Folge dessen der König Karl IV. die Krone niederlegte und der beim Volke sehr beliebte, damals freisinnige Erbprinz als Ferdinand VII. den Thron bestieg. Aber die deutschen Fürsten und der in Deutschland schon mächtige Napoleon, dem

jeder Anlaß zum Streit angenehm war, versagten diesem Thronwechsel ihre Anerkennung und spanischerseits brach man dafür jede Handels- und Geschäftsverbindung mit Deutschland ab. Die deutschen Strumpfwaarenfabriken versuchten zwar noch auf anderen Wegen wenigstens ihre Verbindung mit America zu erhalten, aber sie fielen Schwindlern in die Hände, und nach einigen harten Verlusten gingen diese Fabriken fast sämmtlich ein. Ihre Besitzer waren meist reiche Leute und konnten sich als Rentiers zur Ruhe setzen; doch die einst adeligen Arbeiter und mit ihnen mancher selbstständige Meister konnten jetzt betteln gehen oder sich in geringem Tagelohn als Handlanger verdingen, da ihnen der damals noch überall herrschende Zunftzwang nicht einmal erlaubte, zu einen anderen Gewerbe zu greifen, selbst wenn sie eins verstanden hätten.

Was die äußere Wandelung des Strumpfwirkerstuhls betrifft, so war er darin, wie schon gesagt, von conservativstem Charakter. Zur Zeit seiner Erfindung strickte man nicht mit stählernen Nadeln, sondern mit fein geschnitzten Holzstäbchen, und so war auch er in allen seinen Theilen nur Holz und blieb so unverändert über 200 Jahre lang. Erst als mit der höheren Cultur der Eisenbearbeitung auch sein Holz in Eisen sich verwandelte, fanden sich einige kleine Veränderungen und Verbesserungen, die eben das neue Material mit sich brachte; doch sein goldenes Zeitalter war damals schon vorüber.

Sein Hauptmangel war immer, daß er nur Flächen strickte, nicht in die Runde und daß also seine Producte verschiedener Nähte beburften. Fand man eine Abänderung dieses Uebelstandes zu schwierig oder hielt man eine Abänderung dieses Uebelstandes zu schwierig oder hielt man in der Zeit seines Flors eine solche für überflüssig, genug, es geschah nie etwas dafür und erst nach seinem Verfall hat man angefangen auf Abhilfe zu denken. Wie oben schon gesagt, benutzt man zwar die alte Maschine mit ihrem geraden Gange da, wo sie eben zu brauchen ist; aber man hat ihr andere, wesentlich anders construirte an die Seite gestellt, die cilindrische und konische Stücke und ohne Naht herstellen und läßt die Handstrickerei noch die letzte Vollendung geben, wo die Maschinen nicht ausreichen. So erzielt man durch Verbindung aller Strickmethoden, die in der Zeit des Zunftzwanges und der Gewerbebeschränkungen gar nicht einmal möglich gewesen wäre, die verschiedensten Stücke und leistet allen Anforderungen Genüge. Es steht fest, daß man auch vor Erfindung der neuen americanischen (Aiken'schen) Strickmaschine in Süd-Deutschland schon „Rundstühle" hatte, und das eben die wenigen, sich aus der besagten Krisis rettenden Fabriken in der Stille an einer besseren Herstellung

ihrer Fabrikate gearbeitet haben. Möge der alte Flor ihnen wieder erblühen in neuer Pracht! Nur eins brauchen wir nicht wieder: die Privilegien und adeligen Vorrechte. Unsere Arbeiter haben seit jener Zeit gelernt, daß dergleichen sie nicht schützen können vor Armuth und Noth; es ist ihnen klar geworden, daß freie Arbeit und freier Verkehr und gleiches Recht und gleiche Pflicht für Alle viel ehrenwerther und vortheilhafter sind, als irgend welches räuberische Vorrecht, und sie haben das schmähliche Streben, Andere in der freien Ausübung ihrer Thätigkeit zu beschränken, um aus solcher Beschränkung für sich einen Gewinn zu ziehen, als ein verwerfliches Beginnen erkannt und den Kampf gegen die beschränkenden Gesetze überall aufgenommen. Und damit haben sie sich selbst einen Adel gegeben, einen, den ihnen Niemand nehmen kann; mögen sie ihn sich immer mehr zu eigen machen und ihn stets bewahren und hochhalten: den Adel der Gesinnung!

Kleine Mittheilungen.

(Ein fossiler Menschenschädel.) Nach einer Mittheilung im Anthropological Review vom Jänner 1868 ist jüngst in Californien ein Menschenschädel in einer Tiefe von 130 Fuß aufgefunden, der nach seiner Lagerung viel weiter in die Vergangenheit zurückreicht als die Verfertiger der Steininstrumente der ältesten bisher aufgefundenen Periode bei Abbeville. Herr Watson hat diesen Fund in einem Bergwerksschacht gemacht, bei Altaville in der Nähe von Angelo, Calvarus, Country, California. Die Schichten, welche über dem Schädel lagen, sind von oben nach unten folgende: schwarze Lava 40 Fuß, Kies 3 Fuß, helle Lava 30 Fuß, Kies 5 Fuß, helle Lava 15 Fuß, Kies 25 Fuß, dunkle braune Lava 9 Fuß und endlich Kies von 5 Fuß Dicke, der den Schädel umschloß. Die hier erwähnten Lavaschichten bestehen aus einer festgewordenen vulkanischen Aschenmasse. Der Schädel selbst war bedeckt und inkrustirt mit Steinmasse. Erhalten waren: das Stirnbein, die Nasenbeine, der Oberkiefer der rechten Seite, ein Theil des linken Schläfenbeins, das Jochbein und beide Augenhölen. Auffallend ist die Dicke der Schädelknochen, sonst aber zeigen sie einen ganz normalen Typus. Die Thatsachen in Betreff der Entdeckung dieses Schädels wurden durch Professor Whitney der Akademie der Wissenschaften in Californien mitgetheilt. Dieser Gelehrte spricht gleichzeitig den Vorsatz aus, die Localität zu besuchen, und selbst den Ort zu sehen, an dem diese interessante Entdeckung gemacht ist.

(Tonerzeugende Apparate bei Krebsen.) Während bei den Insecten schon längst Apparate bekannt sind, die zur Erzeugung von Tönen dienen (wir erinnern nur an das Heimchen), haben die Krebse ihre Productionen auf dem Felde der Akustik bis in die neueste Zeit zu verbergen gewußt. In dieser Beziehung erwähnt Dana in seinem großen Werke über die Crustaceen nur der Gattung Ocypoda, einer tropischen Landkrabbe, die sich durch ein sehr entwickeltes Auge auszeichnet, und der Behendigkeit, mit welcher sie auf dem Sande einherläuft, ihren wissenschaftlichen Namen (Schnellfuß) verdankt. An den Scheerenballen dieses Krebses findet sich nämlich eine geriefte Leiste, und an einem der ersten Glieder des Scheerenfußes ein Steg, über den bei zurückgelegter Scheere jene Leiste sich hin und her bewegen kann. Wenn man diese Bewegungen an todten Spiritusexemplaren ausführt, so entsteht ein feineres oder gröberes knarrendes Geräusch. — Neuerdings hat nun Dr. Möbius in dem Aquarium des Hamburger zoologischen Gartens einen neuen Tonkünstler entdeckt. Ein großer langschwänziger Krebs, der gleich dem Hummer öfter bei unseren Delikatessenhändlern erscheint, der Palinurus vulgaris (in Frankreich Languste genannt), besitzt an der Basis seiner großen Fühlhörner eine Platte, die mit sehr kurzen, aber steifen Haaren besetzt ist. Diese Platte reibt sich an der Seitenfläche einer bogigen Nase, welche zwischen beiden Fühlern sich erhebt. Werden die Fühler nun gehoben, so setzen die schräg nach aufwärts gerichteten Härchen der Bewegung einen kleinen Widerstand entgegen und erzeugen ein Geräusch, gerade wie eine feuchte Fingerspitze über eine Tischplatte fortgestossen, einen Ton erzeugt. Das Geräusch soll „dem Knarren ähnlich sein, welches entsteht, wenn man das Oberleder eines Stiefels gegen ein Stuhl- oder Tischbein drückt", und wird auch an dem außerhalb des Wassers befindlichen Krebs beobachtet. Hiermit ist die Reihe der mit Tonapparaten begabten Krebse sicherlich noch lange nicht geschlossen; so könnte man noch die beiden Krabbengattungen Matuta und Sesarma als stark verdächtig denunciren.

(Sonnenflecke und Erdmagnetismus.) Bei dem erhöhten Interesse, das die Erforschung der Sonnenflecke gegenwärtig in der Wissenschaft behauptet, ist es wichtig, alle Beziehungen derselben zu uns bekannten Erscheinungen zu beachten. Eine solche Beziehung scheint nun zwischen den Sonnenflecken und dem Erdmagnetismus zu bestehen. Sie

wurde zuerst im Jahre 1852 von dem englischen Obersten Sabine ausgesprochen auf Grund sorgfältiger eigener Messungen und der Untersuchungen von Schwabe in Dessau. Dieser hatte aus Beobachtungen in den Jahren 1828 bis 1848 im Erscheinen der Sonnenflecke eilfjährige Schwankungen gefunden, so daß nach etwa 5 Jahren einmal sehr viel und dann nach weiteren 5 Jahren sehr wenig Sonnenflecke gesehen wurden. Dasselbe Schwanken in denselben Perioden hatte Sabine in der Stärke des Erdmagnetismus beobachtet. Er machte auf diese merkwürdige Uebereinstimmung aufmerksam und stützte die Wahrscheinlichkeit eines Zusammenhanges zwischen Sonnenflecken und Erdmagnetismus durch die längst bekannte Beobachtung, daß im Winter zur Zeit der Sonnennähe der Erdmagnetismus am stärksten ist. In den Jahren 1859—1865 hat nun Secchi in Rom ebenfalls gleichzeitige Beobachtungen der Sonnenflecke und des Erdmagnetismus angestellt, und aus ihnen dieselbe Uebereinstimmung zwischen dem häufigeren Erscheinen der Sonnenflecke und der Größe der täglichen Schwankungen der Magnetnadel nachgewiesen. Ein solcher Einfluß der Sonne auf den Erdmagnetismus, daß mit der Zahl der Flecke auch die Größe der magnetischen Schwankungen zunimmt, scheint nach diesen übereinstimmenden Beobachtungen vorhanden zu sein. Eine Erklärung für diesen Zusammenhang, den auch schon Humpoldt vermuthet, kann jedoch vom gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft aus nicht gegeben werden.

(Der Doppelstern Sirius und seine Farben.) An dem glänzendsten Sterne des Fixsternhimmels, dem Sirius, der in hellem weißen Licht leuchtet, waren Eigenbewegungen beobachtet worden, die der große Astronom Bessel einer Berechnung unterzog. Das Resultat seiner Rechnung war, daß dieser Fixstern kein einfacher, sondern ein Doppelstern sein müsse, der nach Art aller bekannten Doppelsterne mit seinem zweiten Sterne sich um den gemeinschaftlichen Schwerpunkt dreht. Nun hatte zwar weder Bessel noch sonst ein Astronom neben dem Sirius einen zweiten Stern sehen können, aber die Rechnung war richtig; Bessel mußte daher annehmen, daß der zweite Stern ein dunkler sei, da die Existenz solch' dunkler Sterne am Himmel bereits anderweitig erwiesen war. Vor etwa 4 Jahren wurde nun dieser zweite Stern auf der Sternwarte zu Petersburg als ein sehr blasser und lichtschwacher Begleiter des Sirius gesehen und somit die Berechnung von Bessel durch die Beobachtung bestätigt. Das Licht

desselben wurde aber so schwach gefunden, daß es neben der glänzenden Helligkeit des Sirius vollkommen erklärlich war, warum dieser zweite Stern der Beobachtung bisher entgangen war. Dieselbe Entdeckung war schon etwas früher von dem americanischen Astronomen Clark in Cambridge bei Boston gemacht worden. Von ihm war der Siriusbegleiter nicht nur gleichfalls gesehen, sondern es schien ihm auch, als nehme dieser lichtschwache Stern immer mehr an Helligkeit zu. Außerdem fand er aber, daß dieser Stern im Gegensatz zum weißglänzenden Sirius ein entschieden rothes Licht hat. Die letztere Angabe, die sich unterdeß auch vielfältig bestätigt hat, gewinnt ein ungemein hohes wissenschaftliches Interesse, wenn man damit vergleicht, was die alten Griechen über den Sirius sagen. Es bezeichnen nämlich Ptolomäus sowohl wie Seneca den Sirius als rothen Stern, während doch Jeder sich überzeugen kann, daß unser Sirius ein unverkennbar weißes Licht hat. Es ist daher im höchsten Grade wahrscheinlich, daß die Griechen nur jenen zweiten Stern des Sirius gesehen und den jetzigen hellweißen gar nicht gekannt haben. Zur Erklärung dieser so auffallenden Erscheinung wird auf Grund der americanischen Beobachtungen die Hypothese angenommen, das die beiden Siriussterne, von denen der eine ein weißes, der andere ein rothes Licht hat, nach gewissen Zeiten in ihrer Helligkeit mit einander abwechseln. Danach wäre der rothe Sirius jetzt in dem Stadium der Lichtzunahme und der weiße, jetzt so hellglänzende finge an, allmälig lichtschwächer zu werden. In wieviel Jahrhunderten sich die vollständige Umkehr, daß also der weiße Sirius ganz dunkel, der rothe hingegen hell erscheint, vollzogen haben wird, oder ob vielleicht der Lichtwechsel der Doppelsterne einen andern Grund hat, dies werden erst spätere genaue, lichtmessende Untersuchungen zu entscheiden im Stande sein.

(Kartoffeln.) Mohren kann man bekanntlich nicht weiß waschen, aber daß sich die Natur doch in vielen Fällen beliebig drehen und wenden läßt, zeigen die Leistungen, man könnte sagen, Neuschöpfungen unserer Blumen- und Thierzüchter. Ein glücklicher Experimentator im Fache der Nutzpflanzen, Herr Advocat Graichen in Leipzig, dem viele der lehrreichsten Anbauversuche zu verdanken sind, lehrt uns jetzt auch das Kunststück, rothe und blaue Kartoffeln dauernd in weiße zu verwandeln. Die Zellen der Korkschicht, woraus die Kartoffelschalle besteht, vermehren sich während des Wachsthums beständig, da aus einer unterliegenden Brutschicht immer

neue hervorgehen. Bei den farbigen Knollen enthält diese letztere Schicht zugleich den Farbstoff in Saftform. Schält man nun im Herbst mit einem scharfen Messer eine solche Knolle so dick ab, daß die Farbe mitgenommen wird, trocknet sie ab und überläßt sie sich selbst, so findet man, daß durch diese Behandlung ihre Vegetationskraft nicht geschädigt worden ist: sie überzieht sich mit einer neuen Schale und bildet neue Augen, aber die Schale ist nunmehr weiß. Eine so behandelte Kartoffel im Frühjahr als Mutterknolle verwendet, erzeugt die schönste und gesundeste Nachkommenschaft.

Meteorologisches.

Witterung im Mai 1868.

Dem eben verflossenen Wonnemonat muß man alles Gute nachsagen, ja nur den einen Tadel hat er verdient, daß er gar zu schön und warm war. Die Vegetation entwickelte sich mit ungewöhnlicher Raschheit und die anziehenden Erscheinungen des Grünens und Blühens zogen allzu schnell und flüchtig an uns vorüber. In wenigen Tagen war bei den meisten Pflanzen die Blüthe vorüber und — bei dem mangelnden ausgiebigen Niederschlag — auch zum Nachtheil der sich daraus entwickelnden Frucht. Vorherrschender trockener Ostwind.

Für Klagenfurt wurden folgende Mittel der Witterungselemente berechnet, welche von den (eingeschloffen beigesetzten) normalen bedeutend abwichen: Luftdruck 321·0‴ (319·5), Luftwärme 14·5 (11·8), Niederschlag 1·3″ (3·1) u. s. w. Höchste Wärme am 26. 26·2°. Wir finden in der aufgezeichneten Geschichte der Witterung nur 1 Jahr 1841, in welchem der Mai noch wärmer war (15·3) nahe so warm war er 1865 (13·3), 1847 (13·5), 1834 (13·5). Im Jahre 1847 stieg das Thermometer im Mai noch höher, und zwar am 25. auf 27·8, worauf ein Hagelwetter eintrat und die Luftwärme im ganzen Sommer nicht mehr so hoch stieg. Noch weniger Niederschlag hatte der Mai nur 1865 (1·2), 1855, 1835, 1834 (0·3) und 1833. — Gewitter waren an 7 Tagen, jedoch war nur das vom 28. bedeutend und brachte ausgiebigeren Niederschlag.

An allen übrigen Stationen stieg die Wärme gleichfalls sehr hoch, in Pontafel auf 26·8, Klagenfurt und Sachsenburg auf 26, Raibl auf 25·0,° sonst auf 22 bis 24, auch in Luggau und St. Peter über 26·0°, am hohen Jaukenberg auf 17·0°, am Hochobir auf 14½. Die Wärme fiel nur am Jaukenberg auf 0, am Hochobier auf —0·5. Auffallend war die Trockenheit der Luft am 4., welche in Klagenfurt nur 23, in Sachsenburg 22 Percent der Sättigung betrug.

Eisen- und Bleipreise im Beginne des Monats Juni.

Die Eisenpreise haben sich seit einem Monat nicht geändert, von allen Seiten berichtet man von sich belebender Geschäftsthätigkeit; selbst für die belgischen Eisenfabriken trat eine merkliche Besserung ein, nachdem bedeutende Abschlüsse für das Ausland, namentlich Rußland, erfolgten und selbst mit Oesterreich Unterhandlungen über Schienenlieferung stattfinden. Der neue Zollvertrag Oesterreichs mit den Zollvereinsstaaten übt schon seinen Einfluß auf die oberschlesische Stabeisenfabrication durch vermehrte Bestellungen aus Oesterreich, und man verspricht sich dort einen ganz bedeutenden Aufschwung des Geschäftes. Blei ist gesucht und die Preise haben gegen die in dem vorigen Monat angezogen, noch immer mußte in Kärnten spanisches und selbst preußisches Blei zum Theil aushelfen.

Eisen-Preise.

Per Zollcentner in ö. W.:

Köln: Holzkohlenroheisen und Spiegeleisen fl. 2·25 — 2·60, Coaks-Roheisen affinage fl. 2·10, graues fl. 2 — 2·25, Schottisches fl. 2·25 — 2·40, Stabeisen grobes fl. 4·88 — 6 fl.

Preußisch-Schlesien: Holzkohlenroheisen fl. 2·20 — fl. 2·25, Coaksroheisen fl. 2·08 — fl. 2·18, Stabeisen gewalztes fl. 4·25 — 5 fl., geschmiedetes fl. 5·12 — 6·75.

Blei-Preise.

Köln: Raffinirtes Weichblei fl. 9·85 — 10, Hartblei fl. 9·68 — 9·90.

Berlin: Sächsisches fl. 9·88—10; Tarnowitzer fl. 10·12 — 11·25. Spanisches Rein & Comp. fl. 10·50.

Klagenfurter Getreidedurchschnittspreise im Juni der Jahre

	1859,	1860,	1861,	1862,	1863,	1864,	1865,	1866,	1867,	1868.
	fl. kr.									v. 1.—15.
Weizen	5·11	5·85	7·29	5·59	4·53	4·73	3·72	4·87	6·26	6·14
Roggen	3.23	3·61	5·21	4·46	3·25	2·75	2·83	4·15	3·60	3·87
Gerste	3·73	3·84	4·12	4.22	3·30	3 54	2·27	3·37	4·02	3·38
Hafer	2·37	2·33	2·38	2·84	2·29	2·02	1·53	2·20	1·83	1·97
Mais	3·42	4·37	2·95	4·92	3·39	3·19	2·76	3·65	3·73	3·24
Silberagio	144·03	128·58	137·21	126·29	110·46	113·96	107·07	132·38	122·50	114·38

Inhalt des Juni-Heftes.

Druck von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Beilage zu Nr. 6 der „Carinthia".

Mittheilungen aus dem Geschichtvereine.

a. Geschenke.

Vom Herrn Oswald Rischelwitzer, fürstl. Porcia'schen Vicedom ꝛc. in Mauthen: 19 Stück Original-Urkunden auf Pergament (1 Ortenburg'scher Lehenbrief vom Jahre 1396 mit schönem Siegel; — 11 aus dem 15., 5 aus dem 16. und 2 aus dem 17. Jahrhunderte).

Vom Herrn Andreas Tautscher, f. b. g. Consistorialrath, Dechant und Stiftspfarrer in Maria Saal: Eine schöne antike Nadel aus Bronze, 8½" lang, welche vor beiläufig 5 Jahren bei Seidolach am Matzenberge gefunden wurde.

Vom Herrn Franz Trau, Privat in Wien: 1 antike griechische Silbermünze und 19 antike griechische Kupfermünzen, darunter 7 Stück sehr selten; dann 1 Kärntner-Pfennig vom Jahre 1700 in Silber.

Vom Herrn Fr. M. v. Jabornegg-Altenfels, pens. k. k. Oberlandesgerichtsrathe: Bruchstück einer antiken thönernen Grablampe mit dem Reliefbilde eines geflügelten Genius, vom Helenenberge.

Vom Herrn Karl Dürnwirth, Spiritual des f. b. Gurker-Priesterhauses ꝛc.: 1 kupfernes Halb-Soldo-Stück der Grafschaft Görz; 1791.

Von der k. k. mährisch-schlesischen Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde in Brünn: Schriften der historisch-statistischen Section. XV. Band.

Von der königl. baierischen Akademie der Wissenschaften in München: Sitzungsberichte; 1867, I. Heft Nr. 4; 1867, II. Heft Nr. 1.

Von der k. k. statistischen Central-Commission in Wien: Mittheilungen aus dem Gebiete der Statistik. 14. Jahrgang, 1. Heft.

Vom Voigtländischen Alterthum-forschenden Vereine in Hohenleuben: Dessen 37. Jahresbericht.

Vom Vereine für Geschichte der Deutschen in Böhmen: a. Fünfter Jahresbericht 1866/1867. — b. Vereins-Statut. — c. Mitglieder-Verzeichniß. — d. Vereinsmittheilungen; V. Jahrgang Nr. 2 — 6; VI. Jahrg. Nr. 1 und 2.

Vom Herrn Dr. Valentin Pogatschnigg, k. k. Statthalterei-Concepts-Prakticanten in Graz: a. Catalog der 3. Ausstellung des steiermärkischen Kunst- und Industrie-Vereines. — b. Die alte ständische Verfassung Tirols. Von Albert Jäger, 1848. — c. Kärntnerische Zeitschrift. 2. Bändchen. — d. Die türkische Bibel, oder: des Korans allererste deutsche Uebersetzung aus der arabischen Urschrift. Vom M. Dr. F. Megerlin. 1772. — e. Orig. Lustspiel von Dr. Eugen Netoliczka: „Er muß in den Frack". Gedruckt in Graz, 1862. — f. Karl Dofer's Gedichte. Graz 1858. — g. „Aus den Bergen". Gedichte von Franz Tiefenbacher. Graz, 1866. — h. „Aus der Seele". Gedichte von Eugen Netlitz. Graz 1862. — i. Eine alte Abbildung der Stadt Klagenfurt aus dem 17. Jahrhunderte. — k. Berichte der Grazer Handels- und Gewerbekammer für die Jahre 1858—1862.

Vom Herrn Heinr. Hermann, Hörer der Rechte: Wiener-Chronik für das Jahr 1848. Von Franz Peyer. 1. Lieferung.

Vom Herrn Georg Winter, k. k. Postdirector in Villach:

a. Riccardi: Storia dei Vescovi Vicentini.

b. Paravia: Viggetto a Possagno.

c. Schneller: Studj sopra i Dialetti volgari del Tirolo italiano.

d. Statuti italiani. Saggio Bibliografico di F. Berlan.

e. E. S. Righi: Saggio di canti popolari Veronesi.

f. G. Carcano: Ida della Torre. Episodio patrio.

g. A. Magrini: Notizie Storico - descrittive della chiesa Cattedrale di Vicenza.

h. Vergi: Storia degli Ecelini. — 3 Theile.

i. Cima: Il tempio di Canova in Possagno.

k. Il Duomo di Milano.

l. Polati: Notizie chronologiche della erezione della chiesa di S. Stefano in Vicenza.

m. Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg. 13. Heft.

n. 12 kleine Piecen verschiedenen Inhalts.

Von Sr. Durchlaucht, Herrn Fried. Karl Fürsten von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst: Die von ihm verfaßte Monographie: „Das heraldische Pelzwerk". 1867.

Vom Herrn Franz Mich. v. Jabornegg-Altenfels, k. k. Oberlandesgerichtsrathe in Pension &c.: 7 Urkunden auf Papier aus dem 17. Jahrhunderte, darunter: Orig. Schreiben des kärnt. lan. Verordneten Rathes an Gregor Weinperger, Pfleger zu Karlsberg ddo. 14. August 1656 wegen Verpflegung der einquartirten Kriegsvölker aus innerösterr. Landen, welche am 13. und 14. August 1656 in der Zahl von 6500 Mann sammt Troß zu einer Generalmusterung bei Klagenfurt einberufen waren.

Vom Herrn Professor P. Reiner Graf: a. Ein antikes Beil aus Serpentin; — b. Bruchstück einer Fibula aus Bronze; — c. 1 Bronze-Münze des K. Septimius Severus. (Diese Anticoglien wurden auf dem Plateau nächst dem Warmbade bei Villach, und zwar, unter dem sogenannten „Taborfelsen" in der Nähe des hölzernen Schrott-Thurmes hart an der Felswand, nebst zwei Gerippen, bei Abgrabung des Schotters gefunden ao 1867.

Vom Herrn Dr. J. Rabl, k. k. Rathe und Advocaten &c. in Triest: Ein Goldstück vom Dogen Mich. Steno (1400—1413). Diese Münze wurde ao 1867 nebst 79 anderen Goldstücken (von den Dogen Mich. Steno und Anton Vener, und vom König Sigmund von Ungarn) in einem Ledersacke verwahrt, beim Abbrechen des alten Pfarrhofes zu St. Peter im Holze aufgefunden.

Vom Herrn Ludwig Walter, Inhaber des Warmbades nächst Villach: Das polnische Tapferkeits-Kreuz vom Jahre 1792 mit den Inschriften: Militari virtuti — Stanislaus Augustus, Rex Poloniae.

Vom Herrn Josef Ulleptisch, k. k. Bergamts-Oberbeamten in Prag: Ein silberner Ring mit der Umschrift: „Lissa. 20. 7. 1866." — (Admiral Tegetthoff schenkte jedem der 500 Mann seiner Schiffsbemannung einen solchen Ring zum Andenken.)

Vom Herrn Eduard Hermann, Hörer der Rechte: 5 baierische Brakteate und eine alte dänische Silbermünze.

Vom Herrn Christian Ritter d'Elvert, k. k. Oberfinanzrathe, Ehrenmitgliede des kärnt. Geschichts-Vereines x. x. in Brünn: Das von ihm verfaßte Werk „Zur Geschichte des Bergbaues und Hüttenwesens in Mähren und Oesterreichisch-Schlesien. 1866."

Vom Herrn Achatz, Cleriker des Stiftes St. Paul: Urkunde des Bischofes Wernher von Lavant, ddo. St. Andrä, 9. Mai 1314 (Litterae reformatoriae tam in spiritualibus, quam in temporalibus) Orig. auf Pergament mit anhängendem Siegel.

Vom Herrn Alois Weiß, Archivar des kärnt. Geschichtsvereines: Bruchstück einer antiken Fibula aus Bronze vom Helenenberge.

Vom Herrn Gradischnigg, Hubbesitzer am Helenenberge: 2 Stücke antiker Mosaik, welche dem Fußboden eines aufgedeckten römischen Gebäudes auf dem Helenenberge entnommen sind.

Vom Smithsonian-Institut in Washington: *a.* 12 Jahrgänge des dortigen „National-Kalenders". — *b.* Annual Report of the Board of Regents of the Smithsonian Institution. 1865. — *c.* Report of the Secretary of War. 1866. — *d.* The Journal of Prison discipline and philanthropy. 1867. — *e.* The Thirty-Ninth annual Report of de Board of Managers of the House of Refuge. — *f.* Annual Report of the Trustees of the Museum of comparative Zoölogy. 1866. — *g.* A Digest of Patents issued of the United States; 1839—1841. — *h.* Register of the Army and Navy of the United States. 1830. — *i.* Smithsonian miscellaneous Collections. 2 Bände.

Vom Herrn Dr. Julius Edl. v. Vest, k. k. Landes-Medicinalrathe x. in Graz: Die vom Herrn Dr. Math. Macher entworfene Biographie weiland Drs. Lorenz Chrysant's Edl. v. Vest, k. k. Protomedikus in Steiermark x. x.

Von einem ungenannt sein wollenden Gönner des Geschichtsvereines: Drei Geschütz-Elevations-Aufsätze aus Messing (1 mit der Jahreszahl 1606; 1 vom Jahre 1646; das anscheinend älteste ohne Jahreszahl.)

Vom Herrn Ulrich Jessenko, Fabriksarbeiter: 1 Bronzemünze des K. Nero.

Vom Herrn Simon Martin Mayer, f. b. g. geistlichen Rathe x. x.: Geschichte der ganzen österreichischen, weltlichen und klösterlichen Klerisey beiderlei Geschlechtes. Von Marian. 9 Bände.

Vom Herrn Peter Pichler, Domdechant von Gurk x. x. x.: Deutsche Vierteljahresschrift. 84 Hefte.

Von der Greifswalder-Abtheilung der Gesellschaft für Pommer'sche Geschichte und Alterthumskunde: Pommer'sche Geschichts-Denkmäler. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Theodor Pyl.

Vom Herrn Anton Kueß, landschaftl. Amtsdiener: Eine kleine americanische Silbermünze.

Vom Ferdinandeum für Tirol und Vorarlberg zu Innsbruck: Dessen Zeitschrift. 3. Folge; 13. Heft.

Von der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien: a. Denkschriften der philosoph. historischen Classe. 15 Band. — b. Archiv für österreichische Geschichts-

37. Band. — c. Sitzungsberichte der philosoph. historischen Classe. 54. Band, Heft 1—3; 55. Band; Hefte 1 und 2.

Vom Herrn Heinrich Hermann, Hörer der Rechte: Autogramme a. Tegethoff's; b. Holter's.

Vom Herrn Johann Nüßler, Silberarbeiter in Klagenfurt:

a. Medaille auf das Sängerfest in Dresden ao 1865;

b. Denkmünze auf den Tod Maximilian's I. Kaisers von Mexico;

c. Kleine ungarische Krönungs-Medaille. 1867.

Von der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale: Mittheilungen. 12. Jahrgang. Doppelheft vom Juli und August 1867.

Vom Herrn Oswald Nischelwitzer, fürstl. Porcia'schen Vicedom ꝛc. ꝛc. in Mauthen: a. Raitung zwischen Jörgen und Lamprechtn der von Malentein. Vom Jahre 1528. (Orig. auf Papier.) b. Ortenburg'sche Lehens-Acten (10 Stück; 2 auf Pergament, 8 auf Papier.)

Vom Fräul. Katharina Jochner in Klagenfurt: Ein italien. Hohlgeschoß.

Vom Herrn Fidelis Butsch, Privat in Klagenfurt: a. Römische Alterthümer aus Italien: 1. Schmuckhälter aus Bronze; 2. Halsschmucktheile: 2 Kugeln aus Krystall, 2 aus Thon und eine aus Glasfluß; 3. zwei kleine Glocken aus Bronze. — b. Kleine Sonnenuhr aus vergoldetem Kupfer in Form einer Säule (17. Jahrhundert); 4. Die Hälfte einer gläsernen Granate. (Seltenes Stück aus den ersten Zeiten der Erfindung dieser Geschoffe.)

Vom Freiherrn Markus v. Jabornegg, pens. landschaftlichen Beamten in Klagenfurt: Verzeichniß mehrerer die Herrschaft Moosburg betreffenden Schriften.

Vom Herrn Franz Mayerhofer, Schlossermeister und Hausbesitzer in Klagenfurt: 2 Wandleuchter (Schöne Schlosserarbeit aus dem 16. Jahrhunderte. Ein sehr willkommenes Geschenk dieses für den Geschichtverein immer eifrig fürdenkenden gütigen Gönners.)

Von der Geschicht- und Alterthum-forschenden Gesellschaft des Osterlandes in Altenburg: Deren Mittheilungen. 7. Band; 1. Heft.

Vom historischen Vereine für Steiermark in Graz: a. Mittheilungen. 15. Heft. b. Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen. 4. Jahrg.

Vom Vereine für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt a. M.: a. Oertliche Beschreibung der Stadt Frankfurt am Main. Von Jos. Georg Batton. 4. Heft. 1866.

b. Die deutsche Schrift im Mittelalter, ihre Entwicklung und ihr Verfall. Von Dr. Friedrich Scharff. 1866.

c. Geschichte der Dr. Senkenberg'schen Stifthäuser. Von Seb. Alex. Scheidel. Mit 5 Tafeln. 1867.

d. Mittheilungen an die Vereinsmitglieder. III. Band Nr. 2 und 3.

Von der südslavischen Akademie der Wissenschaften und Künste in Agram: 1. Wirken der südslavischen Akademie der Wissenschaften und Künste. I. und II. Band. 2. Literaturgeschichte des kroatischen und serbischen Volkes, verfaßt von V. Jagitsch. 1867. (Beide Werke in slavischer Sprache.)

Vom Herrn Eduard Hermann, k. k. Statthaltereiconceptspraktikanten in Graz: Ein Krügelchen aus Glas (18. Jahrhundert).

Von der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien:

a. Fontes rerum austriacarum. XXVII. Band.

b. Archiv für österreichische Geschichte. 38. Band; 1. Hälfte.

c. Sitzungsberichte der philosoph. histor. Classe. 55. Band, Heft III und IV; 56. Band, Heft I und II.

Von der k. k. Central-Commission zur Erforschung der Baudenkmale: Mittheilungen. XII. Jahrg. 5. Doppelheft.

Vom Herrn Ferdinand Seeland, Werksdirector in Lölling: 2 Hufeisen welche auf dem (vermutheten) Saumwege von Mühln nach Judenburg auf der Sirbitz-Alpe in beiläufig 6000' Höhe gefunden wurden.

Vom Herrn Markus Pernhart, Landschaftmaler in Klagenfurt:

a. Miniaturgemälde auf Pergament, (Wildpret- und Geflügelhändlerin) von Hanns Friedr. Raidel in Augsburg. 1665.

b. Das in Miniatur auf Pergament gemalte Wappen des Kaspar Dürl in Augsburg. 1664.

Vom Herrn Anselm Achatz, Stiftsprofeß von St. Paul: a. Druckwerke: Die religiöse Seite der orientalischen Frage. Von C. Grafen v. Ficquelmont. 1854. — Die Theologen und die Festrede vom 15. November 1865. Eine Rechtfertigung im Namen der Hörer der theologischen Facultät in Graz. 1865. — Ueber Wesen und Begriff der Menschenseele. Von Dr. Karl Werner. 1865. — Höhenbestimmung der Erdatmosphäre. Von P. Karl Robida. 1866. — Der Organismus der Universitäts-Wissenschaften und die Stellung der Theologie in selbem. Von Dr. Franz Hettinger. Würzburg.

b. Urkunden: Eid des Johann Bapt. Grafen v. Gaisruckh als Propst der Stiftskirche Maria Saal. (Orig. auf Pergament mit anhäng. Siegel.) — Retentionsbrief pro reservatione fructuum Eminent. Cardinalis ab Harach, Praepositi Soliensis, ddo. 19. Jänner 1663. (Orig. auf Perg. Siegel abgerissen.)

Vom Herrn Gustav Grafen v. Egger in Treibach: Ein beim Eisenbahnbaue nächst Zwischenwässern ao 1867 gefundener römischer Grabstein mit der Inschrift:

D. M. APTER.
VIBENI.
VIVS . FECIT.
EIRMINE
CON. KR. ET. SIBI.

Vom Herrn Josef Anderlich, Sections-Ingenieur der Kronprinz Rudolfs-Eisenbahn in St. Veit: a. Zwei kleine wohlerhaltene römische Urnen (1 aus Graphit, 1 von sehr eleganter Form aus feinem schwarzen Thone); b. Eine sehr gut erhaltene Zange für Lampendochte, aus Bronze mit prachtvoller Aerugo; c. 4 antike Bronzemünzen (1 Faustina senior, 1 Hadrian, 1 Geta, 1 unkenntlich) und 3 kleine Silber- und 1 Kupfermünze aus neuerer Zeit. (Sämmtliche Funde vom Eisenbahnbaue nächst Zwischenwässern, 1867.)

Von der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien: Deren Mittheilungen; Jahrg. 1868, Nr. 1 und 2.

Vom Vereine für Hamburgische Geschichte in Hamburg: Geschichte des Hamburger Rathhauses; von C. F. Gardechens.

Vom Herrn Dr. Florian Romer, Professor der Archäologie ꝛc. in Pest: Die von ihm verfaßte Schrift: „Les objets de l'historie du Travail Hongrois à l'exposition universelle de 1867 a Paris."

Vom Herrn Theodor Weiß, Doctoranden der Rechte: Bericht über die (von ihm geleiteten) Ausgrabungen auf dem Zollfelde im Spätherbste 1867. (Mit 4 Tafeln Abbildungen.)

Vom naturhistor. Museum in Klagenfurt: Ein Muschel-Halsband von den Kanakas der Sandwichs-Inseln.

Vom Herrn Peter Baron v. Sardagna, k. k. Major in Pension: Militär-Schematismus von 1866.

Vom histor. Vereine für Krain in Laibach:

a. Vereinsschrift „Mittheilungen" für die Jahre 1864 bis einschließig 1867.

b. P. Paul Puzel's Idiographia, sive rerum memorabilium monasterii Sitticensis descriptio. Besprochen von Georg Kozina, k. k. Oberrealschullehrer.

Vom Vereine für meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde: Jahrbücher und Jahresbericht. 32. Jahrgang.

Von der königl. baierischen Akademie der Wissenschaften in München: Sitzungsberichte. Jahrgang 1867. II Hefte Nr. 2 und 3.

Vom Herrn Buchhändler Eduard Liegel: Bücher- und Landkarten-Verzeichniß vom 2. Halbjahr 1867 der Sallmayer'schen Buchhandlung in Wien.

Vom germanischen Museum in Nürnberg: Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit. Jahrgang 1867.

Von der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde: Deren Mittheilungen. VII. Jahrgang.

Vom Vereine für Geschichte u. Alterthum Schlesiens in Breslau:

a. Achter Band der Vereinszeitschrift. Heft Nr. 1 und 2.

b. Codex diplomaticus Silesiae. 8. Band. (Enthält: Schlesische Urkunden zur Geschichte des Gewerberechtes insbesondere des Innungswesens aus der Zeit vor 1400.

c. Regesten zur schlesischen Geschichte. Abth. III. Von 1221 bis 1238.

Vom Herrn Professor Dr. Bernhard Jülg, d. z. Rector der Universität Innsbruck, Ehrenmitgliede des kärnt. Geschichtsvereines: Die von ihm verfaßte Schrift „Ueber das Wesen und die Aufgabe der Sprachwissenschaft mit einem Ueberblicke über die Hauptergebnisse derselben." 1868.

Vom Herrn Christof Negri, Präsidenten der italienischen geographischen Gesellschaft in Florenz: 2 von ihm gehaltene Vorträge.

Von der k. k. statistischen Central-Commission in Wien: Mittheilungen aus dem Gebiete der Statistik. 14. Jahrgang; 2. Heft.

Von der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltnng der Baudenkmale: Mittheilungen. 12. Jahrgang. 6. Doppelheft; 13. Jahrgang. 1. Doppelheft.

Vom Herrn pens. Oberlandesgerichtsrathe F. M. v. Jabornegg-Altenfels: a. 2 antike Bronzemünze aus dem Zollfelde (1 Titus, 1 Germanicus); b. Bruchstück einer antiken Grablampe aus Teurnia.

Vom Herrn Mark. Baron v. Jabornegg, landsch. Beamten: Antike Bronzemünze der Cleopatra Ptolomaei VII.

Vom Herrn Alois Weiß, Archivar des kärnt. Geschichtsvereines: Abschrift einer Urkunde des Bischofes Erhard von Lavant (circa 1494) aus dem Codex episcopi Heinrici im bischöflichen Archive zu Marburg.

Von der histor.-statist. Section der k. k. mähr.-schles. Gesellschaft ur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde: Deren Schriften; XVI. Band.

Vom Freiberger Alterthumsvereine in Freiberg:

a. Dessen Mittheilungen. 5. Heft.

b. Führer durch das Alterthums-Museum in Freiberg.

Vom Herrn Bertschinger, Antiquarbuchhändler in Klagenfurt: 6 Katalog-Hefte des antiquarischen Bücherlagers von H. W. Schmidt, in Halle a./S.

Vom Herrn Ritter v. Gröller, k. k. Major rc.: 1 antike Silbermünze (Valerianus); gefunden bei Radkersburg; — 1 antike Kupfermünze (Constantius); gefunden in Wels.

Vom Herrn Oswald Nischelwitzer, fürstl. Porcia'schem Vicedom in Mauthen rc. rc.: 1 Thaler (1 Peso) des Kaisers Maximilian I. von Mexico.

Vom Herrn Jos. Karl Hofrichter, k. k. Notar in Windischgraz, Ehrenmitgliede des kärnt. Geschichtsvereines rc.: 1 Münzschein (5 Cents) und 1 Briefmarke der vereinigten Staaten.

Vom Herrn Eduard Schlagenhaufer, Sectionsingenieur der Kronprinz Rudolfs-Bahn in Feldkirchen: 2 beim Eisenbahnbaue nächst Feldkirchen aufgefundene römische Grabsteine, mit nachstehenden Inschriften:

a.	b.
D. M. BARBIE. AT	D . . . . . M.
TICE. OB. ANN. L.	AVREL.
BARBIA. ATTIA.	TERTIVS.
MATRI. KARISSIME.	AVITVS. TI.
	ANV . . . . MIL.
	LEG. II . . . AN . XL.

Vom Herrn Franz Kofler, Goldarbeiter in Feldkirchen: Ein alterthümliches Petschaft.

Vom Herrn Gust. Ritter v. Gröller, k. k. Linienschiffscapitän: Ein kleines Götzenbild aus Thon, welches in den Ruinen der einstigen Priesterstadt der Azteken, Cholula, in Mexico ausgegraben wurde.

b. Ankäufe.

1. Drei antike Münzen vom Zollfelde: a. Julia Domna (Silber); b. Aurelius und c. Constantius jun. (Kupfer).
2. Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Von Dr. Const. v. Wurzbach. 17. Theil. (Marovich — Meszlény.)
3. Allgemeine Weltgeschichte von Dr. Georg Weber. 7. Band.
4. Alterthümer vom Helenenberge: 1 Metallspiegel; — Bruchstücke eines solchen; Nadel aus Bronze; 1 Schlüssel aus Eisen; 1 kleine geschliffene Marmortafel; 3 kleine Bronze-Stücke; ein großes Opfermesser aus Eisen; ein kleines eisernes Messer mit Scheide aus Bronze und einem Ringe zum Anhängen; eine schöne

beinerne Nadel; Bruchstück einer Nadel aus Bronze; verschiedene irdene Topfscherben; Bruchstücke eines Mosaikbodens; Bruchstücke einer kleinen Vase aus zartem weißem Milchglase.

5. Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale. Doppelheft für Juli und August 1867.
6. Encyclopädie von Ersch und Gruber. 85. und 86. Theil. (Griechenland.)
7. Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Tirols. Von Dr. J. v. Zingerle u. a. IV. Jahrgang. 1. bis 4. Heft.
8. Deutsches Staatswörterbuch. Von Dr. Bluntschli und Dr. Brater. (102. und 103. Heft. Völkerrecht — Württemberg.)
9. Alterthümer vom Helenenberge: Bruchstücke eines großen eisernen Dreifußes; 1 Urne aus grobem schwarzbraunem Thone, mit Deckel; 1 gut erhaltener Urnendeckel aus schwarzem Thone; 1 eiserner Griffel; Bruchstücke von 2 Grablampen mit Figuren.
10. Alterthümer vom Gurinaberge bei Dellach im Ober-Gailthale: 60 Stück, darunter 9 Figuren aus Bronze.
11. Geschichte der Steiermark. Von Dr. Albert v. Muchar. 8. (Schluß-) Band.
12. Allgemeine Weltgeschichte von Cäsar Cantu. 80. und 81. Lieferung.
13. Denkmale deutscher Baukunst, Bildnerei und Malerei. Von Ernst Förster. 276. bis 278. Lieferung.
14. Atlas kirchlicher Denkmäler des Mittelalters im österreichischen Kaiserstaate. 6. und 7. Lieferung.
15. Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale. 5. Doppelheft, 1867.
16. Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit. Von G. H. Pertz, J. Grimm u. A. 49. Lieferung. (Enthält: Die großen Kölnischen Jahrbücher.)
17. Lehrbuch der Weltgeschichte von Dr. J. B. Weiß. 3. Bd.; 2 Th. (Das Mittelalter.)
18. Denkmale deutscher Baukunst, Bildnerei und Malerei. Von Ernst Förster. 279. bis 282. Lieferung. (Enthält mit Anderem den Dom zu Gurk.)
19. Das Gesetz vom 15. November 1867 über das „Vereins- und Versammlungsrecht".
20. Dickthaler von K. Karl VI., 1713, als Dux Charinthiae.
21. 2 Schüßelmünzen in Billon (Joannes II. Comnenus Porphyrogenitus u. Manuel I. Comnenus) und 1 Kupfermünze von Joannes I. Zimisces.
22. Alterthümer vom Gurinaberge im Ober-Gailthale: 13 Stücke verschiedene Eisengeräthe; 1 kleiner Ring aus Bronze; eine kleine Maske aus Bronze; 1 kleines Stückchen Silberblech mit Gravirung.
23. Die vier letzten Lebensjahre des Grafen Ulrich II. von Cilli. Nach den Quellen bearbeitet von Alex. Georg Supan.

Carinthia.

Zeitschrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung.

Herausgegeben von
Geschichtvereine und Landesmuseum in Kärnten.

№ 7. Achtundfünfzigster Jahrgang. 1868.

Archäologische Nachgrabungen

auf dem Helenen-(Magdalenen-) Berge im Jahre 1868.
(Besprochen vom Geschicht-Vereins-Sekretär **K. v. Gallenstein.**)

Die Unterstützung großmüthiger Vaterlands-Freunde und Gönner des Geschicht-Vereines*) hat es diesem möglich gemacht, die im vorigen Jahre mit so lohnendem Erfolge begonnenen archäologischen Nachgrabungen auf dem Helenen-Berge heuer fortzusetzen.

Mit gütigster Liberalität hatte der jetzige Besitzer des Gutes Osterwitz, P. T. Herr Alwig Graf von Khevenhüller-Metsch, gleich

*) Wir finden uns verpflichtet, die gütigen Beitragenden hier namhaft zu machen und denselben nochmals den (ergebensten) Dank hier auszusprechen.

Von P. T.

Herrn Grafen Carl Christalnigg 5 fl. — Herrn Grafen Alfred Christalnigg 10 fl. — Frau Gräfin Pauline Christalnigg 20 fl. — Frau Gräfin Ordalie Christalnigg 5 fl. — Herrn Grafen Gustav Egger 100 fl. — Herrn Grafen Franz Egger 25 fl. — Herrn Grafen Karl von Fugger-Babenhausen 5 fl. — Frau Gräfin von Fugger-Babenhausen 5 fl. — Fräulein Pauline Comtesse Fugger 1 fl. — Fräulein Marie Comtesse Fugger 1 fl. — Herrn Grafen Carl Fugger 1 fl. — Herrn Ferdinand Hauser 5 fl. — Frau Mathilde von Hueber 5 fl. — Herrn Thomas Ritter von Moro 5 fl. — Herrn Guido Baron von Langg 4 fl — Herrn Max Ritter von Moro 20 fl. — Herrn Leopold Ritter von Moro 5 fl. — Fräulein Johanna von Moro 2 fl. — Herrn Paul Mühlbacher 5 fl. — Frau Antonie von Reyer 5 fl. — Von einem ungenannt sein wollenden Gönner 25 fl. —.

seinem unlängst verblichenen Herrn Oheim dem Geschicht-Vereine zum Behufe der fortzusetzenden Forschungen die beliebige Benützung des herrschaftlichen Grundbesitzthumes auf dem Helenenberge gestattet.

Es wurden nun auf diesem so wie auf dem zur Gradischniggshube gehörigen Terrain mehrere Stellen ausgezeichnet, deren Lage und äußere Gestaltung einen entsprechenden Erfolg hoffen ließ. Hiebei muß mit dankender Anerkennung hervorgehoben werden, mit welcher Uneigennützigkeit der Eigenthümer obiger Hube, Herr Valentin Urabl, vulgo Gradischnigg — eine seltene Ausnahme unter seinen Standesgenossen — die Zwecke des Geschicht-Vereines unterstützt und wesentlichen Antheil an den günstigen Resultaten hat, welche hier bisher erzielt worden sind.

Die gleiche Anerkennung gebührt dem bereitwilligen, verständnißvollen Entgegenkommen, welches die dortigen Anwohner beweisen und vorzüglich der ermunternden und belehrenden Einflußnahme des Besitzers des Gutes Ottmanach, Herrn Eduard Gautschnigg, und des Herrn Orts-Pfarrers Jakob Kucher zu danken ist, wodurch das Unternehmen wesentlich gefördert wurde.

Die Beaufsichtigung und Leitung der Ausgrabungs-Arbeiten wurden auch heuer wieder dem Geschichtvereins-Archivar, Herrn Alois Weiß, anvertraut und von ihm mit derselben Umsicht und Gewandheit, mit gleicher Liebe zur Sache wie im vorigen Jahre besorgt.

Man muß, um diese Leistung in verdienter Weise zu würdigen, solchen Ausgrabungen selbst beiwohnen und sehen, wie mühsam und sorgfältig jede Schaufel voll Erde untersucht werden muß, wie dem Scharfblicke des geübten Forschers kein Geschirr-Trümmerchen, kein Bronze- oder Eisen-Stückchen, nicht die kaum linsengroße Münze entgeht, trotzdem, daß Alles von der Moder-Erde, in welcher es liegt und steckt, ganz geschwärzt und wie mit Ruß überzogen ist.

Die Nachgrabungen wurden am 3 Juni mit 4 Arbeitern begonnen und bis 4 August — also durch volle 9 Wochen — nur mit wenigen, durch die Sonn- und Feiertage veranlaßten Unterbrechungen, fortgesetzt, da die Witterung die Arbeiten heuer besonders begünstigte.

Es wurde zuerst ein Terrain, welches dem Grundbesitzer Gradischnigg gehört und von diesem gegen eine geringe Ablösungs-Summe überlassen wurde, in Angriff genommen. Gradischnigg hatte vor zwei Jahren hier eine Goldmünze gefunden; leider erhielt der Geschicht-Verein erst später Kunde von diesem Funde, nachdem die Münze bereits in anderer Hand war und auch nicht mehr gesehen werden konnte.

Eine ausgedehnte, mehrere Fuß hohe, viereckige Umwallung ließ hier ein Gebäude von größeren Dimensionen vermuthen, dessen Aufdeckung jedenfalls von Interesse war. Es erwies sich als ein aus drei abgesonderten Bauten bestehender Complex, die wir hier mit Nro. 1, 2 und 3, bezeichnen wollen.

Nro. 1, der westlichst gelegene Bau, ist ein langes Viereck von 7 Klaftern 3 Fuß Länge und 4 Klaftern 1 Fuß Breite, dessen südliche Wand jetzt noch 3 Fuß hoch ist, wogegen die nördliche bis zu 9 Fuß Höhe sich erhebt und auch die Seitenwände in diesem Verhältniße aufsteigen. Nordseits ist dieses Gebäude von einem steilen Abhange von 5—6 Klaftern Höhe überragt. Eine im Innern des Gebäudes nach dessen Länge gezogene Zwischenmauer theilt dasselbe in zwei Abtheilungen, deren größere beiläufig 3 Klafter breit ist. In der nordöstlichen Ecke dieses Raumes ist eine 3—4 Fuß lange, nur wenige Zoll hohe, herdartige Erhöhung aufgemauert, auf welcher Kohlen, dann ein unversehrter und ein zerbrochener Schmelztiegel von 5 Zoll Höhe und 3 Zoll Durchmesser nebst Eisenschlacken sich vorfanden.

Hienächst wurden in diesem Gebäude die Hälfte einer eisernen Zange, ein ohne Zweifel zu Schmelz-Arbeiten, wahrscheinlich zum Abheben der Schlacken, gebrauchtes eisernes Werkzeug (aus einem 8½ Zoll langen eisernen Stiele mit 3 am oberen Ende seitwärts rechenförmig angesetzten, nach Außen gekrümmten Zähnen bestehend), dann ein eiserner Meißel, Nägel von verschiedener Größe, mehrere Griffel (Stylus) und Nadeln aus Eisen, eine sehr schön gedrehte Scheibe aus Bronze von 3½ Zoll Durchmesser, (vielleicht ein Gefäßdeckel), wie Löffelchen gestaltete, hübsch gedrehte beinerne Stifte, (Haarnadeln? — Ohrlöffel?), endlich auch viele Thierknochen, (vom Rinde, Schweine, von kleinen Vögeln), Gehäuse von Land- und Meerschnecken (Weinbergschnecke, Spindelschnecke) gefunden.

Der mittlere Bau — Nr. 2 — ist nicht ganz aufgedeckt worden, weil die Mauern desselben gleichfalls in die früher erwähnte steil abfallende hohe Berglehne sich verlaufen. Das bloßgelegte Gemäuer darstellt sich als ein längliches Viereck von 2½ Klafter Länge und 1½ Klafter Breite; die Wände ragen jetzt noch 6 Fuß hoch empor und sind fast 2½ Fuß dick. Das Gebäude besteht ebenfalls aus zwei Abtheilungen. Der Fußboden der nördlichen, größeren und tief liegenden ist festgeschlagener Lehm; der südliche kleinere Raum, ein Quadrat von beiläufig 1½ Klafter Durchmesser, erhebt sich zu gleicher Höhe mit den Außenwänden

(6 Fuß) und ist oben mit schönem Estrich belegt. Diese Erhöhung scheint eine Terrasse gewesen zu sein.

An der südlichen Außenwand lag ein behauener Stein von 1 Fuß 3 Zoll Höhe und 1 Fuß 4 Zoll Breite, auf welchem die Silben: IN AG. eingemeißelt sind. Er enthielt sonach die Angabe des Flächenmaßes dieses Gebäudes oder eines nächstgelegenen Grundstückes.

Man pflegte die Grundausmaße auf solchen, mit unseren Marksteinen verwandten, Steinen mit den Worten zu bezeichnen: In agro (die Tiefe oder Länge bedeutend) pedes — — (hier folgte die Ziffer); in Fronte (Bezeichnung der Breite) pedes — — —. Auf unserem Steine sind diese Zahlen nicht mehr ersichtlich. Ein eiserner Schlüssel und mehrere Nägel waren die sonstigen, hier angetroffenen Fundstücke.

Interessant sind die in diesem Gebäude vorgefundenen großen, fast 2 Zoll dicken Thonplatten mit aufstehenden zollhohen Seitenleisten. Sie dienten zur Verkleidung feuchter Wände im Innern des Hauses, vor welche sie, die Leisten nach Innen gekehrt, gelegt waren, so daß sie, fest aneinander gefügt, eine zweite Zimmerwand bildeten, die durch den zwischen ihr und dem (feuchten) Gemäuer befindlichen, luftgefüllten Raum von Feuchtigkeit vollkommen geschützt war.

Von dem — östlich gelegenen — Gebäude Nr. 3 konnte nur ein Theil der westlichen und südlichen Wand abgedeckt werden, weil die Mauern sich nördlich und östlich in die überhängende steile Bergwand, südöstlich aber in den Fahrweg verlaufen, der, an der Gradischniggbube vorüber, zum „Lugbichel“ führt und durch dessen Anlage auch der südliche Theil des Gebäudes größtentheils zerstört zu sein scheint.

Hier fand man eine kleine Haftel (Fibula) und ein kleines Gewicht oder Loth, mit einem Ringelchen zum Aufhängen versehen, zwei Münzen des Kaisers Titus Claudius (J. 41—54 n. Chr. Geb.) und eine sehr wohlerhaltene, mit schönem grünen Edelroste (patina; aerugo) bedeckte Münze des Kaisers Tiberius (10—37 n. Chr. Geb.), — sämmtliche Gegenstände aus Bronze, — dann ein Stück des Kopfes einer hohl modellirten, thönernen Priap'sfigur.

Die von diesen drei Gebäuden abzuhebende Schutt- und Erdschichte wechselte in verschiedenen Lagen zwischen 3 und 15 Fuß Höhe.

Nach vollendeter Ausräumung dieser drei Objecte wurden die Arbeiten auf dem gräflich Khevenhüller'schen Besitzthume, welches die Nord-, Nordost- und Ostseite des Berges bedeckt und durchgängig Waldbestand hat, wieder aufgenommen.

Man vollendete zuerst die Abdeckung dreier Grabstätten, welche bereits im vorigen Sommer begonnen worden war. Wir haben den baulichen Charakter dieser Grabkammern, der — mit geringen Verschiedenheiten — durchschnittlich fast in allen derselbe ist, bereits in dem Berichte über die vorjährigen Nachgrabungen (Carinthia 1867, Augustheft; Seiten 357—361) geschildert und wiederholen hier nur kurz, daß dieselben in der großen Mehrzahl Rechtecke oder längliche Vierecke und nur ausnahmsweise, in sehr kleiner Anzahl, Rundbauten sind. Sie sind zu oberst mit einer 1—2 Fuß tiefen Humusschichte bedeckt, sehr häufig auch von alten, 1—3 Fuß Stamm-Durchmesser haltenden Bäumen überwachsen. Auf die dieser Schichte zunächst gelagerten größeren Bruchsteine, — den groben Schutt der einstigen Außenmauern, — folgen Lagen gröberen und leichteren Mörtels und Sandes und zu unterst eine 1—3 Fuß tiefe Schichte einer schweren, schwarzen, häufig mit kleinen Kohlenresten vermengten Modererde, welche letztere die Glas- und Thongefäße (ganz oder zertrümmert) Nägel, Bronzegegenstände und andere ähnliche Anticaglien birgt.

Die oberwähnten drei Grabstätten haben ganz den hier beschriebenen Typus in Umfang, Gestaltung und Inhalt. Sie sind Rechtecke von wenig mehr als 1 Quadratklafter Flächenraum. Die aus denselben gewonnene archäologische Ausbeute beschränkte sich auf Topf- und Glasscherben, Nägel und Fragmente thierischer Knochen. Wir bezeichnen sie mit Nr. 4, 5 und 6. — Nr. 4 liegt am östlichen Abhange des Helenenberges, resp. des sogenannten Lugbichels*), Nr. 5 und 6 nahe beisammen ziemlich tief unten an der steiler abfallenden Nordostseite des Berges.

Um diesen in verschiedenen Richtungen zu untersuchen, wurden nun zwei Schutthügel in Angriff genommen, welche, von den eben besprochenen in gerader Linie wohl mehr als 200 Klafter entfernt und beiläufig in gleicher Entfernung von der St. Helena-Kirche entlegen, an der Nordseite des Berges sich befinden.

Wir kennzeichnen sie mit Nr. 7 und 8. — Beide sind ohne Zweifel Grabstätten.

---

*) Herr Pfarrer J. Kucher in Ottmanach glaubt, den Namen Lugbichl von dem Worte Luctus (Trauer) — also Collis luctus — herleiten zu sollen. Man wird nicht in Abrede stellen können, daß diese Namens-Erklärung für den seit anderthalb Jahrtausenden mit Grabstätten besetzten Theil des Helenenberges, die wohl durch Jahrhunderte nur von ihrem eigenen Schutte bedekt lagen, Vieles für sich hat.

Nr. 7 ist ein gänzlich verfallener, eigentlich zusammengedrückter, Rundbau von 2 Klaftern Durchmesser, in welchem sich nur Geschirrfragmente vorfanden.

Die Grabkammer Nr. 8 — ein Viereck von $1^1/_2$ Klafter Länge und fast gleicher Breite, dürfte eine Person aus der höheren oder mehr bemittelten Classe beherbergt haben, denn man fand hier Spuren einer in blau, roth und weiß ausgeführten Wandmalerei. Im Uebrigen beschränkte sich der Inhalt auf Fragmente von gläsernen und thönernen Gefäßen, von Thränenfläschchen, und auf Reste von Schaltthieren.

Bedeutend ergibiger waren drei andere Gebäudestellen, welche an der Seite des über den östlichen und nördlichen Rücken des Helenenberges sich ziehenden, nach Osterwitz führenden Weges liegen und theilweise die im Sommer 1867 hier aufgedeckten Gräberreihen ergänzen. — Wir geben ihnen die Nummern 9, 10 und 11. — Alle drei haben die quadratische Form und sind völlige Rechtecke.

Nr. 9 — in der Höhe 1 Klafter 4 Fuß, in der Breite 1 Klafter 3 Fuß haltend, — enthielt ebenfalls einige Spuren einfacher Wandmalerei.

In der Grabkammer liegend, wurde ein großer, sorgfältig behauener Stein von 2 Fuß 10 Zoll Höhe und 2 Fuß 9 Zoll Breite entdeckt, welcher folgende, in vorzüglich schönen, an die Blüthezeit römischer Kunst erinnernden Schriftzeichen eingemeißelte Inschrift trägt:

L (ucius). IVLIVS.
FAMBISCIANVS.
V (ivus). F (ecit).
IVLIAE. L (ucii). F (iliae).
ALPINAE. TI (to). IVLIO.
L (ucii). F (ilio). PASSERI.
L (ucio). IVLIO. L (ucii).
F. (ilio). LVCVLLO.

(Lucius Julius Fambiscianus hat lebend dieses Denkmal der Julia Alpina, Tochter des Lucius, dem Titus Julius, Sohne des Lucius Passer, (und) dem Lucius Julius Lucullus, Sohne des Lucius, errichtet.

In der Grabkammer selbst fand man eine große Urne aus weißem Kalksteine, (1 Fuß 1 Zoll hoch, und 9 Zoll im Durchmesser haltend), mit steinernem Deckel, welche eine ziemliche Menge halbverbrannter Knochenreste und ein großes, $3^1/_2$ Zoll hohes Thränenfläschchen enthielt, dann zwei wohlerhaltene, bauchige, einhenklige Aschenkrüge mit engen

Hälsen aus gelbem Thone und ein kleines, in Relief gearbeitetes Pferdfigürchen aus Silber.

In dem 1 Klafter $2\frac{1}{2}$ Fuß langen und 1 Klafter $1\frac{1}{2}$ Fuß breiten Grabgebäude Nr. 10 wurden eine kleine Bronzehaftel (Fibula) und Theile zweier großen Fibeln aus Bronze, 2 große eiserne Hacken, Nägel, Trümmer von Thon- und Glasgefäßen, halbverkohlte Knochenreste und Fragmente von thierischen Knochen entdeckt.

Die Grabstätte Nr. 11, welche eine Länge von nur 5 Fuß und gleiche Breite hat, enthielt lediglich Topfscherben und einige Nägel.

Bei den Nachgrabungen, welche zur Aufdeckung dieser drei Gräber führten, wurde auch ein Inschriftstein aufgefunden, welcher jedoch, der Fundstelle nach zu urtheilen, wahrscheinlich zu einer nahegelegenen, bereits im Jahre 1867 aufgeschlossenen Grabkammer gehört haben dürfte.

Er ist 1 Fuß $6\frac{1}{2}$ Zoll hoch, und 1 Fuß 8 Zoll breit; die Inschrift lautet:

TITIA. SP (urii). F (ilia).
TERTIA. P (ublius).) TITIVS.
P (ublii). L (ibertus). SVRVS.
V (ivi). F (ecerunt). S (ibi).
ET. S (uis). T (itii). P (ublii).
L (iberta). NOBIA. VXSOR.

Titia Tertia, die Tochter des Spurius, Publius Titius Surus, Freigelassener des Publius, (und) die Freigelassene Nobia, Gattin des Publius Titius, haben lebend dieses Denkmal sich und den Ihrigen errichtet.

Der Name der Freigelassenen Nobia, Gattin des Publius Titius, ist der Widmungschrift erst nachträglich beigesetzt worden.

Uebrigens enthält der Stein auch eine ortographische Sünde des Steinmetzes: Uxsor statt Uxor.

(Schluß folgt).

Die Temperatur der Luftströmungen auf dem Obir.

Wir können wohl voraussetzen, daß die wenigsten unserer Leser, wenn sie eine kahle Felsenspitze des Obir betrachten, daran denken oder es überhaupt wissen, daß ganz dicht unter derselben Menschen wohnen, daß auf dieser unwirthlichen Höhe, kaum 50 Klafter unter dem Gipfel des Berges eine armselige Hütte steht, welche Jahr aus, Jahr ein einem kleinen Häuflein Bergarbeiter zum Aufenthalte dient. Einem oder dem andern

Alpenfahrer, der als Geognost oder Botaniker oder der prachtvollen Aussicht wegen den Berg bestiegen, hat dieses Berghaus wohl schon vorübergehend als dürftiges Nachtquartier gedient und demselben einen Einblick geboten in das nur an Entbehrungen reiche Leben der Bergleute, die auf dieser von Stürmen umbrausten Höhe einem harten Erwerbe leben und nun zu Ende der Woche den beschwerlichen und zu Zeiten sogar gefährlichen Gang in das Thal zu ihren Lieben machen können, den kurzen Aufenthalt allda aber durch die noch beschwerlichere Wiederbesteigung der Höhe erkaufen müssen.

Noch weniger aber dürfte es den Lesern bekannt sein, daß auf dieser abgelegenen Bergspitze schon seit einer Reihe von 20 Jahren Beobachtungen gemacht worden, welche der Wissenschaft ein seltenes und darum höchst willkommenes Material zur Erforschung der Vorgänge in den Höhen unserer Atmosphäre geliefert haben. Der wissenschaftlichen Arbeiten Humbold's (kleinere Schriften), Schlaginweit's, Sonklar's und Anderer in welchen dieses Material theilweise verwerthet wurde, nur im Vorbeisehen gedenkend, wollen wir ein wenig bei einer Untersuchung verweilen welche Dr. J. Hann, Docent der Wiener Universität angestellt, der Akademie der Wissenschaft in der Sitzung vom 5. December v. J. unter dem Titel „die thermischen Verhältnisse der Luftströmung, auf dem Berge Obir in Kärnten“ vorgelegt und in den Abhandlungen derselben veröffentlicht hat.

Alle Witterungsvorgänge stehen wie bekannt mit den herrschenden Winden im nächsten Zusammenhange. Die Winde bringen uns Wärme, Kälte, Regen, Schnee und Wolken; von den über ein Land wehenden Luftströmungen wird dessen Witterung, dessen Klima unmittelbar bedingt; es handelt sich daher vorzüglich darum, den Caratter und Eigenthümlichkeiten der aus verschiedenen Weltgegenden kommenden Winde festzustellen, um sie in Zusammenhang zu bringen mit den allgemeinen telurischen Vorgängen und sie durch diese zu erklären. Schon Leopold von Buch versuchte den jedem Wind entsprechenden Barometerstand festzustellen, sogenannte barische Windrosen zu konstruiren; er fand, daß das Barometer im Mittel am höchsten bei wehendem Nord-Ost-Wind stehe, daß der mittlere Stand desselben bei den Winden von Ost gegen Süd und West abnehme und dem Südwestwind der tiefste Stand entspreche, während er wieder bei den von SW., W. und N. wehenden Winden steige.

Dove berechnete aber auch für viele Orte die jeder Windrichtung entsprechende Temperatur (thermische Windrose) und fand, daß die

Wärme bei Südwest am größten, bei West, Nordwest und Nord abnehmend, bei Nordost-Wind am kleinsten sei, daß also „in der Windrose der Luftdruck nach demselben Gesetze abnimmt, nach welchem die Wärme steigt". Die kalten Winde haben den größeren, die warmen den kleineren Luftdruck.

Dieses Gesetz gilt für alle Orte im Jahresdurchschnitte; im Sommer jedoch ist der Gang der Temperatur und des Luftdruckes nicht mehr gerade entgegengesetzt; die größte Wärme tritt im Sommer nicht immer bei Südwest, sondern häufig bei Südost und Ost, die kleinste nicht bei Nordost, sondern häufig bei Nordwest, nicht selten bei West ein, während der Gang des Luftdruckes derselbe bleibt. Dem Winde von der höchsten Temperatur, z. B. Ostwind, entspricht im Sommer also nicht mehr der kleinste Luftdruck, dem kältesten nicht mehr der höchste.

Es entstand nun die Frage: Ist im Sommer der Nord- und Nordostwind nicht mehr der kalte vom Pole zu uns kommende Luftstrom, der West und Südwest nicht mehr der vom warmen Meere zu uns wehende? oder walten andere Umstände, die das durch die übrigen Jahreszeiten geltende Gesetz im Sommer verhüllen oder unwirksam machen?

Dove meint in der Insolation (Erwärmung des Bodens durch die Sonne) die Erklärung zu finden. Diese ist im Sommer am größten, im Winter fast Null, sie ist aber auch größer bei Nordost- und Ostwinden, weil diese die heitersten sind, am kleinsten bei westlichen Winden, weil diese die meisten Wolken bringen, die Besonnung des Bodens also großentheils verhindern; der an sich kalte Nordost erscheint warm, weil das Thermometer während seines Wehens von unten, der Erde, erwärmt wird, also eine höhere Temperatur zeigt als der Wind an sich hätte. Der Westwind, obwohl an sich warm, scheint aus dem entgegengesetzten Grunde, vergleichsweise kalt. Dove meinte daher, daß an einem hochgelegenen Orte, wo die Einwirkung der Insolation gering ist, das Gesetz auch im Sommer seine Geltung haben werde und suchte seine Ansicht durch Beobachtungen am St. Bernhard zu liefern, die aber kein entscheidendes Resultat gaben, da am Hospiz nur südwestliche und nordöstliche Winde vorkommen.

Es wäre daher von Wichtigkeit, eine Station zu finden, welche eine solche Höhenlage hätte, daß sie allen aus allen Weltgegenden kommenden Winden zugänglich und zugleich so isolirt in die Luft hineinragend wäre, daß die Erwärmung des Bodens keinen Einfluß mehr auf die Temperatur der Luft ausüben, das Thermometer dort also wirklich die Wärme anzeigen könnte, welche der Wind schon mit sich bringt. Eine solche gesuchte Station

ist unser Obir, der schon lange das zur Lösung dieser Frage nothwendige Beobachtungsmaterial in Bereitschaft hält. Wir wollen Herrn Hann darüber selbst sprechen lassen; er sagt in der erwähnten Abhandlung:

„Die Berechnung der thermischen Windrose eines sehr hoch gelegenen Ortes, dessen freie Lage keine der Windrichtungen ausschließt, mußte darum von großem Interesse scheinen. Man mochte aber füglich zweifeln, einen Ort zu finden, der eine mehrjährige Beobachtungsreihe und jene Eigenschaften zusammen aufweisen könne. Wir besitzen aber in Oesterreich eine solche meteorologische Station, es ist Hochobir in Kärnten. Eine Durchsicht der Vertheilung der beobachteten Windrichtungen beruhigte mich hierüber völlig. Auf meine Bitte stellte mir die Direction der k. k. Centralanstalt für Meteorologie in sehr gütiger Weise das ganze Beobachtungsmateriale dieser Station zur Verfügung."

„Bevor ich aber zur Art der Berechnung und Besprechung ihrer Resultate übergehe, erlaube ich mir eine nähere Schilderung der Station Hochobir voraus zu schicken, die ich einer freundlichen brieflichen Mittheilung des um die Meteorologie Kärntens hoch verdienten Fabriksdirectors Herrn Prettner in Klagenfurt verdanke."

„„Die Beobachtungsstation Obir III (besser Hochobir) hat eine so ausgesprochene Gipfellage, als nur irgendwo praktisch sich wird finden lassen. Sie liegt nur 220 Wr. Fuß unter dem steil sich zuspitzenden höchsten Gipfel des Berges (6751 W. F.), der gegen N. und NW. fast senkrecht abbricht. Das Berghaus liegt an der steil nach SW. abdachenden Lehne des Gipfels, hat fast kein ebenes Terrain in seiner Umgebung und nur sehr wenig Masse des Berges über sich. Das Thermometer hängt an einem starken Pflocke vor dem Hause, auf welchem auch eine freilich nicht sehr leicht bewegliche Windfahne angebracht ist. Auf die Temperatur um 2^h mag die Einwirkung der Insolation des kahlen steinigen Bodens, freilich nur an sehr sonnigen Sommertagen, von einigem Einfluß sein.""

„„Gedeckt ist die Station somit nur gegen N. und NO.; das hindert aber wenig oder gar nicht, daß die N. und NO.-Winde, wenn sie nicht sehr schwach sind, an derselben sich bemerkbar machen; stürmische wehen, wie ich mich wiederholt selbst überzeugte, mit einer Heftigkeit, als ob die schützende Berglehne gar nicht vorhanden wäre.""

„„Der Obir ist ein vom Zuge der Karawanken sich abtrennender, weit in die Ebene vorspringender Berg, allenthalben umgeben von tief eingeschnittenen Thälern. Gegen NW., N. und NO. hat er nur Ebene und mäßiges Hügelland vor sich. Die nächsten Spitzen des Kalkzuges

selbst erheben sich nicht zur Höhe der Station. Nur gegen Südost liegt in kaum zwei Meilen Entfernung der mächtige Gebirgsstock der Steiner Alpen, an mittlerer Kammhöhe fast die Station erreichend, mit mehreren Gipfeln sie noch um mehr als 1000 Fuß überragend. Von dieser Seite wäre daher ein Einfluß auf die südöstlichen Winde möglich.""

„Man ist gewiß Herrn Prettner zu großem Danke verpflichtet, daß er an einer so überaus günstigen Oertlichkeit schon seit 1846 Temperaturbeobachtungen anstellen läßt. Die Windrichtungen wurden früher nur geschätzt, eine Windfahne wurde gegen Ende des Jahres 1859 angebracht. Nach sorgfältiger Prüfung der Beobachtungen fand ich mich darum veranlaßt, nur die kürzere neuere Reihe 1860—66 der Berechnung zu unterziehen, um die Resultate vor jedem Einwurf zu sichern. Beobachter ist Herr Bergbeamter Lorenz Malle. Man erfüllt nur eine Pflicht, wenn man bei einer meteorologischen Arbeit nicht verschweigt, wem man das Beobachtungsmateriale zu danken hat."

„Die mittlere Vertheilung der Windrichtungen, die ich in Procenten ausgedrückt zusammengestellt habe, legt das günstigste Zeugniß ab für die Verläßlichkeit dieser Beobachtungen. In allen Jahreszeiten sind Südwest und Nord die häufigsten Winde, während die anderen Windrichtungen ziemlich regelmäßige Uebergänge vermitteln. Auch das sonst bekannte Verhältniß der Zunahme der östlichen und südlichen Winde im Frühlinge und Herbst treffen wir wieder in dieser Höhe an. Das größte Uebergewicht des SW. tritt im Juli und August ein. Kleinere Unwahrscheinlichkeiten in der Windvertheilung in einzelnen Monaten finden eine hinlängliche Erklärung in dem Umstande, daß die ersteren Jahre der benutzten Reihe nicht ohne Beobachtungslücken sind. Alle Winde wehen auf dem Obir viel länger und constanter aus einer Richtung, als man in der Tiefe zu beobachten gewohnt ist. Die freie Gipfellage wird eben so charakterisirt durch die Häufigkeit der Stürme. Am häufigsten wehen stürmisch der SW., N. und S., aber auch Stürme aus NW., NO., SO. sind zahlreich; nur Ost und West bleiben hierin sehr zurück, ersterer ist zudem der seltenste Wind. Eine Beeinträchtigung der Südostwinde ist nicht zu erkennen."

Das Resultat seiner Untersuchung bestätigt vollkommen Dove's Ansicht wie folgende kleine Tabelle zeigt, die wir aus der Menge der von Hann aus den Obirbeobachtungen berechneten herausheben; sie gibt die durchschnittliche:

Wärme der Winde nach den Jahreszeiten:

	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.
Winter .	—6.0	—6.6	—5.6	—2.8	—2.3	—2.6	—0.5	—4.2
Frühling .	—3.4	—2.2	—0.6	—0.0	1.1	1.0	2.7	0.4
Sommer .	3.9	5.1	6 3	6.4	7.3	7.9	9.8	7.1
Herbst .	—0.7	—0.8	1.7	2.7	3.3	3.2	5.6	1.7
Jahr .	—1.5	—1.1	0.7	1.6	2.4	2.4	4.4	1.2

Am Obir ist also im Winter die Luft am kältesten, wenn sie von Nordost weht, nämlich —6.6; am wärmsten, wenn sie als Süd oder Süd-West kommt: —2.3 und 2.6, aber auch im Sommer ist dies der Fall, der N. und NO. hat 3.9 und 5.1, der Süd-West 7 9 der West 9.8. Für alle Jahreszeiten liegt die tiefste Temperatur zwischen N. und NO., die höchste zwischen SW und W. Nur in Juli und August tritt bei Ostwinden ein secundares Maximum der Temperatur ein, das aber verschwindet, wenn man nicht die täglichen Mittel, sondern nur die Temperatur um 7 Uhr Früh vergleicht, wodurch einerseits ebenso die Richtigkeit des Dove'schen Gesetzes, als anderseits die Genauigkeit der Beobachtungen bestätiget wird.

Wir müssen uns versagen, noch andere Ergebnisse zu erörtern, welche die Hann'sche Untersuchung gegeben hat und wollen schließlich nur erwähnen daß sie auch in einer schwebenden meteorologischen Streitfrage ein entscheidendes Wort gesprochen: über den Ursprung des Föhn (Südsturm der Schweizer-Alpen,) welchen einige Meteorologen in der Wüste Sahara entstehen lassen, während andere ihn nur als eine spezielle Erscheinung des allgemeinen in den äquatoriellen Meeren aufsteigenden sogenanten Südwestpassat gelten lassen wollen. Nach der ersteren Wendung müßte er heiß und trocken sein; am Obir aber, welcher, am Südrande der Alpen, den trockenen heißen Südwinden besonders ausgesetzt ist, sind in allen Jahreszeiten nicht die Südwinde, sondern Südwest und West am wärmsten, jene auch nicht trocken, sondern sehr feucht; an eine Einwirkung der afrikanischen Wüstenluft auf diese ihr so günstig gelegene Station ist nicht zu denken.

Die Sonnenfinsterniß am 18. August 1868.

Diejenigen unserer Zeitgenossen, welche die totale Verfinsterung der Sonne am 8. Juli 1842 gesehen, werden den erhabenen, so überwältigenden Eindruck derselben wohl immer in Erinnerung bewahren. Nach allen Berggipfeln waren am Morgen des genannten Tages die Leute ge-

pilgert, um das seltene Naturschauspiel im möglichst erweiterten Gesichtskreise zu schauen und, wie auch heuer zu Aden war die Sonne am dichtbewölkten Himmel aufgegangen, dieser aber noch vor Beginn der totalen Verfinsterung völlig heiter geworden, und es so den Menschen gegönnt, das erhabene Schauspiel in voller Klarheit zu schauen.

Es war über jede Beschreibung schön und erhaben, wie langsam die Verfinsterung von Südwest heranzog und die Sonne hinter der dunklen Mondesscheibe allmälig verschwand, ein fremdes, nie gesehenes schattenloses Zwielicht über der Erde sich ausbreitete und eine unheimliche Kälte über die sommerlichen Fluren zog, aus ihrer Verborgenheit die Nachtvögel scheu durch die Lüfte eilten und bange Unruhe wie die Menschen, o die ganze Thierwelt ergriff, wie endlich die Leuchte des Himmels völlig bis auf den letzten Strahl gänzlich erlosch und von ihr nur ein matter Lichtkreis um die dunkle Mondscheibe am nächtlich dunkeln, sternbedeckten Himmel zu sehen war. Ein Freudenruf entrang sich der Brust jedes Beschauenden, als der erste Sonnenstrahl hinter der dunklen Mondscheibe wieder hervorbrach und das seltsame Dunkel wieder zu schwinden begann, daß wie der unheimliche Schatten einer fremden Welt über unsere schöne Erde gezogen war.

Ja es wäre in unsern Zeitalter der Reisen wohl werth der Mühe gewesen, um nach fernen Ländern zu ziehen und dort dies ebenso seltene als wunderbar erhabene Naturereigniß zu schauen. Doch war es nicht dieses allgemeine Interesse, welches die Expeditionen veranlaßte, die in die Troppenländer zogen und jene Punkte der Erde aufsuchten, wo nach untrüglicher Berechnung der Astronomen die Verfinsterung der Sonne eine totale und das Phänomen also am vollständigsten zu sehen war. Es war vielmehr die Wissenschaft, welche daran den größten Antheil nahm und abgesehen von scharfen astronomischen Zeit- und Ortsbestimmungen, wie sie eine solche seltene Constellation von Erde, Sonne und Mond möglich macht, darin die Bestätigung einer der schönsten und wichtigsten Entdeckung unserer Zeit zu finden hoffen konnte. Es handelte sich um nichts geringeres als darum, über die Beschaffenheit der Sonne ins Klare zu kommen und zu bestimmen, welche von unsern Stoffen: Kiel, Kalk, Eisen, Gold u. s. w. auch in der Sonne zu irdischen Hause sind.

Schon bei der Verfinsterung 1842 hatten sowohl Astronomen als Laien die Beobachtung gemacht, daß um den Rand der dunkeln Mondesscheibe, hinter welcher zur Zeit der totalen Verfinsterung die Sonne

ganz verborgen war, in mehreren Stellen lichte, rosenroth gefärbte verschieden gestaltete Hervorragungen (Protuberanzen) zu sehen waren. — Da man schon lange zur Annahme gekommen war, daß die Sonne vielleicht an sich ein dunkler Körper (wie zur Erklärung der Sonnenflecken sogar vorausgesetzt ward), aber von einer hellleuchtenden, glühenden Atmosphäre umgeben sei, so hielt man diese Protuberanzen für sichtbare Theile dieser Atmosphäre, welche durch Bewegungen in derselben, wellenähnlich emporgehoben wären.

In neuester Zeit aber ist man auf anderm, rein physikalischen Weg ganz zu derselben Anschauung gelangt und anzunehmen veranlaßt gewesen, daß die Sonne selbst ein weißglühender Körper und umgeben von einer Atmosphäre, die bei der überaus hohen Temperatur des Sonnenkörpers Stoffe in Gasform enthielt, welche auf unserer Erde im gewöhnlichen Zustande nur fest oder flüssig vorkommen. Diese Annahme sollte nun durch die Beobachtungen der Sonnenfinsterniß ihre Bestätigung finden. Um dies den Laien verständlich zu machen, mögen die folgenden Erörtungen dienen.

Jedermann weiß, daß, wenn man farbloses Licht, z. B. das Tageslicht, durch ein Glasstück gehen läßt, welches gegen einander geneigte Flächen hat, Farben sichtbar werden, und zwar die sogenannten Regenbogenfarben. Vermittelst eines optischen Apparates den man „Spectroskop" nennt, ist es möglich, einen einfachen farblosen Lichtstrahl in eine Scala der sämmtlichen Regenbogenfarben zu zerlegen. Man gewahrt alsdann in dem Apparate einen farbigen Streif, der in derselben Reihenfolge wie der Regenbogen die Farben Roth, Orangegelb, Grün, Hellblau, Dunkelblau, Violett zeigt und den man „Spectrum" nennt. Außer den Farben sehen wir aber in dem Spectroskop noch eine andere Erscheinung. Wir bemerken nämlich, daß das Spectrum von schwarzen senkrechten Linien durchbrochen ist.

Schon Wollaston hatte im Jahre 1802 zwei der stärksten dieser Linien beobachtet. Später zeigte Fraunhofer, daß 600 vorhanden seien; nach ihm nennt man diese Linien noch jetzt die Fraunhofer'schen Linien Mit unseren jetzigen Mitteln hat man deren bereits 3000 gezählt. Die Fraunhofer'schen Linien gehören zur Natur des Sonnenlichtes, während sie in dem Spectrum einer andern weißen Lichtquelle nicht zu finden sind. Jeder irdische, weißglühende, feste oder flüssige Körper gibt ein Licht, welches, in einem Spectroskop zerlegt, ein sogenanntes continuirliches Spectrum zeigt, das alle Farben von Roth bis Violett ohne die geringste Un-

terbrechung oder Querlinie enthält. Anders verhalten sich dagegen die leuchtenden gasförmigen Körper, d. h. die Flammen. Läßt man z. B. in einer Alkoholflamme etwas Kochsalz verbrennen und betrachtet dann das Spectrum dieser Kochsalzflamme durch ein Spectroskop, so bemerkt man keine continuirliche Reihenfolge von Farben, sondern nur zwei senkrechte, dicht bei einander liegende gelbe Linien (durch ein schwächeres Spectroskop nur eine Linie). Nimmt man statt des Kochsalzes ein anderes Salz z. B. ein Strontiansalz, so sieht man mehrere Linien, und zwar hauptsächlich rothe und noch einige schwächere in anderen Farben. Enthält die Strontianflamme auch noch Kochsalz, so bemerkt man außer den Linien des Strontians auch noch an ihrer ganz bestimmten Stelle die beiden Linien des Kochsalzes. Ebenso hat jedes andere Salz, in einer Flamme verbrannt sein bestimmtes, aus Farbenlinien bestehendes Spectrum'; so geben z. B. Kalkverbindungen verschiedene orangefarbene, grüne und rothe Linien, Kupfer eine große Menge heller Linien in allen Farben über das ganze Spectrum vertheilt. Alle diese Linien treten immer an ganz bestimmten Stellen und in denselben Distanzen von einander auf. Sind verschiedene Salze in der Flamme, so sind auch ihre verschiedenen Spectren gleichzeitig sichtbar, und zwar jedes vollständig in seinen bestimmten, ihm angehörigen Linien. Man sieht also leicht ein, daß man auf diese Erscheinungen ein Verfahren gründen kann, um sofort die Bestandtheile einer Verbindung, die fähig sind, ein solches Linienspectrum zu liefern, angeben zu können.

Dieses Verfahren von Bunsen und Kirchhoff erfunden und von ihnen Spectral-Analyse genannt, besitzt eine außerordentliche Empfindlichkeit. Man kann dadurch noch Quantitäten eines Stoffes nachweisen, die so gering sind, daß keine chemische Analyse sie je gefunden haben würde. So läßt sich z. B. noch der fünfzehnmillionste Theil eines Lothes Kochsalz nachweisen. Wenn man etwas Kochsalz in einem Zimmer verpufft, so zeigt ede Flamme in dem Zimm er in ihrem Spectrum die charakteristischen gelben Linien. Man fand auch durch die Spectral-Analyse, daß Lithyum, ein Alkali-Metall, welches man für äußerst selten hielt, fast allgemein auf der Erde verbreitet ist, wenn es auch in so kleinen Quantitäten vorkommt, daß es bisher der chem ischen Untersuchung entging, z. B. in der Cigarrenasche. Ja, Bunsen entdeckte durch dieses Verfahren zwei neue Elemente, Cäsium und Rubidium, deren Dasein man vorher wegen ihres äußerst geringen Vorkommens nicht ahnte. Die Flamme gab von ihrem Dasein Kenntniß, und es gelang denn auch, sie aus Mine ralwasser, und zwar

aus einer sehr großen Menge desselben in geringer Quantität darzustellen. Ebenso hat man das Thallium auf diese Weise entdeckt. Wie hängen nun diese Entdeckungen mit den Fraunhofer'schen Linien im Sonnenspectrum zusammen? Betrachten wir das Spectrum eines mit Flammen brennenden Körpers. z. B. von Kochsalz, für sich, ohne Hinzulassung eines anderen Lichtes in dem Spectral-Apparat, so sehen wir — wie bemerkt — zwei dicke, gelbe Linien. Lassen wir nun Sonnenlicht hinzutreten, so verschwinden die gelben Linien, aber genau an ihrer Stelle treten in dem gelben Theil des Sonnenspectrums zwei Fraunhofer'sche Linien dunkler als sonst hervor. Bei den Spectren vieler anderen Salze sehen wir dieselbe Erscheinung; ihren sämmtlichen farbigen Linien entsprechen im Sonnenspectrum genau an denselben Stellen Fraunhofer'sche Linien die, wenn beide Spectra, das der Sonne und das des betreffenden Salzes, zusammen betrachtet werden, schärfer hervortreten.

Machen wir ferner folgenden Versuch: Wir bringen einen irdischen festen Körper, z. B. ein Stück Kreide, in einem sogenannten Knallgasgebläse in heftiges Glühen, so erhalten wir eines der stärksten, künstlich darstellbaren Lichter. Dieses Licht durch das Prisma zerlegt, zeigt uns ein Farbenspectrum ohne Linien. Setzen wir aber diesem Lichte, ehe es ins Prisma fällt eine Flamme, in welcher Kochsalz enthalten ist, in den Weg, so können wir genau an derselben Stelle, wo im Sonnenspectrum sich zwei dunkle Linien befinden würden, dieselben dunklen Linien an diesem vorher linienlosen Spectrum bemerken. Dasselbe geschieht, wenn wir irgend ein anderes Salz in einer Flamme dem Lichte des Knallgebläses in den Weg setzen. Wir sehen dann immer auf dem vorher linienlosen Farbenspectrum genau an den Stellen, wo das Spectrum der betreffenden Flamme farbige Linien zeigen würde, jetzt dunkle Linien. Und so müssen denn auch die Fraunhofer'schen Linien in den Sonnenspectrum enstanden sein.

Wir stellen uns demnach die Sonne als einen weißglühenden, festen oder flüssigen Körper vor, umgeben von einer Atmosphäre, die bei der überaus hohen Temperatur der Sonne Stoffe in Gasform enthält, welche auf unserer Erde im gewöhnlichen Zustande nur fest oder flüssig vorkommen. Diese gasförmigen Körper sind glühend, also flammenförmig, würden also für sich aus farbigen Linien bestehende Spectra erzeugen. Hinter diesen linienartigen Spectren befindet sich aber das continuirliche Sonnenspectrum, und deßhalb erscheinen uns die Linien nicht mehr farbig, sondern dunkel, als „Frauenhofer'sche Linien". Die Stoffe also, deren

Flammen uns Spectra in farbigen Linien zeigen, denen im Sonnenspectrum Fraunhofer'sche Linien ganz genau entsprechen, müssen in der Sonnen-Atmosphäre enthalten sein. Man könnte glauben, es sei bei Vergleichung der farbigen Linien der Flammenspectra mit den Fraunhofer'schen Linien des Sonnenspectrums bei deren großer Anzahl manche Täuschung möglich; aber die Fraunhofer'schen Linien haben so charakteristische Stellungen zu einander, deren Distanz genau gemessen werden kann, und unterscheiden sich selbst von einander so sehr durch ihre Dicke, daß bei jener Vergleichung eine Täuschung nicht wohl möglich ist. Die große Anzahl der Linien erklärt sich daraus, daß manche Spectra aus sehr vielen Linien, z. B. das des Eisens aus 60, zusammengesetzt sind, die mit 60 Fraunhofer'schen Linien vollkommen correspondiren. Aber auch viele unbekannte Stoffe müssen in der Sonne enthalten sein, deren Spectra wir nicht kennen. Es steht fest, daß Eisen, Zink, Kupfer, Barium, Natrium, Magnesium, Calcium und mehrere andere in der Sonne enthalten sind. Andere Körper, wie Lithyum, Silicium, Arsen, Strontium, Antimon, Blei, Zinn, Gold, Silber, sind nicht darin enthalten. So wahrscheinlich nun aber auch diese ganze von Kirchhoff aufgestellte Theorie war, so blieb sie dennoch bisher nur Hypothese. Denn zur Feststellung naturwissenschaftlicher Wahrheiten gehört der directe Beweis durch das Experiment. Ein solcher konnte nur dann geliefert werden, wenn es möglich wurde, das Licht der Sonnen-Atmosphäre ohne Hinzutritt des Lichtes des festen Sonnenkörpers zu beobachten, und deßhalb wartete man mit Sehnsucht auf die totale Sonnenfinsterniß von 18. August d. J. Bei einer totalen Verfinsterung der Sonne ist die Sonnenscheibe ganz bedeckt und nur die nächste Umgebung derselben dem Auge sichtbar. Lieferte diese oder auch nur ein Theil derselben ein aus hellen Linien bestehendes Spectrum, so hörte die Anschauung von Kirchhoff auf, bloße Hypothese zu sein.

Um nun die Gelegenheit einer totalen Sonnenfinsterniß, wie sie der 18. August d. J für einige Orte der Erde so zu sehen erlaubte, nicht nur für die Lösung dieses wissenschaftlichen Problems möglichst auszubeuten, rüsteten europäische Regierungen Expeditionen nach fünf verschiedenen Orten Südasiens aus. Durch die Fürsorge der Regierung ward auch eine österreichische Expedition ausgerüstet, welche aus Dr. E. Weiß, Adjunkten der Sternwarte zu Wien, Dr. Theodor Oppolzer in Wien, (ein mit eigenen Mitteln im ausgedehnten Maße Astronomie betreibender Privatgelehrter) und Schiffslieutenant Rziha bestand.

England sandte Tennant und Herschel nach Masulipatnam in Vorder-Indien und, nachdem diese beiden Expeditionen beschloßen waren, auch Frankreich eine solche nach Malacca und Preußen eine nach Bijapur im Innern Vorder-Indiens, die Photographen aber nach Aden.— Weiß berichtet darüber folgendes:

„Der berechnete Lauf des Kernschattens bei dieser Sonnenfinsterniß machte Anfangs in mir den Wunsch rege, Masulipatnam als Beobachtungsort zu wählen, doch schreckten mich hievon die um diese Jahreszeit in Vorder-Indien herrschenden Moussuns zurück. Die allseits hervorgehobene Regen- und Wolkenlosigkeit Aden's — sie erwies sich leider als eine Fabel — gab endlich den Ausschlag für die Wahl dieses Ortes als Beobachtungs-Station der österreichischen Expedition. Letztere verließ in der Nacht des 18. Juli auf dem Lloyddampfer „Austria" die Rhede von Triest und langte nach einer sehr angenehmen Seefahrt am Morgen des 24. Juli in Alexandrien an, wo sie vom General-Consul v. Schreiner aufs herzlichste empfangen wurde und am folgenden Tage ihre Reise nach Suez fortsetzte. Dort wurden wir von unserem Consul Gärtner erwartet, welcher uns bei der Einschiffung nach Aden in der liebenswürdigsten Weise an die Hand ging und die verschiedenen Schwierigkeiten, die sich dabei wegen der Kürze der Zeit und Größe unseres Instrumentenparkes ergaben, aufs schnellste zu beseitigen verstand. Leider war es uns nicht vergönnt, diesem trefflichen, allseits hochgeachteten Manne bei unserer Rückkehr nach Suez wieder die Hände zu drücken, da ihn einige Tage vor derselben ein bösartiges Fieber zum tiefsten Bedauern Aller, die ihn kannten, in wenigen Stunden dahingerafft hatte."

„Die Fahrt durch das rothe Meer gehört um jene Jahreszeit für Europäer, welche früher sich noch nicht an die Tropen acclimatisirten, zu einer der qualvollsten, die sich denken läßt. Wohl ist die Temperatur nicht übermäßig hoch — sie schwankt im Allgemeinen zwischen 28 bis 30 Grad Reaumur — allein die häufig eintretenden absoluten Windstillen verbunden mit einem so großen Feuchtigkeitsgehalte der Luft, daß beispielsweise der aus den Poren der Haut heraustretende Schweiß selbst an unbekleideten Stellen tagelang nicht trocknet, machen die Hitze unerträglich drückend. Wie schnell man sich übrigens neuen Verhältnissen accommodirt und wie relativ im Allgemeinen unsere Begriffe von Wärme und Kälte sind, mag wohl Folgendes beweisen. Als wir am Morgen des 29. Juli das Deck betraten, wehte uns eine schwache Nordbrise, welche während der Nacht eingesetzt hatte, scheinbar so kühl an, daß wir eiligst unsere

Plaids holten und uns in dieselben einhüllten, weil wir uns zu verkühlen fürchteten. Das Thermometer zeigte aber noch immer 24 Grad Reaumur."

„Am 1. August wachten wir im Angesichte der kahlen, unbeschreiblich schroffen und öden Felsenküste Aden's auf und landeten daselbst gegen 9 Uhr Morgens, wo wir uns im „Prince of Wales", dem einzigen, von einem Parsen gehaltenen Hotel, in der Nähe des Landungsplatzes der Dampfschiffe, einquartierten. Zu dessen Charakterisirung will ich nur erwähnen, daß beim Oeffnen der uns zugewiesenen Zimmer Eidechsen lustig in denselben sich herumtummelten und sich neugierig die Eindringlinge betrachteten, die sie in ihrer Ruhe zu stören wagten. Dieser Behausung entführte uns wenige Stunden nachher der Gouverneur Aden's, General J. Russell, indem er uns einlud, uns häuslich bei ihm so lange einzurichten, bis wir einen geeigneten Punkt für unsere Beobachtungen aufgefunden hätten. Als wir dieser Aufforderung nachkamen, eröffnete er uns, daß wir uns als Gäste der englischen Regierung betrachten sollten und er alles in seinen Kräften Stehende thun würde, um uns die Ausführung unserer wissenschaftlichen Mission zu erleichtern und so viel als möglich Bequemlichkeit zu verschaffen. Zugleich theilte er uns mit, daß die englischen Officiere bereits eine Recognoscirung der Halbinsel vorgenommen und drei Punkte gefunden hätten, welche sie besonders geeignet für die Beobachtungen hielten. Diese besichtigten wir am folgenden Tage und entschieden uns für einen derselben, Marshag Hill, eine Anhöhe an der Ostseite der Halbinsel, welche einen Leuchtthurm trägt und von Aden selbst beiläufig zwei engliche Meilen entfernt ist. Dort wurde binnen zwei Tagen das Punjaloo des Gouverneurs (d. h. ein Haus nach indischer Bauart, bloß aus Holz und Rohrgeflecht aufgeführt, damit der Wind alle Räume desselben bestmöglich durchstreichen könne) für uns vollständig eingerichtet. Zu unserer Bedienung erhielten wir drei Indier und die doppelte Anzahl Neger der Somaliküste und es verkehrte täglich eine kleine Karawane von Dromedaren und Eseln zwischen Aden und Marshag Hill, um uns mit den nöthigen Lebensmitteln und Wasser zu versorgen. Ich kann hier nicht unterlassen, unser Aller wärmsten Dank sämmtlichen englischen Behörden und Officieren für die freundliche Unterstützung, welche sie uns in jeder Richtung zu Theil werden ließen, auszudrücken; ohne dieselbe hätten wir die verschiedenen Schwierigkeiten, die sich doch beim Transporte und der Aufstellung unserer schweren Instrumente ergaben, nicht überwinden können."

„So verhältnißmäßig wohl wir uns auch auf Marshag Hill befanden,

Eines stimmte uns doch traurig: es war das nahe mit Gewißheit vorauszusehende Mißlingen unserer scientifischen Mission. Der Verlauf der Witterung war nämlich mit schrecklicher Regelmäßigkeit Tag für Tag der folgende: Gegen 9 Uhr des Morgens hellte sich der umwölkte Himmel auf und es blieb vollkommen klar, bis etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang. Da begannen Federwölkchen sich zu zeigen, die sich allmälig zu Cirrus und Cirrostratus ausbildeten, den ganzen Himmel umzogen, sich bis zum Sonnenaufgang immer mehr und mehr verdichteten hierauf langsam wieder auflösten. Auch am Tage der Finsterniß war der Himmel, als wir aufstanden, fast völlig bedeckt, und besonders im Osten lagerten dichte Wolkenbänke. Hoffnungslos gingen wir daher an die Vorbereitungen für die Beobachtungen, schöpften jedoch wieder etwas Muth, als gegen sechs Uhr Morgens in der Nähe der Sonne einige Wolkenlücken sich zeigten. Endlich erblickten wir etwa zehn Minuten vor dem Eintritte der Totalität in einer solchen die schon recht schmale Sonnensichel auf einige Augenblicke, aber erst fünf Minuten vor dem so lang ersehnten Momente der totalen Finsterniß trat das Doppelgestirn in eine klarere Stelle des Himmels, in welcher es während der ganzen Dauer der Totalität verweilte und uns so die Ausführung aller Beobachtungen ermöglichte, die wir uns vorgenommen hatten. Ich kann mich hier einer allgemeineren Beschreibung der bei totalen Finsternissen auftretenden Erscheinungen enthalten, die man mit dem Namen Corona und Protuberanzen belegt hat, und gleich zu einer kurzen Beschreibung unserer Wahrnehmungen übergehen."

„Es traten bei dieser Finsterniß außer dem schmalen hellrothen Saume, welcher stets wenige Augenblicke vor dem Beginne und Ende der Totalität den dunklen Mondrand durch weite Strecken an beiden Seiten jener Punkte umkränzt, wo der letzte Sonnenstrahl erlischt und der erste wieder hervorbricht, in Aden nur noch drei größere Protuberanzen auf. Die bemerkenswertheste dieser Protuberanzen war eine scharfbegrenzte, im lebhaftesten Carminroth glänzende fingerförmige, deren Länge beiläufig den achten Theil des Sonnenhalbmessers betrug. Sie blieb nicht nur während der ganzen Dauer der Totalität sichtbar, sondern wurde erst eine Minute nach dem Ende derselben unseren Blicken durch vorüberziehende Wolken entzogen. Von jedem dieser drei Gebilde haben Dr. Theodor Oppolzer und ich selbst Messungen der Position und Größe angestellt, welche sehr gut mit einander harmoniren. Außerdem wendete ich auch meine Aufmerksamkeit der Corona zu, welche im Allgemeinen eine gewisse Aehn-

lichkeit mit jener zeigte, die bei der Sonnenfinsterniß am 18. Juli 1860 in Spanien aufgetreten war, indeß nicht so vollkommen beobachtet werden konnte, als ich wünschte, da die längeren in ihr auftretenden Strahlen größtentheils durch Wolken verdeckt waren."

„Die Spectral-Untersuchungen führte Schiffslieutenant Rziha aus und bemerkte beim Eintritte der Totalität ein plötzliches Verschwinden aller dunklen (Fraunhofer'schen) Linien, und es ging dadurch das Spectrum in ein allerdings blasses, aber noch vollkommen deutlich sichtbares sogenanntes continuirliches über. Gegen das Ende der Totalität, als ein dünner Wolkenschleier sich über die Sonne gezogen hatte, durch den die Corona verdeckt wurde, die Protuberanzen aber noch hindurchleuchteten, verschwand im Spektroskope der stärker brechbare Theil des Spectrums fast vollständig und es blieben nur noch eine Reihe rother, durch breite dunkle Zwischenräume von einander getrennter Bänder zurück."

„Kurz nach dem Ende der Finsterniß hörten wir mit Vergnügen, daß auch die Bemühungen unserer lieben norddeutschen Collegen, welche einige hundert Klafter von uns entfernt ihre photographischen Apparate aufgestellt hatten, vom besten Erfolge gekrönt worden seien, da ihnen während der Totalität mehrere treffliche Aufnahmen gelungen waren. Als wir uns nun zum gemeinschaftlichen Male fröhlich niedersetzten, da hoben wir freudig die Gläser, uns gegenseitig zum unerwarteten Erfolge Glück zu wünschen, und gedachten dabei auch der fernen Lieben in der theuren Heimat, deren Gedanken, wie wir wußten, heute häufig zu uns schweifen würden."

„Wenige Tage nachher verließen wir auf dem englischen Dampfer „Carnatic" die Halbinsel Aden und sahen nicht ohne eine gewisse Rührung die Küsten jenes Landes uns nach und nach entschwinden, dessen Bewohner uns während der kurzen Zeit unseres Aufenthaltes mit so viel Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit begegnet waren und dessen Himmel uns auch im entscheidenden Momente den Anblick der Sonnenfinsterniß gegönnt hatte."

Nach allen durch die Beobachtung der letzten Sonnenfinsterniß festgestellten Thatsachen muß angenommen werden, daß die Oberfläche des Sonnenkörpers anfängt, aus dem flüssigen Zustand in einen mehr zähen, wenn auch noch nicht festen, übergehen. Die Sonnenflecken sind schlackenartige Gebilde, über welchen die Sonnen-Atmosphäre etwas abgekühlt wird, weil die oft weit ausgedehnten Schlacken die von unten kommende Gluth etwas abhalten. Die Folge davon ist, daß die gasigen Stoffe darüber in

der Atmosphäre sich theilweise zu Dünsten verdichten, von oben nach und nach herabsinken und einem Verbrennungsproceß ausgesetzt werden, welcher sich uns als Protuberanz darstellt. Die Richtigkeit dieser Ansicht möchte schon daraus sich ergeben, daß Protuberanzen an solchen Stellen hervortreten, an welchen vorher Sonnenflecken beobachtet wurden. Die an sich ziemlich dunkeln Sonnenflecken zeigen auch bei gewöhnlichen Sonnenbeobachtungen eine mattere Einfassung, den sogenannten Halbschatten, welcher von diesen Dünsten herrührt. Diese Erklärung für die gewöhnlichen Protuberanzen kann aber nicht angewendet werden auf die 12,000 Meilen in die Sonnen-Atmosphäre hinreichende und scharf begränzte Protuberanz. Es läßt sich bei dem Zustande der Sonnen-Oberfläche leicht denken, daß die innere furchtbare Gluth des Sonnenkörpers, auf welchen die mindestens 38,000 Meilen hohe Sonnen-Atmosphäre einen ungeheuren Druck ausübt, sich durch die schon im Festwerden begriffene Kruste einen kraterförmigen Ausweg gebahnt hat, daß durch diesen von dem Innern des hohlen Sonnenkörpers aus Stoffe im gasigen Zustande mit enormer Gewalt hinausgetrieben worden und dabei theilweise verbrannt sind. Eine Bestätigung dieser Ansicht liegt wohl darin, daß das Horn in seinem oberen Theile nach Westen zurückgebogen erschien, wie es bei der Achsendrehung der Sonne von Westen nach Osten nothwendig ist, weil die von unten nach oben getriebenen Stoffe aus ihrem Ursprungsort eine geringere nach Osten gerichtete Geschwindigkeit mit sich bringen, als sie die höheren Orte der Sonnen-Atmosphäre, in welche sie gelangen, besitzen; sie müssen also oben nach Westen zurückbleiben. So nun hat die Beobachtung dieser Sonnenfinsterniß glänzend bestätigt, was die Wissenschaft, auf irdische Beobachtungen gestützt, als nothwendig angegeben hatte. Der Sonnenkörper ist in einem glühenden Zustande und umgeben mit einer Atmosphäre, in welcher eine Menge von Stoffen verbrennen oder in einem glühend gasigen Zustande vorhanden sind. Es verbrennen in der Sonnen-Atmosphäre u. a. Barium, Zink, Kupfer, Kobalt, Nickel, Eisen, Mangan, Chrom, Magnesium, Calcium, Natrium, Sauerstoff, Wasserstoff. Es ist bemerkenswerth, daß man alle diese Stoffe, mit Ausnahme von Barium, auch in den Meteorsteinen wiedergefunden hat. Letztere enthalten außerdem noch Arsen, Kali, Aluminium, Titan, Phosphor, Schwefel, Olivin, Chrysolith. Bei der Sonne hat man bis jetzt noch nicht entdeckt: Gold, Silber, Blei, Zinn, Arsen, Antimon, Strontian u. a.; aber wir können die Spectralanalyse derselben noch nicht für abgeschlossen ansehen, und somit dürfen wir immerhin die Behauptung aufrecht erhalten, daß alle Weltkörper aus

denselben Stoffen zusammengesetzt sind, worauf übrigens noch die Entstehung der Weltkörper-Systeme und die Spectraluntersuchungen bei andern Himmelskörpern hinweisen.

Märchen aus Kärnten.

Vom Cooperator J. Rainer.

Sagen von Goldeck und Ortenburg.

Drei Viertelstunden vom Markte Spital im schönen Lurnfelde gegen Süden liegt auf einem niedern und der Aussicht wegen doch lohnenden Vorsprunge des Gebirgszuges die alte Ortenburg, bestehend aus den Ueberresten von zwei Thürmen und einigen Mauerwänden, die Wetter und Sturm trotzen und auf die Jetztzeit herabschauen, wie ein alter Griesgram auf die Jugend blickt, meist düster, selten freundlich. — An diese Burg knüpft sich eine Sage, die der Maultaschsage von Osterwiz sehr ähnlich ist. Das Mannweib Margaretha lag mit ihren Reisigen auch vor der Ortenburg und war so zäh ausdauernd, daß im Innern der Burg der große Vorrath von Lebensmitteln zu Ende ging; nichts war mehr da, als ein Stier und einige Laibe trockener Käse. In der Verzweiflung verfiel man auf den Gedanken, die kriegerische Tirolergräfin über die Noth zu täuschen und sie so zum Abzuge zu bewegen. Der Stier wurde in den Burgraum gelassen, dort waren Soldaten mit spitzen Pfeilen, mit denen sie dem Thiere zusetzten, in welche Ecke es sich auch wenden mochte. Vor Schmerz und Wuth brüllte der Stier ohne Aufhören und nach allen Richtungen, so daß es den Anschein hatte, als ob die Ortenburger noch lange ihre Fleischtöpfe füllen könnten. Zugleich schoß man die harten Käselaibe mit einem Mörser hinüber nach jener Wiese, wo Margaretha ihr Zelt aufgeschlagen hatte; da mochte sich diese wohl denken: „Wenn es so ist, hat es mit dem Aushungern lange Weile" und sie zog ab. Die Wiese, auf der das Zelt stand, heißt noch Käßwiese oder Kasawiese.

Eigenthümlich ist die Sage vom Untergange der Ortenburger. Einer von den letzten Ortenburger Grafen war so reich, daß die Bauern mit ihren Wägen, auf denen der Zehent geladen war, aneinander anstanden vom Burgthor bis zur Draubrücke, welche eine halbe Stunde von der Burg entfernt ist. Das gräfliche Paar stand an einem Fenster und blickte

hinab. Die stolze Freude über den Reichthum entwand der Gräfin die Worte: „Nun kann uns kein Gott mehr arm machen.“ Von da an ging's abwärts, die Burg kam in fremde Hände, und jetzt ist sie zerfallen.

Die Steine des Gebirgszuges sind goldhältig. Daß man dies schon lange weiß, das sagt der Name der höchsten Spitze „Goldeck“ und diesem ähnlich andere, und daß wirklich Gold zu finden ist, beweisen die neun oder zehn Buchstaben am Sachsenhof unterhalb Feistritz, welche mit aus diesen Bergen gewonnenem Golde überzogen sind; freilich ist es so spärlich zu finden wie Silbergeld bei Bettlern. Schuld daran ist, wie die Sage erzählt, daß Niemand das Glück hat, jene Punkte zu finden, von denen aus das Gold in baumstarken Adern sich verzweigt, und die es hatten, haben es verscherzt. — Ein solcher Punkt ist an der Schwalbenwand, steil auf fast vier Stunden von der Ortenburg weg. Auf dieser befindet sich ein Zauberschloß, das nur alle hundert Jahre einem Glücklichen sichtbar wird. An einem Fenster dieses Schloßes lehnt dann eine große weiße Frau mit einem Schlüßelbunde und winkt demjenigen, dem sie sich zeigt. Folgt er ihrem Winke, so führt sie ihn zu dem Anfang einer Goldader, und dann kann er graben und reich werden. Ein Schafhirte sah sie einst, aber seine Schafe waren zerstreut und da er fürchtete, sie möchten, wenn er zu lange zu thun hätte, sich ganz versteigen, so bat er die winkende Gestalt, nur so viel Geduld zu haben, bis er seine Thiere zusammengetrieben hätte. Als er aber zurückkam, war Frau, Schlüssel und Schloß verschwunden.

Ein anderer Punkt, auf dem einmal einer sein Glück machen kann, ist irgendwo unter der „Goldwand“. Dort zeigt sich in langen Perioden an der Wand selbst ein steinernes Gemsenhorn. Der es zu Augen bekömmt, braucht nur in Gedanken eine Linie vom Horn bis zur Erde zu ziehen und dort zu graben, so findet er einen ganzen Klumpen pures Gold. Diesen Goldzeiger erblickte einstens eine junge Sennerin, doch sie kannte dessen Bedeutung nicht. Sie suchte das Horn herabzuschlagen, aber es wich in die Höhe und sie war sammt ihrem Stecken zu kurz. Nach Hause gekommen erzählte sie davon; da erfuhr sie erst, daß sie schrecklich dumm gewesen sei. Wohl eilte sie wieder hinauf auf die Höhe, daß ihre Brust keuchte; doch das steinerne Horn war verschwunden und selbst die Felswand hatte eine andere Gestalt genommen.

Die Schlangenkönigin. (Unterdrauthal.)

Droben unter dem alten Schloße ist die Schlangenwand; dort ist auch die Schlangenkönigin, deren silbern Krönlein die Macht hat, das Geld, bei dem es liegt, unvermindert zu erhalten, man mag davon nehmen, wie viel man will. Aber wehe dem, der nicht schnelle Füsse hat, wenn das Zauberding sein eigen geworden. Hört nur das Schicksal des langen Johannes.

Der lange Johann, das war ein Bursch! — Fleißig und lustig, gefürchtet und gut, alles zu seiner Zeit; aber er war arm und sein Herz wurde doch butterweich, wenn er das schöne, blonde, reiche Reschen erblickte. Wäre sie nur nicht reich gewesen! — Er wollte dennoch versuchen sie zu bekommen, denn sie hatte ihm einmal gesagt: „Ja Hannes, wenn du reich wärest; aber so werde ich müssen einen andern nehmen." Da hieß es also schnell reich werden und das ging am leichtesten, wenn er das Schlangenkrönlein erlangen konnte. Ach der lange Johann hatte oft geseufzt: „Mein Leben gebe ich auch gerne für dich hin;" jetzt wollte er Ernst damit machen.

Johann legte ein weißes Tüchlein zurecht und war geduldig bis zum nächsten Pfingstsonntag. Da ging die Sonne prächtig auf und es wurde schon zeitlich heiß von ihren Strahlen; es war ein Tag wie es gerade recht war. Als es das Erste läutete, sagte Hannes, das weiße Tüchlein in der Tasche und doch ein geweihtes Kreuz um den Hals, seiner Mutter „Behüth Gott" und ging der Kirche zu. Aber bei der Zaunecke bog er ab und huschte hinauf in den schattigen Wald, über Moos und durch Gesträuch, bis er in dem Weg kam, der zum Schloße hinaufführte. — So mußte es geschehen, so schwer es dem Hannes auch fiel; denn am Pfingstsonntage Vormittags, wenn es heiß war, kam die Schlangenkönigin aus ihrem Loche hervor, legte das Krönlein auf einen lichten Platz und sonnte sich und schlief. Wenn nun Jemand etwas früher ein weißes Tüchlein ausbreitete, that sie das Wunderkrönlein gewiß darauf, und wenn nun die Schlange eingeschlafen war, mußte man ganz sachte das Tüchlein zusammennehmen und ganz stille davoneilen. Wehe wenn die Schlange aufgeweckt wurde! Das ist leider beim langen Johann geschehen.

Als er vor seinem Ziele etwas ausschnaufte, klangen die Glocken von unten herauf und es däuchte ihm, als sagten sie: „Komm Johann, komm Johann, Johann komm. „Es machte ihn fast reuig bewegt, aber Reschen — „Gott verzeih mirs" flüsterte er, das Kreuzlein küßend, und

ging zur Schlangenwand. Dort suchte er das sonnigste Plätzlein, legte sein Tuch auseinander und stellte sich hinter einem Busch auf die Lauer. Wieder klang es vom Thale herauf; Johann wollte den Hut abnehmen und beten, da raschelte es neben ihm und aus einer Steinspalte, die er früher gar nicht bemerkt hatte, kroch eine große Natter, auf dem glatten Kopfe ein silberblitzendes Krönlein. Dem langen Johann zitterte es durch die Brust, doch er regte sich nicht um ein Haar. Er starrte mit den Augen auf die Schlange, wie sie hinauf auf den offenen Platz sich wand, wie sie ihren Kopf erhob mit der Zunge, beweglicher als eine Zitternadel, wie sie dann zum Tüchlein kroch, das Silberkrönlein darauf legte, sich daneben im Grase in eine Scheibe zusammendrehte und die Augen schloß. Noch ein wenig wartete Hannes, dann schlich er leise wie eine Katze zur Stelle. — Du unglückbitteres Geschick! ein Zipfel des Tüchleins lag unter der Schlange. — Was sollte Hannes thun? — Die Schlange todtschlagen, daß sie ihm nichts anhaben konnte? — Dann hatte das Krönlein seine Kraft verloren. Sich fortschleichen und Reschen meiden und vergessen? — es ist gar zu schwer sein Glück, und Leben zu verlassen, und das war ihm Reschen. — „So werde ich müssen einen andern nehmen" fiel es ihm ein. „O Gott! das kann ich nicht zulassen, schon lieber sterben!" rief er aus; „in Gottes Namen, vielleicht geht es," dabei packte er das Tüchlein mit der Silberkrone und machte einen Sprung, wie er sonst nicht im Stande war. Aber da gellte ein Pfiff durch die Luft, daß es ihn halb betäubte; die Schlange war erwacht, es war ihr Hilferuf, und vor ihm, hinter ihm, rechts und links fing es an zu kriechen und sich zu winden, lauter Nattern und Schlangen. Jetzt sprang der lange Johann in großen Sätzen thalab, aber was half's? — Die Schlangen rollten sich ihm nach und wanden sich um seine Füße, immer mehr und mehr bis er fallen mußte. „Gott erbarm, dich meiner" war sein letztes Wort, das er aussprach, bevor ihn die Schlangenkönigin, die ihm um den Hals gekrochen war, erdrosselte.

Am andern Morgen fanden zwei Holzhauer das blutige Gerippe und das weiße Tüchlein daneben; alle übrige Kleidung war zu Fetzen zerrissen. Sie trugen die Gebeine ins Dorf hinab; an dem Tüchlein erkannte man den langen Johannes und schaudernd sagten sich die Leute: „Das haben die Schlangen gethan". Die Mutter weinte bitterlich; Reschen aber? — Die war leichtsinnig und hart. Sie sagte: „Ist das ein Narr gewesen." Weil sie das sagte, hatte sie freilich Recht.

Heimatliche Chronik.

Zusammengestellt von F. M. von Jabornegg-Altenfels.

Monat Jänner 1868.

1. Anfangs Jänner d. J. betrug in der kärnt. Sparcasse das Capital der Einleger bereits 2,640,275 fl. und das eigenthümliche Vermögen der Sparcasse 204,903 fl. Uebrigens werden von derselben zu humanen und wissenschaftlichen Zwecken jährlich 6—7000 fl. verausgabt. Anfangs Jänner 1867 betrug das Gesammt-Capital der Einleger 2,305,728 fl. ö. W.

2. Nach einer vom hiesigen Gemeinderathe in der Sitzung am Ende Dezember 1867 gelieferten Uebersicht über den Stand der Stiftunge des Bürgerspitals zu Klagenfurt ergaben sich folgende Resultate: Es bestehen theils kirchliche, theils weltliche Stiftungen im Gesammt-Capitals-Betrage pr. 90,020 fl. 15 kr., welche ein Jahres-Erträgniß von 4211 fl. 46 kr. geben. Das Eigenthum des Spitals an Staatspapieren und Privat-Capitalien beträgt 41,529 fl. 40 kr.

3. Am 1. Jänner fand die I. allgemeine Versammlung des kärnt. Dienstboten-Vereines in Klagenfurt statt; dieser Verein zählte damals 97 Mitglieder und ein Vereins-Vermögen von 650 fl. 60 kr.

4. Der Staat hat zu den Kosten für die Demolirung des Völkermarkter-Thores in Klagenfurt 6000 fl beigetragen.

5. Im Jänner war starker Schneefall in Kärnten und überstieg in manchen Theilen die Höhe von einer Klafter.

6. Die evangelische Gemeinde zu Klagenfurt sammt den Filialen Eger und Wolfsberg zählte Anfangs Jänners 400 Mitglieder.

7. Das Ackerbau-Ministerium hat zur Hebung der Viehzucht in Kärnten die Summe von 5000 fl. bewilligt.

8. In Unterferlach wurde von einem Oekonomen ein Schwein seiner Mastung im Gewichte von 5 Centnern 6 Pfund im Jänner geschlachtet.

9. Im Jänner wurde eines Abends im Möllthale bei Winklern ein Meteor in Form eines feurigen Bündels von Reißig beobachtet; es zog von Osten nach Westen; die Flamme hatte einen bläulichrothen Schein und die Erscheinung dauerte sehr kurze Zeit.

10. Der Entwurf des Viehzuchtgesetzes für Kärnten, welcher sämmtlichen Gauen des Landes zur Begutachtung mitgetheilt worden, wurde von den meisten Gau-Versammlungen mit regem Interesse berathen.

11. Am 3. Jänner wurde die Hungerleider-Bäuerin zu Judendorf in der Pfarre St. Martin bei Villach mit Drillingen — 2 Knaben und 1 Mädchen, entbunden.

12. In der Sitzung des Gemeinderathes zu Klagenfurt im Laufe d. M. wurde die Rechnung über den Ferd. Kaufmann'schen Stiftungsfond vorgetragen; derselbe beträgt nun bereits 43,764 fl. 60 kr.

13. Am 6. Jänner hielt der St. Veiter Aushilfscasse-Verein seine General-Versammlung; das Vermögen desselben an Darlehen auf Wechsel beträgt nun 7305 fl.

14. Am 11. Jänner fand in Klagenfurt die General-Versammlung des hiesigen Aushilfscasse-Vereines statt. Nach dem Rechenschaftsberichte betrug dessen Vermögen an Darlehen rc. damals bereits 226.779 fl.

15. In der Sitzung des Gemeinderathes zu Klagenfurt wurde das Präliminare bezüglich der Stadtbeleuchtungs-Auslagen auf 9734 fl. 50 kr. festgesetzt.

16. In einer Lehrer-Conferenz zu Unter-Drauburg, Ende des vorigen Jahres, faßten die Theilnehmer derselben den Entschluß, durch Gründung eines pädagogischen Lesevereines sich zu einem gemeinsamen Streben für die Fortbildung der Lehrer zu vereinigen.

Im Beginn dieses Jahres wurde zur Ausführung dieses lobenswerthen Entschlusses eine Besprechung in Unter-Drauburg anberaumt, bei welcher dann die Vereins-Satzungen berathen wurden, das provisorische Comité gewählt und die Hauptversammlung auf den 6. Februar d. J. angeordnet wurde.

17. Am 29. Jänner fand die General-Versammlung des kärnt. Geschicht-Vereines hier statt. Nach erfolgter Erstattung des Jahresberichtes und Ernennung der vorgeschlagenen Ehrenmitglieder wurde über Antrag des Vereinsausschusses der § 12 der Vereins-Statuten durch einhelligen Beschluß dahin abgeändert, daß die Amtsdauer der Vereinsdirection und des Ausschußes anstatt lebenslänglich nur auf drei Jahre zu beschränken sei; auch wurde über Antrag eines Vereins-Mitgliedes die zeitgemäße Abänderung der Statuten des kärnt. Geschicht-Vereines beschlossen und die Verfassung des diesfälligen Entwurfes dem Vereins-Ausschusse übertragen.

Monat Februar 1868.

Im Laufe des Winters von 1867 auf 1868 wurden wüthende Füchse in mehreren Gegenden Unterkärntens bemerkt.

Am 6. Februar fand im Markte Unterdrauburg die erste Hauptversammlung des dortigen pädagogischen Lesevereins statt; der Zweck des Vereines ist geistige Fortbildung seiner Mitglieder.

Seine Majestät Kaiser Ferdinand haben der katholischen Kirchengemeinde zu Liesing im Lesachthale 400 fl. und jener zu Kaning 500 fl. zur Restaurirung der Kirchen gespendet.

Am 8. Februar fand in Villach eine Versammlung mehrerer Lehrer der umliegenden Schulbezirke zur Bildung eines kärntnerischen Volksschullehrer-Vereins statt. Es wurde ein Gründungs-Comite gewählt und als Tendenz des Vereines aufgestellt: 1 Anregung des Strebens nach geistiger Fortbildung unter den Vereins-Mitgliedern und Hebung des materiellen Wohlseins derselben; 2. Förderung der Interessen der Volksschulen nach allen Richtungen.

Am 9. Februar wurde in Klagenfurt die Jahres-Versammlung des kärntnerischen Stenographen-Vereines abgehalten, in derselben der Entwurf der neuen Satzungen berathen und der Bericht über die Vereinsthätigkeit im Jahre 1867 erstattet, wonach hier 18 Mitglieder, dann 4 auswärtige und 2 Ehrenmitglieder bestehen, der Verein 7 Stenographische Zeitschriften hält, und vom Vorstande 38 Schülern des Gymnasiums und der Ober-Realschule Unterricht ertheilt wird.

Laut des am 8. Februar vom k. k Centralcomité der Pariser-Ausstellung herausgegebenen Verzeichnisses erhielten in Kärnten Auszeichnungen:

Herr Paul Freiherr von Herbert hier, die goldene Medaille; die silberne: die Herren Gebrüder von Moro, Eugen Baron Dickmann, Comp. Rauscher in St. Veit und Herr Graf Henkl in Wolfsberg; die bronzene: Die Türkischroth-Färberei zu Seebach, Herr Johann Schaschl in Ferlach, Herr Georg Graf Thurn in Bleiburg, A. Klinzer hier, und Anton Moritsch in Villach. 6 Industrielle wurden ehrenvoll erwähnt.

Am 14 Februar erhielt der Domdechant von Gurk Herr Peter A. Pichler seine Ernennung zum hiesigen Dompropsten.

Witterung in Kärnten.

Sommer 1868.

Wenn wir die drei Monate Juni, Juli, August als Sommer zusammenfaßen, so können wir die Witterung dieser Sommermonate in Folgendem kennzeichnen:

Der Juni war bei um 1·1''' den normalen übersteigendem Luftdruck ungewöhnlich warm, in Klagenfurt 15·4°, d. i. um 1·3° wärmer als normal, und dabei sehr regenarm; der Niederschlag betrug in Klagenfurt 14·3''', während er nach 56jährigem Durchschnitt 42·9 beträgt. Die im Frühjahr herrschende Regenarmuth dauerte also auch im Juni noch fort. Die Temperatur erreichte am 18. und 23. ihr Maximum, überall 20·°, am Hochobir 13·0. Vom 1. bis gegen den 11. traten überall kleinere durch aufsteigenden Luftstrom erzeugte Gewitter mit mäßigen Niederschlägen auf, wovon das am 1. im Würmlach mit Hagel und Südsturm, und das am 11. um Luggau mit Schneefall bis 5000', am Hochobir mit SW.-Sturm und starkem Schneefall verbunden war, am 18. aber Gewitter mit Hagel in St. Paul Hausdorf (Schloßen von 9'''), am 20. Gewitter in St. Peter mit Hagel.

Der Juli war hingegen in seiner Witterung ziemlich normal; in Klagenfurt war seine die normale noch um 0·3° übersteigende Mittelwärme der des Juni ganz gleich, 15·4; der bisher stark pausirende Niederschlag trat nämlich meist als Gewitterregen ein und zwar mit 57.8''' um 7·2 noch über dem normalen. Der wärmste Tag war der 23. (Klagenfurt, Pontafel und Sachsenburg) über 24°, am Hochobir 15°. — Locale Gewitter am 3. und 4. mit Schneefall am Hochobir, von 10. bis 18. mit Hagel am 13. in Tiffen, am 18. in Micheldorf. Am 24. allgemeine Gewitter mit starken Regengüßen (Hüttenberg 21·3''').

Der August war in seiner ersten Hälfte warm und trocken, in seiner zweiten kühl und regnerisch im ganzen Durchschnitt ziemlich normal. Die Wärme erreichte am 16. und 17. die des wärmsten Julitages (25·4 Klagenfurt; Hochobir 16). Locale Gewitter am 4. bis 17. mit Hagel, am 4. in Lölling und Hüttenberg, am 13. in Tiffen. Vom 17. bis 31. täglich Regen; am 21. bis 24. Schneefall bis 6000'.

Des im April bis Juni ausgiebig fehlenden Regens wegen sind Winter- und Sommerkorn sehr mittelmäßig, Klee, die erste Heumahd sehr dürftig, während der Regen im Juli und August dem Mais, Haiden und der Grumetmahd sehr nachhalfn Bei der Trockenheit und Wärme der ersten Augusthälfte hat der Raupenfraß am Kohl- und Krautpflanzen fast bis zur Vernichtung derselben um sich gegriffen.

Eisen- und Bleipreise vom Juli bis Mitte November.

Der schon im Monat Juni in ganz Europa beobachtete Aufschwung der Metallindustrie machte sich ganz besonders auf dem Eisenmarkt bemerkbar. Die Eisenbahnbauten in Oesterreich und Rußland hatten einen bedeutenden Antheil daran; sie brachten namentlich in die belgische und nordfranzösische Eisenindustrie eine sehr günstige Wirkung, wenngleich die dortigen Preise noch immer sehr niedere sind gegen die in den Rheinländern, besonders aber gegen die bereits enorm hoch stehenden Preise Oesterreich's.

Die Nachfrage nach Eisen ist noch eher im Steigen als in Abnahme begriffen. Der hohe Stand der Roheisenpreise in Kärnten wird jedoch schon zur Calamität für alle kleinern Eisenfabriken, deren Handel nach Italien ganz ins Stocken geräth, denen durch die bedeutende Konkurrenz der Hochöfen beim Einkauf der Holzkohlen nun auch die Möglichkeit abgeschnitten ist, durch verminderte Produktionskosten die Wirkung der hohen Roheisenpreise auszugleichen.

Blei war die ganze Zeit ziemlich gleich begehrt, gegenwärtig in steigendem Begehr.

Eisenpreise.

Pr. Zollzentner, in öst. Währ.

In der Haute-Marne und Moseldistrikt, loco Hütte: Kokes-Roheisen fl. 1.30—1.34, Holzkohlenroheisen, fl. 2.10, Kokes-Walzeisen fl. 3.70, Walzeisen aus Holzkohlen, Roheisen fl. 4.40 bei gemischtem Brennstoff fl. 4.10—4.20, Hammereisen fl. 4. 70—4. 80, Eisenbahnschienen nach dem System Hartwich wurden im Moseldistrikt zu 190 fl. per Tonne, d i. fl. 3. 80 per Zoll-Ztr. abgeschlossen.

Köln: Holzkohlen und Spiegelroheisen fl. 2.40—2.75, Kokes-Roheisen, affinage fl 1.80—2.12, grau zum Vergießen fl. 2.40, Schottisches Nro. 1. fl. 2.50 Stabeisen grobes fl. 5.12—6.62.

Preußisch-Schlesien loco Hütte: Holzkohlenroheisen fl. 2.25—2.30. Kokes-Roheisen 2.20—2.23. Stabeisen geschmiedetes fl. 6.25—6.37, gewalztes fl. 4.87—5.

In Oesterreich: Vordernberg fl. 3.75—4. Eisenerz, fl. 3.57—4. Kärntner fl. 3.39—3.77 Oberungarisches weiß halbirt loco Hütte fl. 2.41—6.68 Oberungarisches graues loco Pest fl. 3. 57—3. 90.

Die Preise für steirisches und kärntnerisches Roheisen zum Theil nominell.

Bleipreise.

Köln: Raffinirt Weichblei fl. 9.75.—10.13. Hartblei 9.90.

Berlin: Klausthaler fl. 10.25—10.38. Tarnowitzer fl. 10.13—10.25 Freiberger fl. 9.63.

Kärntnerblei: Bleiberger; Raibler.

Klagenfurter Getreidedurchschnitts-Preise der Jahre

	1859	1860	1861	1862	1863	1864	1865	1866	1867	1868
					Juli					
	fl. kr.									
Weizen	4.85	5·53	7·68	5·52	4·71	5·02	3.38	4·80	6·02	5·61
Roggen	2·77	3·43	5·36	4·21	2·95	2·60	2·43	3·97	3·25	3·90
Gerste	3·40	3·74	4·36	3·91	3·24	3·34	2·13	3·23	3·54	3·04
Hafer	2·37	2·20	2·40	2·99	2·19	2·01	1·43	2·12	1·73	2·11
Mais	3·65	4·24	4·20	5·41	3·28	3·42	2·63	3·75	3·51	3.19
Silberagio	124·04	108·43	137·43	124·61	110·16	113·55	107·06	127·21	123·92	111·52

August

	1859	1860	1861	1862	1863	1864	1865	1866	1867	1868
Weizen	3·06	5·48	7·64	5·41	4·31	3·90	3·08	4·80	5·23	4·88
Roggen	3·18	3·69	5·08	4·15	2·80	2·28	2·49	3·92	3·12	3·45
Gerste	3·26	3·34	4·05	3·89	2·86	2·40	1.78	2·97	2·90	3·04
Hafer	2·23	2·13	2·38	2·37	1·95	1·92	1·24	1·97	1·59	1·91
Mais	3·87	4·34	3·99	5·47	3·26	3·29	2·61	4·01	3·35	3·07
Silberagio	117·38	110·40	136·65	126·26	111·01	113·39	107·53	127·41	122·82	112·07

September

	1859	1860	1861	1862	1863	1864	1865	1866	1867	1868
Weizen	4·89	1·55	6·52	5·43	4·43	3·71	3·13	5·14	5·32	5·02
Roggen	3·04	4·03	4·70	4·10	2.83	2·39	2·62	3·78	3·27	3·59
Gerste	2·56	3·38	3·70	4·01	2·87	2·37	1·73	3·27	2.98	3·21
Hafer	2·38	2.07	2·46	2·25	1·84	1·41	1·10	1·59	1·60	1·76
Mais	3·52	4·11	4·08	4·43	3·04	3·22	2·25	3·79	3·16	2·79
Silberagio	120·25	113·54	135·62	125·08	111·10	114·89	107·43	127·47	121·43	113·18

October

	1859	1860	1861	1862	1863	1864	1865	1866	1867	1868
Weizen	5·26	6·18	6·46	5·61	4·36	3·83	3·27	5·52	5·08	5·10
Roggen	2·25	4·47	5·31	3·98	3·82	2·70	2·90	3·76	3·74	3·69
Gerste	3·46	3·95	3·97	3·93	2·89	2·42	1·89	3·32	3·33	3·31
Hafer	2·48	2·29	2·27	2·40	1·87	1·44	1·16	1·70	1·69	1·86
Mais	3·17	3·59	4·47	3·12	2·67	2·67	2·01	2·82	2·83	2·52
Silberagio	121·48	113·19	136·99	121·88	111·86	116·35	107·76	127·17	122·19	113·97

Durch das nicht vorhergesehene Zurücktreten des Herrn Drs. L. Ißleib von der Redaktion ist eine unliebsame Unterbrechung in der Herausgabe der letzeren Hefte dieser Zeitschrift eingetreten, welche so viel als möglich nachgeliefert werden.

Inhalt des November-Heftes.

Redaction: **J. Canaval und A. R. von Gallenstein.**
Druck von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Zeitschrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung.

Herausgegeben vom

Geschichtvereine und Landesmuseum in Kärnten.

№ 8. Achtundfünfzigster Jahrgang. 1868.

Die Eiszeit und ihre Ursachen.

(Nach einem im Museum gehaltenen Vortrag)

von J. Prettner.

Es ist noch nicht gar lange her, daß man auch die Gletscher der Alpen zum Gegenstande wissenschaftlicher Forschung gemacht hat; bis dahin waren sie dem Alpenwanderer ein ungelöstes Räthsel; es lag wie ein seltsames Geheimniß, wie ein mystischer Zauber über diesen ausgedehnten Eis- und Schneemassen, welche die höchsten Zinnen unserer Alpen bedecken. Woher, fragte man vergebens, diese Eisfelder, bis tief hinunter im Thale an üppig grünenden Triften und Wiesen sich ausbreitend? woher ihre abenteuerlichen Formen, ihre in den zauberhaftesten Farben blinkenden Zacken und Zinken, woher ihre schauerlich aus dunkler Tiefe gähnenden Klüfte und Schründe? woher ihr unheimliches Wasserrauschen, das furchtbare Dröhnen und Krachen, womit sie die leblose Stille ihrer Umgebung zeitweise stören? woher die Steinstraßen (Moränen), die sie bedecken, die Schuttwälle, welche sie begränzen? woher kommt es, daß sie launisch heute zurückgehen und morgen wieder die blühenden Alpenwiesen mit ihren Schneemassen oder Moränenschutte verwüsten zu wollen scheinen? — Zu Ende der dreißiger Jahre begaben sich ganze Colonien von Gelehrten auf die Gletscher (Charpentier, Desor auf den Rhone-, Agassiz und Vogt auf den Aargletscher, später Schlagintweit auf unsern Pasterzengletscher u. s. w.), machten dort ihre Messungen und Beobachtungen

und — in wenigen Jahren war das Räthsel gelöst, der Zauber gebrochen, das ganze Phänomen der Gletscher zu einem völlig klaren, leicht verständlichen Bilde aufgeklärt.

Wohl liegt ewig Eis und Schnee auf jenen Höhen, aber es ist nicht ewiger Schnee; denn der einmal gefallene sinkt fortwährend, durch sein eigenes und das Gewicht der nachfolgenden Massen getrieben, an den schiefen Flächen des Gebirges in die Tiefe, erleidet dabei eine Umwandlung in wäßriges, leicht an einander verschiebbares Firneis, welches allmälig die muldenförmige Vertiefung des Alpenthales ausfüllt und dort sich in die Breite ausbreitet und auch in langen Klüften abbricht, wo dieses sich erweitert, dort aber wieder sich zusammenschiebt, wo es sich verengt und, wo es steil sich absenkt, in Querspalten und Zacken und allerlei Figuren abbricht, unaufhörlich aber in die Tiefe sinkt, bis endlich die durch die dort herrschende höhere Temperatur bedingte Abschmelzung den nachrückenden Massen das Gleichgewicht hält. Gletscher sind also langsam abwärts fließende Eisströme, deren Quellen das Firnmeer, deren Mündung die Quelle eines Alpenflußes ist.

Wie nun jeder Strom auf dem Terrain, wo er fließt, mannigfache Veränderungen hervorbringt, hier Geschiebe und Schotter ablagert, dort aber die Ufer überflutet und wegreißt, so daß man, auch wenn er versiegt ist, noch lange die Spuren seiner Wellenthätigkeit wahrnimmt und darnach seine Anwesenheit berechnen kann, so auch bei den Gletscherströmen. Während jedoch bei Flüssen die Geschiebe am Grunde derselben durch Rollen fortgeschoben werden und darum immer mehr oder weniger zur Kugelform abgerundet sind, ist es anders beim Gletscher. Die von den benachbarten nackten Felswänden durch Verwitterung losgelösten Trümmer und Felsgesteine fallen auf den Gletscher und werden von diesem auf seinem Rücken gleichsam schwimmend fortgetragen, können also ihre ursprüngliche Form immer beibehalten; wo aber der Gletscher durch eine Thalverengerung sich durchzuschieben gezwungen wird, werden diese Trümmer mit großer Gewalt nicht nur an einander, sondern auch an die den Gletscher einengenden Thalwände gedrückt, gerieben und dadurch sie selbst und diese Wände mit eigenthümlichen Rizzen, Streifen und Furchen versehen, an welchen sie leicht als Gletschergesteine erkannt werden können. So eigenthümlich sind diese Gletscherstreifen, daß man sie als solche unmöglich verkennen kann und die Gletscher damit ihre einstige Anwesenheit mit deutlich lesbarer Schrift an Ort und Stelle verzeichnet haben.

Wie aber die Wissenschaft das Auge des Beobachters schärft, daß es Dinge sieht, von denen er früher keine Ahnung hat, so fing man auch bald an, nachdem das Räthsel der Gletscher gelöst war, überall Spuren von Gletschern wahrzunehmen, wo sie im hohen Grade überraschten. Tief unten im Thale in weiter Entfernung von den jetzigen Gletschern fand man Geschiebe, scharf, mit frischen Bruchflächen, kantig und mit den eigenthümlichen Rizzen und Furchen; hoch über der Thalsohle entdeckte man an nackten Felswänden die so bezeichnenden, nicht zu verkennenden Gletscherstreifen, alles als Beweise der einstigen Anwesenheit von Gletschern. Außer ihren kleineren Gesteintrümmern fand man aber an vielen Orten, nicht in Schutt und Sand vergraben, sondern frei und offen auf dem Felde oder im Walde des Thalbodens, Blöcke von oft bedeutender Größe, sogenannte „erratische Blöcke", welche ebenfalls anscheinend frische Bruchflächen, scharfe Kanten und jene eigenthümlichen Gletscherschliefe an sich haben, ihrer Größe und ganzen Aussehen nach nicht von Wassergewalt, sondern vom Gletscher hieher von dem Orte getragen worden sein mußten, wo die Gebirgsart anstehend ist, aus der sie bestehen; die Thatsache, daß die Gletscher einmal bis an ihren Fundort gereicht, konnte nicht mehr angezweifelt, sie mußte erklärt werden.

Solche unzweifelhafte Spuren einstiger Gletscher fand man aber in allen größeren Thälern der Alpen zumal der Schweiz, wo sie am besten in dieser Richtung durchgeforscht wurden. Am ganzen Nordrande der Alpen bis weit nach Schwaben und Baiern hinein findet man in großer Ausdehnung einen weiten Kranz von meist mit Vegetation, vielfach reicher Cultur und Wohnsitzen der Menschen bedeckten Erdwällen, die aus eben geschilderten Gesteintrümmern, die aus solchen Gebirgsarten bestehen, wie sie hoch oben in den Alpen vorkommen, und außerdem alle Kennzeichen von Gletschergesteinen an sich tragen und somit unverkennbar die Endmoränen einstiger Gletscher sind, welche also einmal bis hieher gereicht haben mußten.

Ueber die kolossale Ausbreitung der Gletscher hat Morlot eine lehrreiche Karte verfaßt, nach welcher an der nördlichen Abdachung 5, an der südlichen 2 große Gletscher angenommen werden.

Unter allen der größte war der Rhone-Gletscher, welcher das ganze Thal der Rhone in Wallis mit den Nebenthälern ausfüllte, den Genfer-See und das ganze Land bis an den Jura und bis Solothurn bedeckte und weit nach Frankreich sich erstreckte.

*

Der Aar-Gletscher, viel kleiner als voriger, füllte das Berner Oberland, die Becken des Brienzer- und Thuner-See's aus und dehnte sich bis über den Aarau aus.

Der Reuß-Gletscher stieg von den Thälern Uri's herab und bedeckte, am Rigi sich in zwei Theile theilend, die Cantone Uri, Schwyz, Zug, Luzern mit ihren Seeen.

Der Linth-Gletscher, aus Glarus kommend, überzog den Canton Zürich mit seiner Eisdecke.

Der Rhein-Gletscher senkte sich von Graubünden über Appenzell, St. Gallen, Thurgau herab und reichte, in mehrere Arme sich theilend, bis Tirol, Schwaben und Baiern.

Am Südrande der Alpen kommen nach Motvillet's Karte Gletscher dem Po, Tessin und Etsch entlang vor und reichten bis in die lombardische Ebene, so daß die jetzigen Seeen nach Dr. Peschel gleichsam Fjorde eines ehemaligen lombardischen Meeres waren, wie man solche jetzt in Norwegen und Patagonien an Gletschermündungen trifft.

Auch in andern Theilen der Alpen hat man Gletscherspuren entdeckt, so auch bei uns in Kärnten, wo Rosthorn und Canaval in der Teuchel (Möllthal) eine große Moräne fanden, — jedoch sind die Untersuchungen noch zu mangelhaft, um ein zusammenhängendes Bild zu geben.

Fast an allen größeren Gebirgen sind Gletscher nachgewiesen worden, so an den Pyrenäen im Süd und Nord, der Iserre-Gletscher in den Vogesen, der der Durance am Jura, ebenso in Schottland und England; ungeheure Ausdehnung hatten die Gletscher Schwedens und Norwegens, welche über die gefrorene Nord- und Ostsee bis in die deutsche Ebene sich erstreckten.

Ebenso sind in den mächtigen Gebirgen Asiens Gletscher mit Bestimmtheit nachgewiesen worden und in Nordamerika hatten sie, wie die eifrigen Forschungen dargethan, noch größere Ausbreitung.

Kurz, nach allen diesbezüglichen ausgebreiteten Forschungen, müssen wir annehmen, daß es einmal eine längere Periode in der Geschichte unserer Erde gegeben hat, in welcher die jetzigen Gletscher eine weit größere Ausdehnung hatten, ja ein großer Theil selbst mit reicher Cultur geschmückter Länder mit Eis- und Schneemassen bedeckt gewesen sei, und die Resultate aller Untersuchungen weisen darauf hin, daß es nicht ein einzelnes Ereigniß, eine plötzlich hereingebrochene Katastrophe, eine eben so schnell wieder verschwundene wie gekommene Gletscherausbreitung war, sondern daß es eine längere Zeit andauernde Periode, eine man-

cherlei Phasen und verschiedene Gestaltungen in sich schließende Entwicklungsphase unserer Erdgeschichte war, die von den Geologen sogenannte Eiszeit. — Ja, die eingehenden Forschungen besonders Oswald Heer's haben das Bestehen zweier vollkommen verschiedener, durch einen langen Zeitraum von einander getrennter Epochen allgemeiner Vereisung außer allen Zweifel gesetzt, was wir vor der Hand nur bemerkend erwähnen.

Der Wanderer, der unsere Alpenthäler durchwandert, an ihren wechselreichen Formen, an den herrlichen Culturbildern sich erfreut, die sie in so reicher Fülle biethen, mag sich kaum einen Begriff machen von dieser traurigen, schreckensreichen Epoche der Eiszeit und sich nur schwer das grausige Bild der Alpenvorzeit ausmalen, wo diese lieblichen Bilder in Eis und Schnee begraben lagen, jähe Wassergüsse mit donnerndem Brausen aus und zwischen mächtigen Eisschollen zu Thale stürzten und nur wenig pflanzliches und animales Leben in der allgemeinen Eiswelt gedeihen konnte, wo diese Thäler also ungefähr das Aussehen hatten, wie heut zu Tage die Thäler Islands, Grönlands oder Spitzbergens.

Eine wenig artenreiche Flora, ähnlich der jetzigen der Polarländer, breitete sich über das wenige zwischen Eismassen hervorragende Grönland (und ist nach Verschwinden der Eiszeit nur auf den Hochalpen zurückgeblieben); auf diesem weideten und lebten noch manche Thiere der vorigen Periode, wie z. B. der vorzeitliche Elefant, der Höhlenbär u. a.; aber auch mancher unserer jetzigen Zeitgenossen, wie das Rennthier, das Elen, das Wildschwein, der Biber u. a. erlebten sie, ja auch der Mensch wohnte vielleicht schon in Höhlen an den Ufern der Eisströme ein armseliges, dem der Lappen, Grönländer ähnliches Leben. Er konnte auch wohl zu jener Zeit am Fuße der Gletscher existiren, da noch heut zu Tage viele Ortschaften in den Alpen nur wenig hundert Schritte von den Gletscherzungen entfernt sind und jetzt wie damals das Niedersteigen der Gletscher erkältend wirkt; auch wissen wir, daß die ältesten Bewohner Europa's in jenen Zeiten vorzugsweise Höhlenbewohner gewesen.

Wir überlassen es der Phantasie des Lesers, das Bild des entsetzlichen stürmenden Winters sich auszumalen, und wollen der Frage desselben, die er vor allen stellen wird, entgegenkommen: Woher die dauernde Kälte, welche so lange über unsern Erdtheil geherrscht haben muß, wie ist sie entstanden, wie vergangen?

Das am nächsten liegende wäre wohl, eine einstmalige Verschiebung oder Veränderung der Erdachse zu vermuthen, wodurch die Pole und Polarländer andere, unsere Länder solche geworden wären. Allein zwingende astronomische Gründe lassen es ganz unstatthaft erscheinen, eine solche Aenderung der Erdachse anzunehmen.

Daß einige Gelehrte, von den gewagten Ideen der damals herrschenden Naturphilosophie begeistert, behaupteten: die Erde, die sie sich als selbstlebendes Wesen dachten, sei periodischen Anwandlungen von Frost unterworfen, die Eiszeit also eine solche Periode vom Fieberfrost gewesen, — wollen wir nur im Vorbeigehen bemerken.

Um die bedeutende Kälte zu erklären, welche ein so bedeutendes Anwachsen der Gletscher voraussetzt, mußte also andere Ursachen aufgefunden werden; man vermuthete zunächst, da die astronomischen nicht anwendbar, geologische zu finden, und schon Charpentier, einer der ersten Gletscherforscher, griff zur Annahme, die Alpen seien Anfangs viel höher gewesen uud die Gletscher erst dann in ihre jetzige beschränktere Ausdehnung zurückgegangen, nachdem die Berge auf ihre jetzige Höhe zurückgegangen. Obwohl von Charpentier selbst später aufgegeben, hat diese Theorie noch manche Verfechter unter den Geologen.

Einen andern geologischen Grund, nicht für die einstige große, aber für die jetzige kleine Ausdehnung der Gletscher glaubte man, nachdem unsere Kenntnisse des ganzen Erdballes sich erweitert hatten, im Golfstrom gefunden zu haben. Es liegt nämlich auf der Hand, daß, wenn in späterer Zeit die Temperatur unserer Länder zugenommen hat, auch die Gletscher zurückgewichen sein müssen.

Es ist den Lesern wohl bekannt, daß in klimatischer Hinsicht der Westen und Nordwesten von Europa eine höchst günstige Ausnahmstellung unter allen Ländern gleicher Breite hat; Bergen in Norwegen, fast in gleicher Breite wie Petersburg, hat doch die Jahrestemperatur von Paris. Dieses milde Klima verdankt der ganze Nordwesten der günstigen Meeresconfiguration, vor allen aber dem Einfluße der unter dem Namen Golfstrom bezeichneten Meeresströmung, welche um Afrika durch den atlantischen Ocean und den mexikanischen Golf strömt, dort durch die hohe Tropentemperatur zu sehr hohen Wärmegraden erwärmt wird und durch die Halbinsel Florida im Kreisbogen gleichsam umkehrend gegen die westlichen Küsten von Europa getrieben wird. Die westlichen Meere dieses Continentes durchfließend und seine Küsten bespülend bringt er an diese die Wärme, die er unter der Tropensonne im caraibischen Meere in sich

aufgenommen hat. Es ist somit ganz klar, daß, wenn diese Meeresströmung einmal nicht bestanden oder eine andere Richtung genommen hat, auch das Klima der nordwestlichen Theile des alten Kontinentes ein anderes, weit kälteres gewesen sein muß.

Nun ist es aber durch Moriz Wagner's schöne Untersuchungen erwiesen, daß einmal an der Stelle der jetzigen Landenge von Panama eine Vertiefung der Kordillerenkette bestanden hat, wodurch sie unter dem damaligen Niveau der Meere und somit dort eine Meeresstraße, eine Verbindung des caraibischen mit dem stillen Meere, vorhanden war. Damals aber mußte die ganze Golfströmung durch diese Meerenge in das stille Meer ab und an der östlichen Küste des amerikanischen Continentes nach Norden fließen; sie ging mit der in ihr enthaltenen Wärme für Europa gänzlich verloren.

Nach andern nicht minder sichern Untersuchungen war aber die Halbinsel Florida, überhaupt ein Product der Korallenbildung, zu jener Zeit noch nicht vorhanden, wo die Kordillerenkette schon so weit sich gehoben hatte, daß die Landenge von Panama gebildet, der Abfluß des Golfstromes in das stille Meer verschlossen war. Damals konnte dieser, durch die genannte Halbinsel nicht so östlich abgelenkt, an der Ostküste von Amerika nach Norden fließen, Grönland und Island jene mildere Temperatur geben, die dort nach so vielen geschichtlichen Ueberlieferungen und anderen Anzeichen bestimmt einmal herrschend war. Auch in diesem, wie im früheren Falle ging die Wärme dieser Meeresströmung für Europa verloren und nicht nur das, sondern in beiden Fällen muß angenommen werden, daß die vom Polarmeere zurückfließende kalte Polarströmung die Westküste Europa's bespülend mächtig abgekühlt habe, oder, was noch wahrscheinlicher, ging die kalte Strömung über die damals noch nicht so weit gehobenen, nordischen Niederungen durch das bothnische Meer, die Ostsee und über die jetzige Tiefebene von Norddeutschland, als Meeresarme bis in das mittelländische oder vielleicht gar schwarze Meer. Daß eine so mächtige Strömung, welche gewaltige Eisschollen aus dem Polarmeere mit sich geführt haben mußte, im hohen Grade erkältend auf die wenigen aus diesen Meeren hervorragenden Strecken unseres Welttheiles eingewirkt haben mußte, ist wohl nicht zweifelhaft und unter diesen Voraussetzungen das einstige Bestehen der Eiszeit eben so gut zu erklären, wie ihr allmäliges Verschwinden bei der durch Hebungen bedingten Veränderung dieser Strömungen.

Neben diesen auf rein geologischen Voraussetzungen beruhenden Hypothesen über die Eiszeit hat ein Schweizer Gelehrter, Escher von der Linth, eine andere, auch meteorologische Fragen beiziehende Erklärung über das Verschwinden derselben aufgestellt, welcher wenigstens wissenschaftliche Schärfe und Klarheit nicht abgesprochen werden kann; sie ist folgende:

Wir alle kennen den warmen Südwind, der im Frühjahr den Schnee so schnell schmelzen macht, häufig auch, besonders im Herbst, Gewitter mit Stürmen, Regengüssen und Schneefällen im Gefolge hat. Wir nennen ihn mit den Slaven „Jauk", häufig auch, wie wohl unrichtig, Scirocco, denn der scirocco der Italiener ist ein Südost. In der Schweiz, wo er besonders in den südwestlichen Cantonen häufig sturmartig auftritt, heißt er „Föhn." Durch ungenügend zahlreiche Beobachtungen verleitet, hielt Escher den Föhn für einen sehr trockenen Wind und verlegte seine Geburtsstätte in die Sahara; dort steige die an dem glühenden Sandboden erhitzte Luft auf, wehe über das westliche Europa und bringe vorzüglich die Gletscher der Alpen zum Schmelzen und verhindere dadurch deren weitere Ausbreitung. Nun sei durch geologische Thatsachen erwiesen, daß die Sahara vor nicht gar langer Zeit noch Meeresboden, das darüber flutende Meer mit dem mittelländischen, atlantischen und rothen in mehrfachem Zusammenhang gewesen; damals sei der Föhn entweder gar nicht vorhanden, jedenfalls viel schwächer und dabei feucht und naß gewesen. Er konnte daher der Ausbreitung der Gletscher keine Schranken setzen, ja vielmehr durch die reichlichen Niederschläge, die er, vom Saharameer kommend, an den kalten Gebirgen absetzte, bedeutend zur Vergrößerung derselben beitragen.

Nun hat aber Hann nach den Beobachtungen auf unserm Obir nachgewiesen, daß der Südwestwind auch auf dieser Bergspitze, wo die Winde frei und ungehindert wehen können, nicht nur kein trockener, vielmehr der feuchteste aller Winde sei, und übereinstimmend damit Dove dargethan, daß der Südwest, Föhn, Jauk rc. in den westindischen Meeren ihren Ursprung haben und, durch die Achsendrehung der Erde abgelenkt, in südwestlicher Richtung über unsere Länder wehen, während die an der Sahara aufsteigenden Winde aus gleichem Grunde weiter östliche Länder: Türkei, Egypten, Kleinasien, Persien u. s. w. überstreichen und ihre auffallende Trockenheit bedingen. Diese Escher'sche Theorie wird ungeachtet dieser Gegengründe noch immer von einigen Schweizer Gelehrten vertheidigt; sie kann aber, auch völlig angenommen, nur die Eiszeit der Schweiz, oder

vielmehr das Aufhören derselben erklären, die Gletscherphänomene Englands, Skandinaviens schon läßt sie völlig unerklärt.

Wir müssen aber gestehen, daß auch die andern auf dem Golfstrome basirten Hypothesen nicht gar weit reichen; schon die Gletscher des Kaukasus und Rumäniens und Hochasiens erklären sie nicht, noch weniger die Nordamerika's; die nachgewiesenen zwei Eiszeiten aber versuchte keine zu erklären.

Eine auf astronomisch-phisikalische Gründe gestützte, vor der Hand am meisten erklärende, jedenfalls eine großartige Anschauung in sich schließende Erklärung der Eiszeit hat der französische Akademiker Adhemar gegeben, die wir dem Leser, so viel es ohne bildlichen Nachweis möglich ist, zu erörtern versuchen wollen.

Wir wissen, daß die Erde sich um ihre Achse und zugleich um die Sonne bewegt; wir wissen, daß die Erdachse dabei nicht senkrecht auf die Ebene der Erdbahn steht, sondern mit dieser einen Winkel von circa $23^{1}/_{20}$ macht; wir wissen, daß durch diese schiefe Stellung der Erdachse auf die Erdbahn, welche während der Bewegungen der Erde ganz unverrückbar ist, die Jahreszeiten, das Wechseln der Tag- und Nachtlänge auf der Erde, bedingt werden. Wir wissen ferner, daß die Bahn der Erde um die Sonne eine Elipse ist, in deren einem Brennpunkt die Sonne sich befindet. Die Erde kommt also bei ihrer Bewegung um die Sonne dieser einmal näher (wenn sie dem Brennpunkt, wo die Sonne ist, sich nähert), einmal wieder von ihr entfernter (wenn sie dem andern Brennpunkt sich nähert); die Stellung der Erdachse ist eine solche, daß zur Zeit, wo die Erde der Sonne am nächsten ist, die südliche Halbkugel der Sonne, und die nördliche von ihr abgekehrt ist; zur Zeit unseres Winters sind wir der Sonne näher als im Sommer.

Nach den Gesetzen der Centralbewegung (eines Körpers um einen Centralkörper) bewegt sich aber der Körper desto geschwinder, je näher er dem Centralkörper ist.

Man nennt den Punkt, wo die Erde der Sonne am nächsten ist, die Sonnennähe (perihelium), den, wo sie ihr am fernsten, die Sonnenferne (aphhelium), den Punkt, wo sie am 21. September zwischen diesen beiden Punkten in der Mitte steht, den Herbst-, den gleichen am 21. März den Frühlings-Nachtgleichepunkt. Die Erde braucht also für ihren Weg vom Herbst- zum Frühlingspunkt durch die Sonnennähe weniger Zeit als von diesem zu jenem: unser astronomischer Winter ist kürzer als der Sommer; fragen wir nur den Kalender!

Die Erde braucht vom Herbstpunkte, wo sie am 21. September steht, bis zum Frühlingspunkte 9 Tage des Septembers, 31 im Oktober, 30 im November, 62 im Dezember und Jänner, 28 im Februar und 20 im März, das macht zusammen 180 Tage, folglich für den Rest des Weges vom Frühlings- zum Herbstpunkt 185. Die südliche Halbkugel hat also jährlich einen um 5 Tage kürzeren Sommer als die nördliche und einen um eben so viele Tage längeren Winter und umgekehrt: auf der nördlichen dauert der Winter um 5 Tage kürzer als der Sommer und der Sommer um so viel länger als auf der nördlichen (genau beträgt die Differenz 168 Stunden).

Dieser Entgang an Wärme, der nun dadurch einen kleinen Abbruch erfährt, daß die Erde um diese Zeit der Sonne am nächsten steht (was aber nicht so viel ausgiebt), summirt sich im Laufe der Zeit zu beträchtlichen Größen. In 6 Jahren beträgt es schon 1 Monat, in 72 Jahren 1 volles Jahr, um welches die südliche Halbkugel mehr Winter als die nördliche und diese mehr Sommer hat, als jene. Dieß muß zur Folge haben, daß die südliche Halbkugel, im Vergleich zur nördlichen, immer kälter, diese, vergleichsweise zu jener, immer wärmer werden muß. Damit stimmt auch die Erfahrung sehr gut überein. Nach Dove's schönen Untersuchungen über die Vertheilung der Wärme auf der Erdoberfläche ist die durchschnittliche Temperatur der nördlichen Erdhälfte 12·4° R, die der südlichen 10·9°, also jene um $2^1/_2$ Grad wärmer als diese. Dazu kommt aber noch, daß durch die größere Wärme der Nordhälfte dort mehr Wasser in Dampfform übergeführt, diese aber an der kühleren Südhälfte condensirt werden muß, wodurch immer wieder Flächen Landes an der nördlichen Erdhälfte bloßgelegt, auf der südlichen bedeckt werden, indem die so auf diese übergeführten Wassermengen nur theilweise wieder in Meeresströmungen zurückkommen. Dadurch wird aber wieder eine neue Ursache für stärkere Erwärmung der Nordhalbkugel geschaffen, indem das Land durch die Sonne mehr erwärmt wird als das Meer, die Erwärmung also mit der Fläche Landes wächst. Die Nordhalbkugel wird dadurch aber nicht bloß wärmer, sondern auch immer wasserärmer.

Blicken wir nun auf einen Globus oder Weltkarte, so bemerken wir, daß der Gürtel des Polareises, das den Südpol umgibt, viel breiter und weniger unterbrochen ist, als der des Nordpoles. Ein großer Theil des von der wärmeren nördlichen Erdhälfte in Dampfform an die südliche überführten Wasserquantums wird nämlich hier nicht in Form von

Wasser, sondern in fester Form von Schnee und Eis abgesetzt, dadurch die Menge des südlichen Polareises immer vermehrt und so wirkliche Materie, Stoff, in unberechenbaren Mengen von der Nordhälfte an die äußerste Südspitze der Erde hinübergeführt. Es ist einleuchtend, daß dadurch auch der Schwerpunkt der Erde eine Verschiebung erfahren und zwar an die südliche Halbkugel verrückt werden muß. Dahin müssen ihm aber die leicht beweglichen Massen des Meerwassers allmälig folgen und somit die südliche Halbkugel mehr mit Wasser bedeckt sein als die nördliche.

Daß dem so ist, lehrt uns wieder ein Blick auf den Globus oder jene Karten, welche jetzt fast jedem Atlas beigegeben sind und eine Nord- und Südpolarprojektion der Erde darstellen. Die nördliche Halbkugel zeigt viel mehr Land, dieses ist um den Nordpol gelagert, die Continente enden in Südspitzen, es sieht so aus, als wären die Meere vom Pol gegen Süden abgeflossen.

Auf der südlichen Halbkugel hingegen herrscht das Meer; nur wenig Land um den Pol, zahlreiche Inselgruppen deuten auf große wenig vom Meer bedeckte Landstrecken, die Continente scheinen von Süd mit Meer überdeckt zu werden; es sieht so aus, als hätten große Meerflutungen gegen den Südpol stattgefunden.

Wenn das nun in Jahrtausenden fortgeht, denken gewiß die Leser, so muß zuletzt die Südhälfte der Erde ganz vom Wasser bedeckt, ein Weltmeer, die Nordhälfte hingegen immer wasserarmer, ihre Wüsten größer, sie selbst zur Wüste werden. Ganz gewiß würde es so werden, wenn nicht der Schöpfer in die Ursache dieser Erscheinung das Correctiv ihrer Wirkung gelegt hätte.

Der Leser erinnert sich, daß der Grund all dieser Erscheinung darin liegt, daß die Erdachse vollkommen unverrückt nicht nur einen Winkel von 23° mit der Erdbahn macht, sondern dabei so gestellt ist, daß sie zur Zeit, wo die Erde in der Sonnennähe ist, sie also eine schnellere Bewegung hat, die südliche Hälfte gegen die Sonne kehrt, auf dieser also gerade Sommer, bei uns Winter ist.

Es existirt aber eine Erscheinung, welche in der Astronomie unter dem Namen der Vorrückung der Nachtgleichen (Präcession der Aequinoktien) bekannt ist und darin besteht, daß die Aequinoktialpunkte (Durchschnittspunkte des Aequators mit der Ekliptik) am Himmel nicht fest stehen, sondern langsam verrücken; der Punkt also, wo wir die Sonne heuer am 21. März zu einem bestimmten Momente sahen, ist in einem

Jahr um 50 Sekunden an der Ekliptik vorgerückt, so daß die Sonne erst ein klein wenig später dahin kommt. Dieß Vorrücken geschieht also so langsam, daß erst in 25,868 Jahren der ganze Umlauf vollendet ist.

Dieses Vorrücken der Nachtgleichen hat seinen Grund darin, daß die Erdachse, obwohl sie fortwährend mit sich paralell von Nord nach Süd ihre Stellung einhält, doch durch die ungleiche Anziehung afficirt wird, welche die Sonne auf den aufgebauchten Theil des Erdsphäroides ausübt, und fortwährend die Ebene des Aequators auf die der Ekliptik zurückzuführen strebt; dieser doppelte Einfluß, dem die Erdachse unterliegt, zwingt sie zur Beschreibung einer konischen Fläche um eine auf die Ekliptik senkrechte Linie, ohne daß jedoch ihre Neigung zu dieser von $23^1/_2{}^0$ irgend geändert wird; diese Bewegung der Erdachse hat demnach jene der Aequinoktiallinie zur Folge.

Von der zusammengesetzten Bewegung, welcher die Erdachse unterworfen ist, gibt uns das Spielzeug der Kinder, der Brummkreisel, ein gutes Bild. Wirft man diesen, durch eine Schnur in rasche Drehung gebracht, auf den Boden, so dreht er sich erstlich schnell um seine Achse, dann in der Richtung des Wurfes fort, zugleich dreht sich aber seine Achse langsam um eine vertikale Linie; so auch die Erdachse.

Nach astronomischen Berechnungen fiel im Jahre 1248 der erste Tag unseres Winters mit dem Durchgang der Erde durch die Sonnennähe zusammen; da nun die Erdachse zu einer vollen Drehung, wie wir eben bemerkten, 25,800 Jahre braucht, so muß 12,900 Jahre vorher, also 11,700 Jahre vor Cristo die Stellung der Erdachse eine solche gewesen sein, daß zur Zeit ihres Durchganges durch die Sonnennähe, nicht wie jetzt die südliche, sondern die nördliche Halbkugel gegen die Sonne gekehrt, auf dieser also Sommer war. Damals war also auf dieser nördlichen Hälfte der Sommer kürzer, der Winter länger als auf der südlichen, in Folge dessen kälter, feuchter, reicher an Niederschlägen, zumal Schnee, es war dort — die E i s z e i t.

Nach Verlauf von 12,900 Jahren, wovon aber jetzt schon 620 Jahre verstrichen sind, also um das Jahr 12,300, wird aber die Stellung der Erdachse abermals eine der jetzigen entgegen, dieselbe sein, wie sie zur Eiszeit war; dann wird wieder über unsere schöne Erdhälfte jene lange Winterkälte, die steigenden Gewässer, die flutenden Regen, die Schneefälle und Gletscherwanderung kommen, eine neue Eiszeit beginnen.

Aber zugleich wird ein neuer schöner Frühling über die Südhälfte der Erde kommen: in den kurzen Wintern werden die Schneefälle sich

mindern, in den längern Sommern das Polareis schmelzen, die Meere gegen Norden strömen, neue bisher von ihren Fluten bedeckte Landstrecken der Einwirkung der Sonnenwärme sich öffnen, die schönen Inseln der Südsee, welche, nach Darvin's schöner Theorie über die Entstehung der Atols, die hervorragenden Gipfel eines nur wenig vom Wasser bedeckten großen Kontinentes sind, werden sich zu großen schönen Länderstrecken vereinigen und dort in der glücklichsten Zone, auf dem von dem Fleiße der Korallen trefflich bereiteten Boden wird ein neues ungeahntes Leben, neue Formen der Erscheinungen sich zeigen, dort werden auch die Menschen wieder neues nicht dagewesenes Leben und Culturformen entwickeln.

So wie also der anscheinend geringfügige Umstand, daß die Erdachse gegen die Ekliptik geneigt ist, den Wechsel der Jahreszeiten bedingt, welcher mit der Fülle seiner mannigfaltigen Bilder in der Spanne Zeit eines Jahres über die Erde zieht, so hat die langsame Bewegung der Erdachse einen anderen großartigeren Wechsel von Sommer und schrecklicher Winterszeit zur Folge, wie er aber erst in langen, langen Jahrtausenden sich vollzieht. Wir stehen noch mitten im Sommer, haben aber das der Erde dräuende Bild des Winters in der Eiszeit erkannt. Wie im Jahre wechseln in Jahrtausenden Sommer und Winter auf den beiden Erdhälften.

Wir genießen von diesen in Jahrtausenden sich abwickelnden Jahreszeiten ein paar flüchtige Sommertage, um, wenn wir diese im Lichte gewandelt, wieder in Schatten des Todes zurück zu sinken; aber selbst auf diesem unsern ephemeren Standpunkte ist es uns gegönnt, mit dem Auge der Wissenschaft den großartigen Wechsel der Bilder zu schauen, wie er in Jahrtausenden über die Erde zieht, haben wir in der Eiszeit den furchtbaren Winter der Jahrtausende erkannt, aber gesehen, daß jedem Winter ein Frühling folgt und zur Seite steht.

Archäologische Nachgrabungen

auf dem Helenen-(Magdalenen-) Berge im Jahre 1868.
(Besprochen vom Geschicht-Vereins-Sekretär **K. v. Gallenstein**)

(Forts. und Schluß).

— Wenige Schritte nördlich von den Wirthschaftsgebäuden der Grabischniggbube entlegen steigt zu einer Höhe von 5 Klaftern eine steile Berglehne empor, die in ziemlich abschüssiger schiefer Ebene noch um

weitere 15—20 Fuß sich erhebt und endlich in eine ausgedehnte Fläche Ackerlandes ausläuft.

Der Hubbesitzer hatte hier schon mehrere Münzen und andere Anticaglien gefunden; seine Mittheilungen und die Terrain-Verhältnisse selbst schienen ermunternd genug, hier genauere Forschungen anzustellen. Zudem mußte der Geschicht-Verein sein Augenmerk darauf richten, vorläufig an verschiedenen Punkten des Berges Nachgrabungen zu veranlassen, weil man bei dem Umstande, daß — mit Ausnahme der steil abfallenden Nordwest- und Nord-Seite des Helenenberges — dessen Rücken allenthalben mit mehr oder weniger zusammenhängenden Ruinen besetzt zu sein scheint, nur durch Stichproben — wenn man so sagen darf — am ehesten und sichersten zu einer Uebersicht des Umfanges, der Eintheilung und Gestaltung der hier gestandenen Ansiedlung gelangen dürfte.

Herr Grabischnigg war, von seinem warmen und uneigennützigen Patriotismus geleitet, gerne bereit, die Nachgrabungen auf diesem, ihm gehörigen, Terrain gegen eine kaum nennenswerthe Entschädigung zu gestatten und zudem auf jede Vergütung für die anzuhoffenden Funde zu verzichten.

Die hier erzielten Erfolge nun sind in der That geeignet, das lebhafteste Interesse der Geschicht- und Alterthums-Freunde in Anspruch zu nehmen.

Wir wollen versuchen, eine möglichst genaue Beschreibung der bisher bloßgelegten Theile des hier vorgefundenen, sehr ausgedehnten Gebäudes zu geben; denn nur theilweise konnte dieses für dermalen aufgedeckt werden; ein bedeutender Theil desselben — möglicherweise der interessanteste — liegt noch unter der mindestens 15 Fuß hohen Berglehne begraben, welche, von Ackerland bedeckt, über selbem sich erhebt.

Der gegenwärtig offen liegende Bau ist ein längliches Viereck, dessen vordere, gegen Südost gekehrte Front 5 Klafter tief und 11 Klafter lang ist. Die 5 Klafter lange Außenwand erhebt sich noch zu einer Höhe von 9—10 Fuß.

An ihrem östlichen Ende scheint sich, rechtwinklig anstoßend, eine weitere, gegen Norden fortlaufende Mauer angeschloßen zu haben, die aber dermalen noch vom Berges-Abhange bedeckt ist. Zunächst der Stelle, wo die Schenkel dieses Winkels sich berührt haben mochten, wurde ein wohlerhaltener großer eiserner Schlüssel (Thor-Schlüssel ?) gefunden.

Eine gleiche Höhe hat am nördlichen Ende die westliche Außenmauer, die jedoch allmälig bis auf zwei Fuß abnimmt. Diese letztere Wand hat nach Außen einen alkovenähnlichen Vorsprung — eine Art Kabinet oder

Erker — von beiläufig $2^1/_2$ Klafter Länge und 1 Klafter Breite, dessen Fußboden aus Estrich besteht und um völlig zwei Fuß höher liegt, als jener des ganzen übrigen Gebäudes, an welches dieser Alkoven ohne eine Zwischenwand sich anschließt.

Wir bezeichnen bequemlichkeitshalber diese kleinere seitliche Abtheilung mit dem Buchstaben a.

Hier fand man viele Scherben von ordinären schwarzen Thongeschirren, Kohlen und Knochenreste. Obschon dieser Inhalt auf eine hier situirt gewesene größere Feuerstelle schließen läßt, möchte es doch voreilig sein, diesen Raum für die Küche des Hauses zu erklären, bis dieses ganz aufgedeckt sein wird, wenngleich man weiß, daß in der Spätperiode des Römer-Reiches der häusliche Herd aus dem Atrium, dessen Hauptstelle er in den alten Zeiten eingenommen hatte, entfernt und in einen eigenen, gewöhnlich im Hintergebäude angebrachten Küchenraum versetzt wurde.

Der übrige, bis jetzt aufgedeckte, Innenraum des Gebäudes scheint aus 7 größeren und kleineren Abtheilungen bestanden zu haben, deren 3 erste in der Reihe von West nach Ost liegende — wir bezeichnen sie mit b, c und d, — die ganze Tiefe des Hauses einnehmen, also in der Richtung von Norden nach Süden eine Länge (Tiefe) von je 5 Klaftern haben.

Die Räume b und c sind jeder nicht ganz 2 Klafter breit. Sie waren, wie sich deutlich erkennen läßt, durch eine Art Riegelwände von einander geschieden, welche aus zwei dünnen, an starke hölzerne Stäbe angelegten Mörtelwänden bestanden und auf Holz-Trämen, die in den Fußboden eingepaßt waren, aufstanden.

Es läßt sich dies aus der Gestaltung der Mörtel-Trümmer und aus den verkohlten Resten der Baumstämme schließen, die noch im Fußboden eingebettet lagen.

An den Seiten dieser (einstigen) Zwischenwände lagen eiserne Beschläge von Thürschlößern, Thür-Angeln, Kegel und Thür-Bänder aus Eisen.

Der Fußboden der beiden Abtheilungen b und c besteht aus geschlagenem Lehm.

Die Abtheilung b lieferte eine bedeutende Anzahl Anticaglien, welche hohes Interesse erregen. Es sind Hausgeräthe, Werkzeuge verschiedenster Art, größtentheils aus Eisen, theils auch aus Stein bestehend, und zwar aus Eisen: eine große ziemlich gut erhaltene Säge ($4^3/_4$ Fuß lang und 2 Zoll breit) und eine kleinere, aber ganz verbogene, nur in Bruchstücken vorhandene Säge, an welchen beiden die Zähne noch

jetzt abwechselnd nach Innen und Außen gekrümmt oder, wie man sagt, geschränkt sind; eine große Schaufel mit eisernem Stiele (die Schaufel $7^3/_4$ Zoll hoch, der Stiel 1 Fuß 10 Zoll lang) nach Art derer, welche von Feuerarbeitern gebraucht werden, — und eine kleinere Schaufel mit einem Schuhe zum Einfügen eines hölzernen Stieles (die Schaufel sammt Schuh 11 Zoll hoch); eine große Wiesenhacke; eine Axt; ein Werkzeug in Form eines in eine Haue auslaufenden Hammers; eine Brechstange, 2 Fuß 4 Zoll lang; zwei Reifmesser; ein zerdrückter Kessel; ein großes schweres und mehrere kleine Messer von verschiedenen Formen; eine kleine, sehr fein gehauene Feile; 2 Meissel; 4 Reiffe von (wahrscheinlich) hölzernen Eimern oder Schäffern; größere und kleinere Handhaben; Ringe von verschiedener Größe; — eine Art Geflechte, aus jetzt größtentheils oxidirten, zum Theile zusammengeschmolzenen Eisendrähten bestehend, welches mehrere Fuß lang gewesen zu sein scheint und dessen einstige Bestimmung schwer zu errathen ist; ein Vorlegeschloß; mehrere Schlüssel und Schloßbeschläge, Bruchstücke eines kugelförmigen Gefäßes mit sehr kurzem engen Halse, welches fast einer Bombe ähnelt; Fragmente von kleinen Röhren; Mauerhacken, sogenannte Bankeisen, Klammern und Zwingen; Thürkegel; sehr viele Nägel von verschiedener Größe (einzelne fast 1 Fuß lang) mit flachen und gerundeten Köpfen und vielerlei kleines Eisenzeug, wie solches wohl im Innern und Aeußern eines Hauses in Verwendung kömmt; ferner Griffel, Nadeln, Stifte ꝛc.— Im hohen Grade interessant sind die stark oxidirten und ganz zusammengebacken en Reste eines eisernen Drahtpanzers (Kettenpanzers), dessen Gefüge aber vollkommen deutlich erkennbar sind und keinem Zweifel Raum lassen, daß man wirklich die Ueberbleibsel eines solchen Rüststückes vor sich hat. Hienebst wurden eine große Lanzenspitze und zwei Pfeilspitzen aufgefunden.

Vorzüglich bemerkenswerth ist auch ein Fragment eines großen Topfes aus Blei, in dessen Nähe man auch Blei-Schlacken fand.

Auch einige steinerne Geräthschaften wurden hier ausgegraben nämlich: Ein Mahlstein (ein runder Stein mit einem kreisrunden Loche in der Mitte; Bestandtheil einer Getreide-Handmühle); Theile einer großen Schüßel und 2 urnenartige Gefäße.

Nicht minder interessant und reich war die Ausbeute, welche in der Abtheilung c sich vorfand. Hier war insbesondere das Bronze vertreten. Wir müssen darauf verzichten, alle die verschiedenen zahlreichen Kleinigkeiten zu benennen und zu beschreiben, welche die Schaufel hier zu Tage brachte. Vorzugsweise

erwähnenswerth sind aber: 2 Töpfchen; ein leider ganz zerquetschter und sehr stark oxidirter Kessel; 2 Beschläge für Thürschlösser, an deren einem noch der eiserne Schlüssel im Schlüsselloche eingerostet ist. Dieser Schlüssel und ein zweiter hier aufgefundener, der gleichfalls eisern ist, haben Griffe aus Bronze, welche zum Abziehen und Anstecken eingerichtet sind, so daß der Schlüssel, wenn der Griff abgezogen war, wahrscheinlich nicht gedreht werden konnte. Ferner entdeckte man hier an bronzenen Gegenständen: 2 schöne wohlerhaltene Schlüssel; 2 Beschläge, welche zu Thür-Klinken gehört haben dürften; Beschläge und Handhaben für einen kleinen Kasten oder für Schubladen; ein Kreuz aus Bronzestäben, ähnlich den eisernen Kreuzen, welche jetzt noch vor kleine Fenster gelegt werden; Nadeln, deren 2 besonders zierlich gearbeitet sind und in kleine Löffelchen oder Schäufelchen auslaufen; 4 kleine Adlerfigürchen, — vielleicht Füße eines Behältnißes oder eines Gefäßes, — dann 2 Füße (Tatzen) einer Thierfigur, welche eine ähnliche Bestimmung gehabt haben dürften; 3 schöne wohlerhaltene Gürtelschnallen; Ringe von verschiedener Größe; ein Gewicht in Form einer kleinen, sehr niedlichen Eichel; ein feines, noch ganz geschmeidiges, biegsames Kettchen, wie man deren hatte, um die kleinen Zangen an die Lampen zu hängen, welche zum Hervorziehen der Dochte dienten, und ein solches Zängelchen. — Sehr interessant sind 2 Messerhefte aus Bein und ein kleiner, eiserner, Fingerring, an welchem statt eines Steines oder einer Platte ein kleiner Schlüsselbart sich befindet, welcher vermuthen läßt, daß der Ring den Schlüssel einer kleinen Schatulle vertreten habe. — Hier fand man ferner: beinerne Griffel und Nadeln von sehr zierlicher Arbeit; Spinnwirtel aus gebranntem Thone; kleine Gewichte oder Marken aus Stein und Glasschmelz; Fragmente von Geschirren aus schönem blauen und bunten Glasschmelz u. dgl. — Vor allem aber nimmt ein Fund die Aufmerksamkeit in Anspruch, der jedenfalls zu den seltensten zählt: Mineralfarben in Kugeln nebst dem — gebrauchten — Farbentopfe und einem Reibsteine zum Farbreiben.

Die Farben sind: gewöhnlicher Eisenoker in derben Stücken; und ein tiefbrauner Oker, der wahrscheinlich in großen Kugeln vorhanden war und einen sehr schönen intensiven Farbenton gibt; dann ein hellblaues Farbenmateriale in Kugeln von der Größe kleiner Nüße oder Haselnüße, welche auf einem, leider ganz zertrümmerten, Teller aus Terracotta lagen. Die chemische Analyse stellte diese blauen, mit einer braunen

Rinde überzogenen Farbekugeln als kieselsaures Kupfer-Oxid dar; sie scheinen — wahrscheinlich durch Feuer — bedeutende Veränderungen erlitten zu haben.

Der Farbentopf, eine zweihenklige Schale, ist an der Innenseite der Wände noch mit der dunkelbraunen (fast weichselbraunen) Okerfarbe allenthalben beschmutzt und beklebt.

Die dritte — oder mit Rücksichtnahme auf den Seitenraum a, vierte — Abtheilung war durch eine auf einem hölzernen Balken ruhende Wand, deren Lage durch eine im Fußboden befindliche, 5 Zoll breite und bis zu 4 Zoll sich einsenkende, kanalförmige, mit Kohlen ausgefüllte Vertiefung gekennzeichnet ist, der Quere nach in zwei Räume getheilt, deren kleinerer — wir bezeichnen ihn mit d — beiläufig 1 $^1/_2$ Klafter im Gevierte hat und ganz mit schönem Estrich gepflastert ist.

Nahe an dem erwähnten Kanale erhebt sich, die ganze Breite des Raumes einnehmend, eine Art Staffel, eine gleichfalls ganz aus Estrich construirte Erhöhung, welche 4 Fuß breit und 5 Zoll hoch und an ihrem westlichen Ende halbkreisförmig abgerundet ist. Hier lagen zwei Hängelampen aus Bronze (wir beschreiben sie unten näher), 2 eiserne Schwerte (je 1 Fuß 10 Zoll lang), die Hälfte eines großen Tellers aus Bronze, welcher 1 Fuß $^1/_4$ Zoll im Durchmesser gehabt hatte, und Fragmente von feinen Thongefäßen. Zu welchem Zwecke diese Staffel gedient haben mochte, dürfte schwer zu errathen sein. War sie vielleicht die Stätte der Penaten, welche in späterer Zeit gleichfalls ihren ursprünglichen Standpunkt, den Herd im Atrium, verlassen mußten, als man diesen in die Küche verwies? — Möglicherweise könnte man zu sichereren Vermuthungen darüber gelangen, wenn das ganze Gebäude abgedeckt sein wird.

Die andere, größere, Hälfte dieser Abtheilung — wir bezeichnen sie mit den Buchstaben d e — ist über 3 Klafter lang und, gleich dem Raume d, 1 $^1/_2$ Klafter breit. Der Fußboden dieses Theilraumes ist auf die Länge einer Klafter mit Estrich gepflastert und besteht im übrigen Raume aus geschlagenem Lehm, von welchem der Estrichboden, ohne Spur einer Zwischenwand, nach der ganzen Breite des Raumes scharf abgegrenzt ist.

Die auf der Erhöhung im Raume d aufgefundenen, früher erwähnten zwei Hängelampen aus Bronze sind zwar arg zerdrückt, im Uebrigen ist jedoch die eine nur sehr wenig beschädigt, so daß ihre ursprüngliche Form sich vollständig beurtheilen läßt. Sie besteht aus einer runden Platte von nahezu 4 Zoll Durchmesser mit fingerhoch aufgebo-

genem Rande, an welche zwei einander gegenüberstehende Arme befestigt sind, die oben ein, mit der Platte gleichen Umfang haltender, Reif verbindet. An diesem waren Kettchen, deren Bruchstücke man noch vorfand, angebracht, um die Lampe aufzuhängen. In der Mitte der Platte befindet sich ein kreisrunder Ausschnitt, in welchen das Oelbehältniß — eine fast einem Tintenfaße ähnliche Schale, die gleichenfalls noch unbeschädigt sich vorfand und mit einem Deckel versehen ist — eingesetzt wurde. An der untern Seite der Platte sind drei Kugelfüße angebracht. Von völlig gleicher Construction ist die andere, etwas kleinere, Lampe; nur scheint hier unter dem Oelfaße noch eine runde Schale, wahrscheinlich zum Auffangen des abträufelnden Oehles, an Kettchen gehangen zu haben. Auch diese letztere Schale wurde, obschon in sehr defectem Zustande, gefunden.

Es scheint, daß in diesem Raume d und besonders auf der beschriebenen Erhöhung viele Gegenstände aus Bronze sich befunden hatten, weil der Fußboden sowie die darüber gelegene Erd- und Schuttschichte allenthalben mit Grünspan imprägnirt und mit kleinen oxibirten Bronzetheilen vermengt war. —

Anstoßend an die Abtheilung d und von dieser ebenfalls durch die noch erkennbaren Reste einer Wand geschieden, zeigte sich ein bedeutend großer Raum, — wir nennen ihn f —, von 4½ Klafter Breite und — in so weit derselbe bis jetzt bloßgelegt ist — 2½ Klafter Tiefe, welcher ganz mit Estrich gepflastert und gegen Osten von einer, im Bergabhange sich verlaufenden Mauer begrenzt ist. An ihn schließt sich südlich ein Raum — g h — von gleicher Breite, dessen Fußboden mit den Stiften (Steinchen) eines bereits vollständig zerfallenen — fast scheint es, zusammengestürzten — einfachen weißen und schwarzen Mosaik-Pflasters bedeckt war.

Die Tiefe dieses Raumes läßt sich nicht genau ermessen, weil über denselben ein Fahrweg führt und die — muthmaßliche — Fortsetzung desselben dermalen unter bebautem Ackerlande begraben lag. Man wird bei den nächsten Nachgrabungen auf die nähere Untersuchung desselben bedacht sein.

Dort, wo der Estrichboden der Abtheilung f an den Lehmboden des Raumes g h sich anschloß, fand man, beiläufig in der Mitte der Anschlußlinie — einen großen Quaderstein auf dem Boden liegend, welcher die Mündung eines, wie es scheint, gegen Süden führenden Abzugkanales bedeckte, dessen Ausmündung oder Fortsetzung der Gradischniggbauer in einem, etwas tiefer gelegenen, abschüßigen Raine bemerkt haben wollte.

Ein großer Theil des Raumes f war ohne Zweifel mit Geschirren verschiedener Art angefüllt, deren Scherben den Fußboden fast schuhhoch bedeckten. Nur einzelne fand man unversehrt, von mehreren aber, wie sie zerfallen oder zerdrückt waren, die Trümmer so nahe beisammen liegend, daß es gelang, sie wieder ziemlich vollständig herzustellen. Die Geschirre bestanden meistentheils aus gelbem, manche aus schwarzem Thone; es waren große zweihenklige Schalen, doppelhenklige Hafen, schwarze Töpfe ohne Henkel, bauchige Krüge mit einem oder zwei Henkeln und engen Hälsen, u. dgl. von verschiedener Größe. Auch zahlreiche Bruchstücke von Tellern und Schalen aus feiner rother Terra sigillata wurden vorgefunden.

In der Abtheilung g h fand man außer dem erwähnten Mosaik, nur einige eiserne Nägel.

An der Mauer, welche die südliche Front des Gebäudes abgeschloßen zu haben scheint, fand man einen, in Form eines Kreis-Segmentes behauenen Stein, welcher der Einrahmung eines Thores oder großen Fensters angehört haben könnte.

Besonderes Interesse erregt die Beschaffenheit der eisernen und bronzenen Thürschloß-Blätter oder Beschläge. Das Schlüsselloch hat allenthalben die Gestalt eines griechischen Γ. Fast in jedem Blatte stecken noch jetzt große eiserne, durchschnittlich 5 Zoll lange Nägel mit runden Köpfen, mittelst welcher das Schloßblatt an der hölzernen Thüre befestiget war. Diese Nägel sind ohne Ausnahme im Abstande von beiläufig 3 Zoll vom Schloßblatte im rechten Winkel umgebogen. Man trieb sie durch das Beschläge und durch die hölzerne Thüre und bog sie dann rückwärts nieder, um das Zurückweichen nach vorne zu verhindern. Begreiflicher Weise ist hiedurch die Stärke (Dicke) des hölzernen Thürblattes ganz genau zu erkennen.

Uebrigens fanden sich in diesem Gebäude über 300 Stück solcher rundköpfiger, in der beschriebenen Weise gekrümmter Nägel, mit welchen also ohne Zweifel auch die Thüren selbst (vielleicht deren Eisenverkleidung) beschlagen waren.

Ein interessantes Vorkömmniß anderer Art ist eine, in einer Entfernung von beiläufig 50 Schritten von diesem Gebäude aufgefundene, ungefähr 6 Zoll mächtige und 9 Fuß lange Schichte bereits in vegetabilische Verkohlung übergegangenen, aber sonst noch vollkommen deutlich erkennbaren Hirsebreines. Ob dieser Getreide-Vorrath, denn das war es höchst wahrscheinlich, — im Freien aufgeschichtet, oder unter einem Dache oder in einem Behältniße untergebracht war, läßt sich jetzt nicht mehr ermitteln.

Ein Ueberblick dieses höchst interessanten Baues, mit dessen theilweiser Abdeckung die dießjährigen Nachgrabungen abgeschlossen werden mußten, läßt, selbst nach dieser unvollständigen Durchforschung, keinem Zweifel Raum, daß man hier ein Wohngebäude, vielleicht das Haus eines Handwerksmannes, vor sich hat. Indessen geben die aufgefundenen Wirthschafts- und Küchengeräthe (Werkzeuge, Geschirre) zu vermuthen, daß die dermalen bloßgelegten Theile des Gebäudes vorzugsweise dem Wirthschaft- — vielleicht Handwerks- — Betriebe gewidmet gewesen sein mochten und daß die eigentlichen Wohnbestandtheile — wenigstens deren Mehrzahl — noch unter dem bis jetzt nicht abgetragenen Hügel verschüttet liegen dürften. Auch auf die äußere Gestaltung des Baues läßt sich noch kein sicherer Schluß ziehen, da die Außenmauern bei weitem noch nicht im ganzen Umfange abgedeckt sind.

Der bis jetzt bloßgelegte Bau ist genau gemessen und gezeichnet worden, — mußte aber leider, da er auf dem Ackerboden der Gradischniggbhube ist, bereits theilweise wieder zugeschüttet werden.

Uebrigens scheint die Auffindung dieses Gebäudes, so wie der Verlauf und Erfolg der heurigen Nachgrabungen überhaupt, ein neuer Beleg für die Richtigkeit der Vermuthung zu sein, daß die Süd- und Südost-Seite des Helenenberges vorzugsweise mit Wohngebäuden besetzt, dagegen aber der nördliche und nordöstliche Rücken des Berges mit den Grabstätten der einstigen Bewohner desselben bedeckt gewesen seien.

Der Garten-Maikäfer.

Melolantha, (Phyllopertha) horticula.

Von R. Kaiser.

Wie oft kleine, unscheinbare, von den Menschen wenig oder gar nicht beachtete Thiere für das Pflanzenreich, für Gärten, Feld und Wald sehr verderblich werden können, hat die Erfahrung in unzähligen Fällen deutlich gezeigt und die Menschen belehrt, was die Menge vermag, seien auch die Individuen noch so klein, und die Eigenthümer von Grund und Boden und was darüber wächst, müssen es bekennen, daß sie in manchen Fällen gegen die kleinen aber unzählbaren Feinde ganz oder beinahe ganz machtlos dastehen, wenn nicht auch andere natürliche Potenzen und Factoren sich mit ihnen verbinden und gegen die Verwüster in die

Schranken treten. Wer erinnert sich nicht lebhaft an das Unheil, welches z. B. Heuchschreckenschwärme und Maikäfer schon angerichtet haben? Soll ich ein minder bekanntes Beispiel wählen, so erinnere ich an die Klagen über die Zerstörungen, welche in Europa und vorzüglich in Amerika durch die „Erbsen-Käfer" (Bruchus pisi Lin.) an den Erbsen, durch die „Weizenmücke" oder den „rothen Wibel" (Cecidomyia tritici, Kirby) an dem Weizen, und durch die „Hessenfliege" oder den „Getreide-Verwüster" (Cecidomyia secalina, Loew.) vorzüglich an Roggen und Gerste angerichtet wurden. Der Erbsenkäfer vermehrte sich in einigen Gegenden von Nordamerika, Süddeutschland und in einigen Provinzen Oesterreichs dergestalt und richtete solchen Schaden an, daß man den Anbau dieser Frucht eine geraume Zeit hindurch ganz aufgeben mußte, nur um seiner ledig zu werden. Ebenso mußte man am Ohio in Amerika den Anbau des Weizens eine zeitlang sistiren, weil die gefährliche Weizenmücke die ganze Arbeit und den Fleiß der Anwohner zu Schanden machte.

Seit 1778 hat die Hessenfliege in Nordamerika und seit 1858 in Deutschland die Getreidefelder arg verwüstet. Die Einwohner dieser Gegenden wußten kein anderes Mittel, die kleinen aber sehr zahlreichen Feinde zu bekämpfen, als ihnen die Nahrung zu entziehen, welches Remedium freilich auch ihnen selbst nahe ging und nicht in allen Fällen anwendbar ist. — Oeffentliche Blätter berichteten ferner, daß vor einigen Jahren die Larve der „Nonne" (Liparis Monacha) in Litthauens prächtigen und ausgedehnten Fichtenwäldern erschreckende Verheerungen anrichtete. Binnen 3 Jahren sammelten die Bewohner dieser Gegenden 3 Centner ihrer Eier, und weil davon 20,000 auf 1 Loth gehen, so betragen 100 Centner das kleine Sümmchen von 6 Milliarden und 400 Millionen Eier! Auch hier kam die Natur in Gestalt einer Schlupfwespe dem Sammelfleiße der Menschen zu Hilfe, indem sie, ebenfalls in großer Menge auftretend, ihre Eier in die gemästeten Leiber der Larven legte, wo dann die ausgeschlüpften Jungen, das Innere der Leiber aushöhlend, gleich Millionen von Raupen den Garaus bereiteten. Was würde sich aber erst für eine kolossale Summe herausstellen, wenn die erwähnten 100 Centner Eier bei günstigen meteorologischen Verhältnissen und unbehindert sich hätten entwickeln können? Von den herrlichen Waldkomplexen wäre auch nicht ein einziger Baum verschont geblieben und zwar um so weniger, weil die „Nonne" nicht bloß die Fichte, sondern auch die Kiefer, Linde, Buche und Eiche liebt.

Ende Mai d. J. und durch den ganzen Monat Juni machte ich auch, wie schon früher öfters, die Beobachtung, daß auch bei dem „Garten-Maikäfer" (rothbraune Flügeldecken, 3—4 Linien lang) eine ungeheure Gefräßigkeit mit der Verdauungskraft im möglichsten Gleichgewichte steht. Er vertilgte im Juni mächtige Parthieen von Weiß-Erlen, (Alnus incana) vorzüglich von jungen, an welchen er sich so zahlreich aufhielt, daß die Käfer beim Schütteln der Aeste wie schwere Regentropfen prasselnd zu Boden fielen. Viele Aeste waren mit ihnen so beladen, daß sie eine braunrothe Farbe hatten und von den Blättern nichts zu sehen war. Auch die Blätter der Birke, der Vogelbeere, (Sorbus aucuparia) der Haselstaude und des wilden Rosenstrauches (Rosa canina) mundeten ihm trefflich und manche dieser Bäume und Sträucher fraß er wenigstens zur Hälfte auf.

Ja selbst über große Gräser und Blumen auf Wiesen und Rainen fiel er her und setzte ihnen gewaltig zu. Er versteht es aber auch recht gut, den Menschen noch weit empfindlicher zu treffen, wenn er die Gärten aufsucht und sich an die Obstbäume macht. In den 50ger Jahren sah ich in 3000 W. F. Seehöhe mit eigenen Augen, was ihre Menge und ihre Gefräßigkeit zu leisten vermag. In einem Garten nahe meiner Wohnung vertilgten sie im Monate Juni die Blätter aller Apfelbäume dergestalt, daß nur hie und da noch ein solches zu sehen war und die nackten Aeste gegen den Himmel starrten! Der Boden unter den Bäumen war mit ihren Excrementen dicht bedeckt. Noch einmal rafften zwar die Bäume all ihre Lebenskraft zusammen und trieben neue Blätter, aber zur Blüthe konnten sie es nicht mehr bringen und somit war die Ernte eines Jahres dahin. Das vermag ein winziger Käfer, der vielleicht bloß deßwegen weniger beachtet wird, weil er wahrscheinlich nicht überall vorkommt. Auch seine Larve ist in Gärten sehr schädlich durch Zerstörung der Wurzeln des Rosenstrauches, des Kopf- und Blumen-Kohls u. dgl. Es ist also wahr, was ein alter Spruch sagt: Kleine Ursachen, große Wirkungen! —

Mährchen aus Kärnten.

Von F. Francisci.

Von der Stangalpe.

Kärntische Volkssage.

Wenn man von Gmünd in die innere Krems, und von dort durch die Rosenigalpe mit dem gleichnamigen See, aus welchem der Kremsbach entspringt, gegen den Königstuhl, dessen schroffe Spitze kühn in die Luft ragt, hinwandernd, die vom letzeren zum Thorriegel sich hinziehende Einsattlung, von deren Kamm man in die Rothalpe hinabsieht, nach steilem Anstieg erreicht — da tauchen die schwarzen in furchtbarer Steilheit abfallenden Wände des Stangnocks, der der ganzen Alpengruppe den Namen gibt, vor uns auf. An dessen Fuße liegt das „verborgene Thal", das man erst erblickt, wenn man den Moorgrund der Rothalpe durchschreitend, sich durch Steinblöcke und wucherndes Knieholz hindurchgewunden und die vom Karlnock sich abzweigende Felsmauer, welche diesen Thalwinkel vollkommen abschließt, erklommen hat. In dieser mit chaotisch übereinander gelagerten Steintrümmern erfüllten Hochmulde befindet sich die berüchtigte Freimannshöhle, in der massenhafte Schätze verborgen sein sollen; aber man mag alle Felsblöcke auf und niedersteigen, von einer Höhle ist keine Spur zu entdecken; nur die Sage weiß davon gar wunderliche Dinge zu erzählen.

Schon seit urdenklichen Zeiten sind die Walischen in dieses Thal gekommen; sie trieben da ihr unheimliches Wesen, Niemand getraute sich ihnen zu nahen, da man vor ihnen seines Leben nicht sicher war; aber sie sollen reiche Ausbeute an Gold gemacht haben. Einige stiegen in's G'wänd des Stangnocks hinauf, wo sie edles Gestein und die „blaue Lasur" herabholten, daher heißt die steile Wand noch immer die „walische Kraxen"; noch jetzt sieht man Leitern an den Felsklippen hängen, aber Niemand kann sie erreichen. Die Einheimischen haben kein Geschick und kein Glück, und müssen sich mit dem wenig werthvollen „Drachenblut"*) begnügen.

Es ist freilich schon eine Zeit her, da kam ein Bürger von Venedig in diese Gegend und forderte einen „Halter" auf, ihn in das „verborgene

*) Ist nichts anderes als verwitterter Antrazit, eine schwarze Erde, die als Arzneimittel gebraucht wird.

Thal zu führen. Als sie dort ankamen, sagte der Walische zum Halter, er möge vierzig Schritte von ihm weg gehen, so daß er noch auf ihn hinsehen könne, und fragte ihn: ob er mit ihm halten wolle? was der einfältige Bursche verneinte. — Da sah er, wie der Venediger einen Kreis um sich machte, ein Büchlein aus der Tasche zog und darin las; plötzlich fing der Berg gewaltig zu krachen an, ein Schatten kam aus dem Berge hervor, der Venediger sprach mit ihm, nahm wieder das Büchlein zur Hand, worauf der Berg abermals krachte und der Schatten verschwand. Als der Venediger herkam, sagte er zum Halter: Hättest du mit mir gehalten, so hätte ich mehr verlangt, so begehrte ich bloß „vierzig“, denn ich bin ohnedem reich und wollte mich nur überzeugen, ob das Geschrei, das man in Venedig von der Freimannsgrube macht, wahr sei.

Einige Walische kamen in eine Alpenhütte in die Stangalpe und verlangten Milch, hatten jedoch kein Geld zum bezahlen und sagten, am Rückweg werden sie die Milch bezahlen. Als sie wiederkamen, gaben sie dem Halter neun viereckige Thaler, die der Halter nirgends anbringen konnte und sie daher verschenkte bis auf einen. Als er in Alter und Noth kam und betteln mußte, da bat er einen Herrn: er möge ihm für das Geldstück ein Paar Schuhe verschaffen. Der Herr betrachtete das Geld und gab ihm dafür neun Gulden; da dachte sich der gute Bettler: Hätte ich noch die neun Thaler, so dürfte ich nicht betteln gehen.

Ein Holzknecht ging einmal Abends in's „verborgene Thal“, da sah er in der Felswand ganz deutlich eine halbgeöffnete Thüre und weil er nicht Zeit hatte hineinzugehen, so schlug er seine „Zipin“ (Hacke) in die Thüre hinein, um am nächsten Morgen den Platz wieder zu finden. Als er am Morgen herkam, war die Thüre verschwunden und die Hacke stack in einer Felskluft.

Die Maultasche hatte viele Schätze durch Krieg sich erworben und als sie zum Sterben war, ließ sie alle ihre Schätze da heraufführen und von einem schon alten Freimann bewachen. Ein Halterbube ging einmal vorbei und sah in der Höhle sieben Goldhaufen, er ging hinein und füllte sich die Schürze voll an. Als er voll Freude aus der Höhle herauskam, da überfiel ihn der alte Freimann, der im Steingeriffel verborgen lag und den Knaben beobachtet hatte, und schlug ihm mit seinem Schwerte den Kopf ab. Den Leichnam des Knaben sammt dem Kopfe trug er hinab im Friedhof, wo er ihm begrub; aber schon am nächsten Tage war der Kopf wieder heroben vor der Höhle, er ließ sich nicht unter die Erde bringen und so blieb er da liegen bis er ganz gebleicht war. Viele

Leute, die in's „verborgene Thal“ kamen, haben ihn liegen sehen; aber Niemand hat es gewagt, ihn zu berühren. Als der Freimann endlich starb, da traf ihn die Strafe Gottes und er muß nun versteinert in der Höhle stehen und die großen Schätze, die noch vorhanden, bewachen. Seitdem hat die Höhle den Namen: Freimannsgrube.*)

Als das Heidenthum überall ausgerottet wurde, da flüchteten sich die Heiden in die abgelegenen Alpenthäler; auch in die Stangalpe sind sie heraufgekommen. Hier im „verborgenen Thal“ sollen sie ihre Reichthümer und Schätze vergraben haben. In der großen Schlacht, welche die Christen hier auf dieser Alpenhöhe den Heiden geliefert haben, wovon die Alpe ob der inneren Krems, an der Gränze von Salzburg, den Namen „blutige Alm“ erhielt, sind die meisten Heiden, die sich da niedergelassen haben, um's Leben gekommen, die im „verborgenen Thal“ und in der Pfarreralm begraben liegen, wo es noch heutigen Tages „bei den heidnischen Friedhöfen“ heißt.

In der Kremsalpe, wo jetzt das Kirchlein steht, soll ein heidnischer Tempel gestanden haben, der damals zerstört und vom Grafen Aschauer, der selber zwar ein Heide war, aber sich zum Christenthume bekehrt hatte, in eine christliche Kirche umgewandelt worden sein. Ein altes gemauertes sehr baufälliges Haus hält man allgemein für die „Residenz“ dieses Grafen, der auch in der Kirche begraben liegen soll. Ein großes Wandgemälde im Innern derselben vom Jahre 1587 gibt uns über diese Aschauer näheren Aufschluß.

Ueber das „verborgene Thal“ erhebt sich als Dreiherrnspitze an der Grenze von Salzburg, Steiermark und Kärnten — der Königstuhl der auch seine Sage hat. Drei mächtige Potentaten sollen einmal da gesessen und mit Karten gespielt haben; sie spielten um einen gar hohen Preis — um ihr Land; der verliert, verliert sein Reich.

Ein etwas niedrigerer Gipfel nächst dem Königstuhl heißt: Karlsnok; an seinem Fuße liegt das Karlsbad, von welchem man erzählt, daß sich Kaiser Karl da gebadet haben soll, und weil ihm das Bad gut angeschlagen hat, soll er gesagt haben: Von nun an soll das Bad: Karl heißen. —

---

*) Weitere Sagen über die Freimannsgrube findet man in der Carinthia Nr. 5 J. 1860; bei Alpenburg, Alpensagen S. 329; in Schaubach „Die deutschen Alpen“, V. S. 134. — In novellistischer Behandlung in den Jahrgängen der Carinthia 1844 Nr. 31, 1859 Nr. 21 und 1866 S. 373.

Bemerkenswerth ist es auch, daß die Leute, welche nach Schätzen suchend gewöhnlich zur Zeit der Sonnenwende in das verborgene Thal kommen und dort unter freiem Himmel, bei einem tüchtigen Reisigfeuer, um die „goldene Stunde“ nicht zu versäumen, die Nacht hindurch campiren, bei dem leisesten Geräusch, das sie vernehmen, ausrufen:

„Bist du der gute Geist Karolus!“

Heimatliche Chronik.

Zusammengestellt von **F. M. von Jabornegg-Altenfels.**

Monat März 1868.

Seine k. k. Majestät Ferdinand I. haben der katholischen Kirchengemeinde zu Liesing im Lesachthale 400 fl. und jener zu Kaming bei Radenthein 500 fl. zur Restauration ihrer Kirchen zu spenden geruht.

Die wüthenden Füchse begannen auch in dieser Jahreszeit, und zwar insbesonders die Gegend von Hüttenberg zu gefährden und theils Menschen, theils Hunde und Pferde anzufallen und zu beißen.

Das k. k. Ackerbau-Ministerium hat für die veranschlagten Kosten der Gailthal-Entsumpfung pr. 6000 fl. einen Beitrag von 3000 fl. bewilligt.

April.

In Ferlach werden von den dortigen Meistern wöchentlich 500 Hinterlader-Gewehre für die k. k. Truppenkörper verfertigt.

Bei der am 15. April in Villach abgehaltenen Versammlung des kärnt. Lehrer-Vereines wurde unter andern auch die Gründung einer kärnt. pädagogischen Zeitschrift als Vereins-Organ beschlossen.

Zum Zwecke der Glan-Regulirung hat Herr Schwarz, Bau-Unternehmer der Zweigbahn St. Veit-Klagenfurt, eienn Beitrag von 1000 fl. zugesichert; von Seite der Bau-Unternehmung wurden weitere 1000 fl. in Aussicht gestellt.

Witterung in Kärnten.

Herbst, (Sept. Oct. Nov. 1868).

Der Herbst begann mit einem prachtvollen Nachsommer von 12 schönen, warmen duftigen Septembertagen, an denen sich die Wärme und zwar am 5. in Klagenfurt bis zu 21·5°, Sachsenburg 21·3, an besonders sonnigen Orten noch höher, wie Maltein 23·7, Pontafel 22·0° steigerte. Vom 12. an hatte der Südwest die Oberhand und brachte mehrere, und vom 21. bis 23. heftige ausgedehnte Gewitter mit Stürmen und starken Niederschlägen. Am 23. in Würmlach 49·4''', Luggau 29·0''', Berg 23·0'''. Raibl 42·6, Seifnitz 30.4. Am Hochobir herrschten vom 21. an starke SW-Stürme, in Pontafel wurde am 11. ein Erdstoß verspürt. — Im Monatsmittel (12·7) war der September in Klagenfurt um 2·0° wärmer als normal, nur 1839 (12·9) 1838 (13·2) 1834 (13·2) war er noch wärmer, nur 1844 fiel das Thermometer im September noch weniger tief, als heuer (6.3); ohne Nebeltage war er nur 1856, 1842, 1834 .

Auch im October dauerte die hohe Wärme an, so daß heuer in Klagenfurt das in diesem Monat in 56 Jahren nicht beobachtete Maximum der Temperatur von 21·5° beobachtet wurde; im Monatsmittel war er um 0·9° höher als normal, nur in 14 von 56 Jahren war es noch höher; bis am 30. war weder Reif noch Frost vorgekommen und da auch der Niederschlag in regelmäßigen Pausen sich einstellte, so waren nicht nur Wiesen und Saaten üppig grün und schön, sondern die Bäume noch voll Laub und gaben mit der schönsten Färbung derselben wie selten so schöne reizende Herbstbilder der Landschaft. — Am 22. fiel Schnee bis 4000', am 28. bis 3000'; am 30. stellte der erste Frost sich ein seit 19. April: frostfreie Zeit 193 Tage, 30 Tage mehr als normal. In Bad Vellach wurde am 26. ein schönes Meteor beobachtet (das auch andern Ortes gesehen wurde).

Die warme Witterung dauerte auch im November fort bis 8ten, wo ein großer Wirbelsturm von West über Europa heranzog, der im Kanal, Ost- und Nordsee viel Unglück verursachte und in Kärnten im allgemeinen Schneefalle sich kund gab, der jedoch in Raibl, Seifnitz, Luggau (Blitzschlag in Kornat; Brand des Thurmes), Würmlach und Berg von heftigen Gewittern am Hochobir, mit SW.-Stürmen, Hansdorf NW.-, St. Peter NO.-Sturm begleitet war. Aus diesem Kampf ging der Nord siegreich hervor und behauptete sich bis Ende des Monats mit schöner kalter Witterung; die Temperatur fiel überall unter 0°, am 22. und 23. an den meisten Orten auf — 6° bis 8°, am Hochobir auf—12·0. Am 27. gewann langsam der Süd die Herrschaft, allgemeiner Schneefall, 2 bis 3 Zoll, der aber, da der Süd herrschend blieb, in Regen überging, in welchem der Schnee wieder verschwand. Für Klagenfurt war die Mittelwärme etwas zu niedrig, 0·56, gegen die normale 1·01; der Niederschlag (2·8'') war ziemlich dem normalen nahe, steigerte sich aber in Raibl auf 7·1, in Würmlach auf 9·0, während er in Maltein nur 3·0, in Hüttenberg gar nur 0·8'' betrug.

Im Ganzen war der Herbst ausnehmend warm und schön, begünstigte die Ernte bis spät im November und zeigte, da so spät Frost und noch bis Ende kein Lagerschnee eintrat, die Annehmlichkeit schöner Herbsttage im hohen Grade.

Mittheilungen aus dem Geschichtvereine.

Geschenke.

Vom Herrn Ducias Grafen v. Thurn-Valsassina in Bleiburg: Ein mit Hieroglyphen und anderen Darstellungen bemaltes Stück Leinwand aus der Umhüllung einer egyptischen Mumie.

Vom Herrn Gustav Hock, Gutsbesitzer ꝛc. in Töltschach: Ein antiker Cippus vom Zollfelde.

Vom Herrn Franz Köfler, Goldarbeiter in Feldkirchen: Eine Silbermünze des Venetianer-Dogen Johann Dandolo (1280).

Vom Herrn Ant. Moritsch, Großhändler und Fabrikbesitzer in Villach: 12 mittelalterliche Silbermünzen (Dogen von Venedig Reiner Ceno, Laurentius Tiepolo, Jakob Contarini, Joh. Dandolo und Peter Gradenico, je 2 Stück; Urosius König von Serbien, 2 Stück), welche mit vielen Münzen gleicher Präge im Sommer 1868 im Garten des Herrn Geschenkgebers ausgegraben worden sind und in den Zeitraum von 1253—1321 fallen.

Von der k. k. statistischen Central-Commission in Wien: Deren Mittheilungen, 14. Jahrgang, Hefte 3 und 4; 15. Jahrgang, 1. Heft.

Vom Museum Carolino-Augusteum in Salzburg: Nekrolog des Direktors Vincenz Maria Süß. (Gestorben am 5. Mai 1868.)

Vom histor. Vereine von Oberpfalz und Regensburg: Dessen Verhandlungen, 25. Band 1868.

Vom Herrn Bertschinger, Antiquar-Buchhändler in Klagenfurt: Cataloge der Buchhandlungen Schmidt und Wallishauser in Wien.

Vom Vorstande des Münz- und Antiken-Kabinetes des steierm.-landschaftlichen Joanneums in Graz: 56. Jahresbericht des steierm.-landschaftlichen Joanneums in Graz; 1867.

Vom Herrn Kamptner, k. k. Forstmeister: a. Ueber die Einführung des Studiums der Technologie. Von Herrmann, 1781. — b. Kurze Chronica mancherlei Geschichten. Cölln 1624.

Handschriften der Fürstl. Dietrichstein'schen Bibliothek zu Nikolsburg in Mähren. Beschrieben Dr. Beda Dudik, 1868: (Geschenk vom Herrn Verfasser).

Vom Vereine für siebenbürgische Landeskunde:

a. Jahresbericht für 1867.

b. Archiv. Neue Folge; 7. Bandes, III. Heft; und 8. Bandes, I. Heft.

c. Programm des evangelischen Obergymnasiums zu Bistritz für 1864/5 und 1866/7. Geschichte des Benediktiner-Stiftes Raygern im Markgrafthume Mähren. Von Dr. Beda Dudik, 1868. (Geschenk vom Herrn Verfasser).

Vom Herrn Jos. Karl Hofrichter, k. k. Notar in Windischgraz, Ehrenmitglied des kärnt. Geschicht-Vereines &c. a. Ansichten aus der Steiermark. (52 Hefte mit je 1 Abbildung und Text).

b. Die von ihm verfaßten Lebensbilder aus der Vergangenheit.

c. Ein Faszikel älterer und neuerer Landkarten.

d. Zwei Hefte der „Abendstunden". Herausgegeben vom Vereine zur Verbreitung von Druckschriften für Volksbildung in Wien.

e. Der landschaftliche Kurort Neuhaus in Untersteiermark. Von Dr. M. Schüler. f. 2 Landkarten.

Von der Gesellschaft für Beförderung der Geschichtskunde zu Freiburg in Breisgau: Deren Zeitschrift; I. Bandes 1. Heft.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Wien:

a. Archiv für österreichische Geschichte. 38. Band 2. Hälfte; — 39. Band; 1. Hälfte. —

b. Sitzungsberichte der phil. histor. Klasse. — 56. Band; III. Heft; 57. Band; 1. Heft.

Von der königl. baier. Akademie d. Wissenschaften in München: Sitzungsberichte. 1867. II. Heft. IV. — 1868. I. Heft I. (In duplo).

Von der slavischen Akademie in Agram: deren Jahrbuch. 3 Band.

Vom Herrn Dr. Otto Habermann, Capitular von St. Paul, Professor: Die Schematismen des Stiftes St. Paul von 1841, 1843, 1856, 1863.

Von einem ungenannten Gönner: Des deutschen Volkes Erhebung im Jahre 1848. von Dr. J. Lasker und Fr. Gerhard. Vollständig in 11 Heften.

Vom Herrn P. Gottfried Dollinger, Capitular des Stiftes St. Paul, Professor &c.

a. Pusterthal's alte Adelsgeschlechter. Ein historisch genealogischer Versuch von Theodor Mairhofer. 1863.

b Von der Freiheit in moralischer und in socialer Beziehung. Pastoralschreiben Sr. Exc. des Agramer Erzbischofes Cardinals Georg von Haulik an den Diözesan-Clerus. 1868.

Von der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale: Deren Mittheilungen. 13. Jahrg. 3. und 4. Doppelheft.

Vom Herrn Dr. Eduard Herrmann, k. k. Statthalterei-Concipisten: Des Georg Agricola Werk de Re metallica. 1546. Mit sehr vielen Holzschnitten.

Vom Herrn Anton Storch, pens. Beamten in Verona: Valvasor's Topographie des Erzherzogthums Kärnten. 1688.

Vom Herrn Richard Canaval, Studirenden: Silbermünze der Republik Venedig.

Von der königl. baierischen Akademie der Wiss. in München:

a. Abhandlungen der histor. Klasse; 10. Bandes 3. Abtheilung.

b. Vortrag über die sogen. Leucothea in der Glyptothek in München. Von Dr. Heinrich Brunn.

c. Sitzungberichte. 1868. I. Heft III.

Vom Herrn Böhm, Beamten des k. k. Hof- und Staats-Archives in Wien: Abschrift einer Urkunde vom Jahre 1337. (Ulrich von Neuhaus und sein Sohn Heinrich geloben, den letzten Willen des Grafen Herrmann von Ortenburg zu vollziehen.)

Vom Herrn Prof. Zahn, Archivar des steierm. landschaftl. Joanneums: rc. Abschriften von Urkunden de anno 1415. (Der Römische König Sigismund bestätigt dem Erzbischofe von Salzburg die ihm von Kaiser Friedrich II. verliehenen Rechte bezüglich des Kirche Gurk.

Vom Herrn Simon Martin Mayer, f. b. geistlichen Rathe rc. rc.: Eine kleine Glocke mit Wappen und Emblemen geziert; aus dem 17. Jahrhundert.

Vom Herrn Alois Weiß, Archivar des kärnt. Geschicht-Vereines: Ein Abdruck der von ihm verfaßten „Bemerkungen zur Züricherischen Wappen-Rolle".

Von den Fräulein von Steffn in Klagenfurt:

a. 3 Lehenbriefe, ausgestellt an Christof Andree Freiherrn von Gaisrukh anno. 1663.

b. Diplom des Karl Reinisch als Magister der Chirurgie de anno 1769.

c. Altarstein, in einen Tisch eingefügt, mit der Inschrift: Ara S. Antonio Privilegio donata perpetuo a P. P. Pio VI. pro vita functis ex nobili familia de Neuenstein.

Vom Herrn Gustav Ternoiz: Grazer-Schreibkalender auf das Jahr 1798.

Von der k. k. Studien-Direktion in Klagenfurt: 18. Programm des k. k. Gymnasiums in Klagenfurt. Am Schluße des Studienjahres 1868.

Von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften: Neues Lausitzisches Magazin. 49. Bandes 2 und 3 Heft.

Vom historischen Vereine von und für Oberbaiern:

a. Oberbaierisches Archiv für vaterländische Geschichte; 27. Band, Heft 2 und 3 28. Band; Heft 1.

b. 29. Jahresbericht des historischen Vereines von und für Oberbaiern, für das Jahr 1866.

c. Die Sammlungen des historischen Vereines von und für Oberbaiern. Erste Abtheilung.

Von der k. k. Studien-Direktion in Laibach: Jahresbericht des k. k. Obergymnasiums in Laibach für das Studienjahr 1868.

Vom Herrn Alex Ebner, kärnt. Landtags-Abgeordneten rc. rc.: 1 Dukaten, des Venetianer-Dogen Mich. Steno (aufgefunden im St. Peter am Holze beim Abtragen des alten Pfarrhofgebäudes).

Mongolische Mährchen-Sammlung. Herausgegeben von Bernhard Jülg. Innsbruck; 1868. (Geschenk vom Herrn Verfasser).

Vom historischen Vereine für Steiermark:

a. dessen Mittheilungen. 16 Heft.

b. Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen. 5 Jahrgang.

Vom Museum Francisco-Carolinum in Linz: 27. Jahresbericht und 22. Lieferung der Beiträge zur Landes-Kunde von Oesterreich ob der Enns.

Von der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien: deren Mittheilungen. Neue Folge 1868.

Vom Vereine für Geschichte der Deutschen in Böhmen:

a. Mitglieder-Verzeichniß; 1868.

b. Jahresbericht für 1867—8.

c. Mittheilungen. VI. Jahrgang, Hefte Nr. 3 bis 8; — VII. Jahrgang; Heft Nr. 1 und 2.

Von der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale: Mittheilungen. XIII. Jahrgang; Doppelheft September und Oktober.

Vom Alterthums-Vereine in Wien: Berichte und Mittheilungen. VIII. Band; 3 Abtheilung. (Enthält: Wien's Bedrängniß im Jahre 1683. Von Albert Camesina).

Von der slavischen Akademie in Agram:

a. Rad jugoslavenske akademije znanasti i umjetnosti Knjiga. IV.

b. Rěčnik lěčničkoga nazivlja. Sastavio Ivan Dezman.

Von Herrn Ritschel, Sektions-Ingenieur der Kronprinz-Rudolfsbahn in Friesach: Alterthümer beim Bahnbaue aufgefunden:

a. Eine (beschädigte) Urne aus schwarzen Thone;

b. Bruchstücke kleiner Geschirr-Henkel aus Bronze.

c. Fragmente eines bleiernen Gefäßes.

Eisen- und Bleipreise.

Im Eisen- und Bleimarkt hat sich seit einem Monat nichts wesentlich geändert. Im nördlichen Frankreich und Belgien ist der beim Beginn des Jahres bestandenen ganz abnormen Geschäftsstockung eine schwunghafte Nachfrage gefolgt; an den Rheinländern belegt das theilweise Anziehen der Eisenpreise den guten Gang des Geschäftes und die preußisch-schlesische Eisenindustrie ist in vollem Betrieb. Für die österreichischen besonders kärntnerischen Eisenhütten macht sich die Wirkung des Jahresschluß; zum Theil mehr merkbar als man erwartete, es zeigen sich aber doch wieder manche günstige Anzeichen, welche auf größere Bestellungen mit Beginn des Jahres hoffen lassen.

Blei ist allenthalben im Werth behauptet. Obersarzer Blei kostet loco Hütte der Zoll-Centner fl. 10.25, Tarnowitzer hat loco Berlin denselben Preis und Freiberger fl. 9.63.

Kärntner-Blei, beste Sorte fl. 13.40.

Inhalt des December-Heftes.

Druck von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Zeitschrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung.

Herausgegeben vom

Geschichtvereine und Landesmuseum in Kärnten.

№ 9. Achtundfünfzigster Jahrgang. 1868.

Anticaglien-Funde

an der Kronprinz-Rudolfsbahn in Kärnten.

Die alte römische Haupt- Handels- und Heerstraße, welche die Länder an der obern Donau mit Italien verband, durchschnitt, wie bekannt, unser Heimathland Kärnten, welches einen Theil der Römer-Provinz Noricum bildete, in der Richtung von Süd nach Nord in seiner ganzen Ausdehnung. Von Aquileja — damals einem der Kernpunkte römischen Kulturlebens — der Vorwacht Italiens gegen die im Nordost desselben seßhaften freien Völker — ausgehend, führte diese Straße in kürzester Richtung über den Prediel in das Gailthal (ad Silanos), und hier ohne Zweifel über das heutige Tarvis und Arnoldstein nach Villach (Santicum), von wo aus der Haupt-Straßenzug über die jetzigen Ortschaften Velden, Töschling, Moosburg, Penfeld unter Karnburg Virunum — den Hauptort Mittelnoricums — erreichte, wohingegen eine Nebenstraße, welche in Villach abzweigte, am nördlichen Ufer des Ossiacher-Sees über das heutige Steindorf, Tiffen, nach Feldkirchen und von da durch das Glanthal über Glanegg, Tauchendorf und Lebmach nach St. Veit lief und in der Nähe des heutigen Dorfes St. Donat in die Hauptstraße einmündete. Diese letztere verließ Virunum, wo sie mit der von Cilli (Celeja) dahin führenden Heerstraße sich vereinigte, in nördlicher Richtung, theilte sich in der Nähe der jetzigen Poststation Dürnfeld in zwei

Arme, deren einer über das heutige Zwischenwässern (Matucajum) und Friesach nach Noreja (Neumarkt in Obersteier) und schließlich nach Ovilabis (Wels), der andere aber in nordwestlichem Zuge über die Gegend des heutigen Straßburg (Beliandrum), Grades, (Graviacae) nach Murau (Immurio) und Tamsweg (Tamasicae) und von dort nach Juvavum (dem heutigen Salzburg) führte.

Die Kronprinz-Rudolfsbahn folgt von der südlichen Gränze Kärntens bis zur nördlichen und von dieser weiter fort fast Station für Station den Zügen der alten Römerstraße, welche vor fast zwei Jahrtausenden von der römischen Regierung als die kürzeste und geradeste Verbindung der Länder an und jenseits der oberen Donau mit Italien erkannt und gewählt wurde, und bringt sonach die Wichtigkeit und Vorzüglichkeit dieser Trace wieder zur gebührenden Geltung.

Meilensteine und andere Römer-Denkmale, welche seit vielen Jahren an den verschiedenen Punkten der alten Römer-Straße (jetzigen Kronprinz-Rudolfsbahn) zeitweilig gefunden worden sind, haben, in Vereinigung mit den örtlichen Verhältnißen, die Richtung derselben völlig außer Zweifel gestellt.

Es durfte sonach mit vielem Grunde gehofft werden, daß man auch beim Bahnbaue, wenn nicht auf neue Beweise für die geschichtlich ermittelten Straßenzüge, doch aber auf weitere Spuren der längs dieser bestandenen Ansiedlungen stoßen dürfte.

Solche kamen denn auch in der That vor, wenn auch nicht so zahlreich, als vielleicht erwartet wurde.

Man wird begreiflich finden, daß es nicht möglich war, alle bei den Erdarbeiten am Bahn-Körper von Arbeitern aufgefundenen Anticaglien dem Geschicht-Vereine zugelangen zu machen, und daß Vieles ohne irgend ein Verschulden der Bauleitung in andere (Privat-) Hände überging.

Von Seite der löblichen General-Direction der Bahngesellschaft selbst, sowie von den beim Baue beschäftigten Herren Ingenieuren ist in dieser Beziehung das möglichste geschehen und es verdient gewiß die dankbarste Anerkennung jedes Vaterlands- und Geschicht-Freundes, daß Erstere bereits vor dem Beginne des Unterbaues die geeigneten Einleitungen wegen Erhaltung und Ueberantwortung der allfälligen Funde an den kärntnerischen Geschicht-Verein getroffen hat.*)

*) Mit eben so erfreulicher Aufmerksamkeit und Rücksichtnahme für die vaterländische Geschichtforschung hat auch die löbliche General-Direction der Südbahn-

Wir bezeichnen nachstehend sämmtliche Anticaglien, welche in den Jahren 1867 und 1868 beim Baue der Kronprinz-Rudolfsbahn zu Tage gefördert und dem Geschicht-Vereine geschenkweise zugekommen oder von diesem im Ankaufs-Wege erworben worden sind.

Die ersten Funde an der Rudolfsbahn wurden im Sommer 1867 in der Nähe von Feldkirchen zu Tage gebracht und vom dortigen Sections-Ingenieur, Herrn Eduard Schlagenhaufer, dem Geschicht-Vereine zugesendet. Es waren:

Ein kleiner Grabstein mit der Inschrift:

D(iis)· M(anibus)· VALER(io)·
. . (S)ECVNDO·
ET · PRIMVL(a)E·
VIV(ae) . . SECVN·
DIANVS · P(arentibus) · F(ecit)·

(Den abgeschiedenen Seelen. Secundianus hat dieses Denkmal dem Valerius Secundus und der noch lebenden Primula, seinen Eltern, errichtet).

Ferner: Das Capitäl einer corinthischen Säule;
ein Säulenschaft;
eine Grablampe aus Thon mit dem Töpfer-Namen „Vibianus";
eine beschädigte Fibula aus Bronze;
2 Bronze-Münzen (1 Faustina; 1 unkenntlich);
eine sehr beschädigte, große Urne aus schwarzem Thone, mit vielen halbverbrannten Knochenresten;
menschliche Schädelknochen.

Herr Gustav Graf von Egger in Treibach beschenkte den Verein mit einem römischen Grabsteine, welcher im Jahre 1867 bei den Erdarbeiten für die Eisenbahn nächst Zwischenwässern ausgegraben wurde. Dieser trägt die Inschrift:

D(iis) · M(anibus) · APTER·
VIBENI · (filius)
VI(v)VS · FECIT·
EIRMIN(a)E·
CON(jugi) · K(a)R(issimae)·
ET ·SIBI·

Gesellschaft ähnliche Weisungen an ihre Beamten bezüglich des vorhabenden Baues der Bahnstrecke Villach-Brixen, insbesondere in Betreff der Umgebung von St. Peter im Holze (Teurnia) ergehen lassen.

(Den verklärten Seelen. Apter, Sohn des Vibenus, hat lebend dieses Denkmal seiner geliebtesten Gattin Eirmina und sich errichtet).

Weitere zwei römische Grabsteine wurden nächst Feldkirchen gefunden und durch die Güte des Herrn Sections-Ingenieurs Schlagenhaufer dem Geschicht-Vereine zugemittelt.

Auf dem einen befindet sich die Inschrift:

D(iis) · M(anibus) · BARBI(a)E · AT
TIC(a)E · OB(itae) · ANN(orum) · L·
BARBIA · ATTIA
MATRI · KARISSIM(a)E·

(Der verklärten Seele. Der Barbia Attica, ihrer geliebtesten Mutter, gestorben im Alter von 50 Jahren, hat Barbia Attia dieses Denkmal errichtet).

Die Inschrift des anderen Steines lautet:

D(iis) . . . . . M(anibus)·
AVREL(ius)·
TERTIVS·
AVITVS · TI(to)·
ANV· . . . . . . MIL(iti)·
LEG(ionis) · II · AN(norum) · XL·
(Fecit.)

(Der abgeschiedenen Seele. Aurelius Tertius Avitus hat dieses Denkmal dem Titus (der zweite Name ist verstümmelt), Soldaten der II· Legion, gestorben im 40. Lebensjahre, errichtet).

Mit einem sehr interessanten Funde, welchen die Bahn-Arbeiter in der Nähe von St. Veit zu Tage förderten, wurde der Geschicht-Verein von dem dortigen Sections-Ingenieur, Herrn Josef Anderlich, beschenkt. — Derselbe bestand in zwei kleinen wohlerhaltenen Urnen, eine aus Graphit, die andere aus feinem schwarzen Thone, — dann in einer sehr gut erhaltenen kleinen Zange (zum Aufziehen der Lampendochte) aus Bronze, mit prachtvoller Aerugo, endlich 4 antiken Bronze-Münzen, (1 Hadrian; 1 Faustina senior; 1 Geta; 1 unkenntlich). Nebstbei wurden dort auch 3 kleine Silbermünzen und 1 Kupfermünze aus neuer Zeit gefunden.

Auch aus der Bahnstation Friesach erhielt der Geschicht-Verein durch die Güte des dortigen Herrn Sections-Ingenieurs Ritschel einige beim Bahnbaue dort aufgefundene Alterthümer aus den Römer-Tagen.

Es sind diese: Eine (sehr beschädigte) Urne aus schwarzem Thone; Bruchstücke kleiner Gefäß-Henkel aus Bronze und Fragmente eines Gefäßes aus Blei.

Eine besonders reichliche Ausbeute erwartete man durch die Erdarbeiten auf der Flügelbahn St. Veit-Klagenfurt zu erlangen, und es richtete sich selbstverständlich das Augenmerk vorzugsweise auf die von der Bahn durchschnittenen näheren Umgebungen Virunum's. Aber auch hier entsprachen die Ergebnisse den gehegten Hoffnungen nur im beschränkten Maße, was sich wohl dadurch erklären ließ, daß der Bahnzug südlich vom sogenannten „Töltschacher-Wäldchen", der eigentlichen Stelle der alten Stadt — und der Zollfelder-Wirths-Realität angelegt, somit der engere städtische Gebäude-Complex nur an wenigen Ausgangs-Punkten von selber berührt wurde.

Während des Verlaufes der Bahn-Arbeiten wurde die ganze Trace von Ratzendorf bis in die Nähe des Bahnhofes bei St. Veit wiederholtenmalen begangen und genau untersucht, sowie auch nicht unterlassen ward, allenthalben in den Umgebungen des Bahnkörpers sorgfältige Erkundigungen über allfällig bekannt gewordene Funde einzuziehen.

Auf diese Weise gelang es, trotz der bedeutenden Länge der zu beobachtenden Bahnstrecke und der hiedurch so sehr begünstigten Verschleppung aufgefundener Gegenstände durch die Arbeiter, mehrere sehr interessante Anticaglien für die Sammlungen des Geschicht-Vereines zu erwerben und andererseits die beruhigende Ueberzeugung sich zu verschaffen, daß die Stellen an der Bahn, wo Funde vorgekommen sein konnten, verhältnißmäßig wenig zahlreich und fast durchgängig Grabstätten waren, was aus den an und im Bahnkörper vorfindigen Gefäß-Scherben und Knochen-Fragmenten sich unzweifelhaft erkennen ließ. Am ergiebigsten war der tiefe Einschnitt behufs der Erdaushebungen für die Bahnstrecke vom untern bis zum obern Zollfelderwirths-Hause, welcher allerdings in der nächsten Umgebung der alten Römerstadt liegt. Hier sieht man deutlich die Fundamente von 3—4 Gebäuden (deren Oberbau aber, da sie im Ackerlande lagen, längst durchwühlt und rasirt war) und konnte an dem stellenweisen Vorkommen dunkler fetter Erde auch die Oertlichkeit der einstigen Grabstätten ersehen, welche zudem durch häufige Geschirr-Scherben, Ziegel-Trümmer und Reste von Menschen- und Thier-Gebeinen gekennzeichnet waren.

Von den beim Baue der Flügelbahn (St. Veit-Klagenfurt) vorgefundenen Münzen sind ohne Zweifel nicht wenige von den Arbeitern

unter der Hand veräußert worden. Für die numismatische Sammlung des Geschicht-Vereines konnten erworben werden: 1 keltische Silbermünze (mit den auf diesen gewöhnlichen Emblemen — ein mit Perlenschnüren geschmückter Kopf auf der Vorder-, die roh gearbeitete Figur eines Reiters auf der Rückseite); 1 Münze des Kaisers Titus Claudius; 1 des Hadrian; 1 des Diocletian; 1 des K. Probus und 1 des Kaisers Valerian in Bronze, dann zwei Kupfermünzen bereits unkenntlichen Gepräges. — Münzen von besonderem Metallwerthe scheinen nicht vorgekommen zu sein. Eine von italienischen Arbeitern vorgefundene Münze, welche das Gerücht als eine goldene bezeichnete, erwies sich bei der Untersuchung als Bronze.

Ferner sind für das Antiken-Kabinet des Geschicht-Vereines angekauft worden: 2 Schmuckstücke aus Stein und Thon; 2 (zerbrochene) große Hasteln (Fibulae) aus Bronze; 3 sehr schöne, wohlerhaltene Aschenkrüge aus rothgelbem Thone (bauchig, mit engen Hälsen, einhenklig); 1 kleine Urne aus schwarzem Thone und 3 Grablampen (2 mit dem Töpfer-Namen „Vibianus", 1 mit dem Namen „Inarus" bezeichnet). Als Geschenk erhielt der Verein ein im erwähnten Erd-Einschnitte gefundenes niedliches sehr gut erhaltenes Töpfchen aus feinem rothen Thone.

Die bedeutendste Acquisition sind zwei Grabsteine, welche gleichfalls im erwähnten Einschnitte ans Licht gefördert wurden.

Der eine, welcher dem Geschicht-Vereine als Geschenk des Herrn Stations-Ingenieurs im Zollfelde zukam, trägt die Inschrift:

SISIAE·
MATRI·
TATVEV(s) · F(ecit) · E·
G . . . MANÆ · SOROR(i)·

(Tatueius hat dieses Denkmal seiner Mutter Sisia und seiner Schwester G . . . mana (wahrscheinlich Germana) errichtet.)

Die Inschrift des anderen Steines (dem Vereine vom Herrn Bau-Unternehmer Richetti geschenkt) lautet:

SCIPIO · SAB(inus)·
DEXTR(iani) · SE(rvus) · V(ivus)·
F(ecit) · SIB(i) · ET · VICA·
RIAE · CON(jugi) · ET·
SPECTATO · F(ilio) · AN(norum)·
VII·

(Scipio Sabinus Sclave (Diener), des Dextrianus, errichtete dieses Denkmal sich selbst, seiner Gattin Vicaria und seinem siebenjährigen Sohne Spectatus).

Neben diesem letzteren Grabsteine fand man zwei kleine vollkommen unbeschädigte, den früher beschriebenen ähnliche Krüge, welche von den Findern an eben anwesende Privatpersonen verkauft wurden.

Dasselbe soll auch mit einigen Grablampen geschehen sein.

Ein gleichfalls im mehrerwähnten Einschnitte aufgefundener Sarkophag von sehr einfacher, roher Arbeit wurde für den Geschicht-Verein erworben.

Ein pflanzengeographisches Kapitel.

Von F. Graf.

Oft wird die Natur mit einem aufgeschlagenen Buche verglichen, Jedem verständlich, der ihre Sprache lesen kann. Das ist recht hübsch gesagt, doch leider ist es bis jetzt noch keinem Forscher gelungen, die Hieroglyphen dieses merkwürdigen Buches alle zu entziffern, leider bleiben noch viele Kapitel darin ungelöste Räthsel, deren manche vielleicht auch nie gelöst werden dürften. Gerade gegenwärtig sind Forscher aller Nationen emsig damit beschäftigt, in einem solch räthselhaften Kapitel, das so lange unbeachtet geblieben, Leseversuche zu machen, in dem der Pflanzengeographie, und waren diese Versuche auch nicht immer vom günstigen Erfolge begleitet, so sind die dabei gewonnenen Erfahrungen doch immer interessant und wichtig genug, wenn sie auch noch nicht zahlreich genug sind, um daraus allgemein gültige Schlüße zu ziehen.

Eine derartige Arbeit „Untersuchungen über Herkunft und Verbreitung einiger phanerogamischen Pflanzen auf den Inseln des großen Oceans von Henri Jouan" liegt mir gegenwärtig vor, ein sehr umfangreicher Artikel, welcher in den Memoiren der k. naturwissenschaftlichen Gesellschaft von Cherbourg veröffentlicht wurde. Einiges daraus dürfte auch für den Nichtbotaniker nicht ohne Interesse sein, welches ich mir denn auch im gedrängten Auszuge mitzutheilen erlaube.

Wenn man den tropischen Theil des großen Ocean durchreist, spricht der Verfasser, ist man erstaunt über die Gleichförmigkeit der Vegetation

auf allen über diesen ungeheuren Raum vertheilten Landstriche, eine Beobachtung, welche von den ersten Reisenden daselbst bis auf jene unserer Tage bestätigt wird. Diese Regel erleidet jedoch natürlich die Ausnahme, daß niedere, kaum aus dem Wasser hervorragende Coralleninselchen nicht jenen vegetabilischen Reichthum aufzuweisen vermögen, als solche von umfangreicherem Terrain und bedeutender Erhebung, und daß ersteren manche Pflanzen fehlen, die auf letzteren gedeihen, auf welchen sich aber beinahe stets jene Pflanzen vorfinden, welche zuerst jene niederen Inseln bekleiden. Man findet dort viele Gewächse, deren Charaktere beim ersten Blick keinen Zweifel über ihre Identität gestatten, und auch auf den meisten dieser Inseln von den Eingebornen dieselben, oder wenigstens sehr ähnlich klingende Namen erhalten haben.

Die Naturforscher sind über die Thatsache einig, daß die oceanische Vegetation zusammengesetzt ist aus Pflanzen, identisch und analog mit denen des mittägigen Indiens und des großen asiatischen Archipels. Die Papua-Inseln, welche Neu-Guinea und die benachbarten Inseln in sich fassen, wären nach M. Goudichoud (Reise der Urania) der geographische Mittelpunkt einer eigenthümlichen Vegetation, von welchem Mittelpunkt aus diese jene Flora zusammensetzenden Pflanzen über den Ocean von West nach Ost zerstreut wären; das Pflanzenreich, im asiatischen Archipel so großartig entwickelt, verliert seinen Reichthum mehr und mehr, je mehr man sich dem Osten nähert.

Aber auf welche Weise erfolgte diese Vertheilung der Gewächse? Bei Beantwortung dieser Frage erscheinen Schwierigkeiten und beginnen die Conjunkturen. Wie finden sich z. B. dieselben Pflanzen auf dem asiatischen Archipel, auf den Marquesas-Inseln und auf den Sandwichs-Inseln wieder, auf diesen drei durch die ungeheure Ausdehnung des Meeres getrennten Punkten? Wenn, wie manche Autoren behaupten, die oceanischen Inseln nur Gipfelpunkte eines untergegangenen Festlandes, die Ueberreste einer Atlantis der neuen Welt seien, so böte diese Vertheilung der Pflanzen, insbesonders unter denselben klimatischen Verhältnissen, nichts Außerordentliches dar. Wenn aber, wie man nach allen neueren Beobachtungen glauben muß, die hohen Inseln, deren vulcanischer Ursprung erwiesen ist, im flammenden Zustande aus dem Schooße des Meeres emporgestiegen sind, wie und woher haben sie dann den Samen jener Pflanzen, die sie gegenwärtig beherbergen, erhalten? Dies ist schwer durch natürliche Einflüsse, wie durch Winde, Gewitter, Strömungen und dgl. zu erklären, weil deren Richtung meist jener entgegengesetzt

ist, woher man glauben sollte, daß die Verbreitung der Pflanzen erfolgt sei. Man muß vermuthen, daß die Inseln des centralen und östlichen Oceans durch Einwanderer aus dem mittleren Asien bevölkert wurden, und es ist daher möglich genug, daß jene Ansiedler die nützlichen Pflanzen zuerst dahin gebracht haben; und welche Zufälle, von denen wir ja täglich Beispiele erleben, können nicht die Ursache der Einführung vieler anderer Pflanzen gewesen sein.

Jedenfalls hatte das Gebahren des Menschen, freiwillig oder nicht, einen großen Einfluß auf die Vertheilung der oceanischen Vegetation, doch wäre es thöricht, natürliche Einflüße ganz zurückzuweisen. Seit jene Gebiete zuerst von Gelehrten bereist wurden, haben sich die Beobachtungen über Meeres- und Luftströmungen hinreichend vervielfältigt, um frühere Anschauungen einigermaßen zu ändern. Man weiß jetzt, daß die Passatwinde keineswegs auf der ganzen Ausdehnung des stillen Oceans constatirt sind, sondern man kann im Gegentheile im Westen des Meridians der Gesellschaftsinseln gar nicht auf ihre Beständigkeit rechnen; der westliche Theil dieses weiten Meeres ist Ostwinden so oft unterworfen als Westwinden. Der Aequatorialstrom wendet sich von West nach Ost in der ganzen Länge des großen Oceans, aber sobald er an den asiatischen Archipel gelangt, spaltet er sich, und einer seiner Arme wendet sich gegen Norden, sodann gegen Osten, in Folge des Gegendruckes, welchen er durch den aus der Behringsstraße kommenden Polarstrom erleidet, und kehrt gegen seinen Ursprung längs der Küste von Californien und Mexiko zurück, einen Kreislauf beschreibend, analog dem des Golfstromes im atlantischen Meere. Die Inseln des großen asiatischen Archipels sind dem Einfluße des Momsouns unterworfen, und je nach der Jahreszeit wenden sich die oberen Strömungen bald nach Osten, bald nach Westen. Man begreift, daß im letzteren Falle Samenkörner von den Küsten Neu-Guinea's, den Molukken und Sunda-Inseln fortgetragen werden können, entgegen dem Arme des Aequatorialstromes, der sich nach Norden wendet, und von ihm in seinem eben bezeichneten Kreislaufe fortgeführt, bis sie einer der Inseln des pacifischen oder centralen Oceans begegnen. Können diese Samen ihrer Natur nach ihre Keimfähigkeit vom Meerwasser erhalten und treffen sie günstige klimatische Bedingungen an, so kann sich ein oder der andere im neuen Vaterlande entwickeln.

Trotz der Schwierigkeiten, welche sich derlei Untersuchungen entgegenstellen, insbesonders als die positive Geschichte von Oceanien kaum weiter als bis an das Ende des vorigen Jahrhundertes zurückzuführen

ist, versuchte Herr Tauan doch, nach den Erfahrungen der Huzuawart, nach Traditionen und nach der Sprache der Eingebornen den Ursprung einer großen Anzahl von Pflanzen aufzuweisen, beschränkte sich jedoch hiebei meist auf jene Pflanzenarten, welche nicht allein die Blicke der Botaniker, sondern schon die gewöhnlicher Spaziergänger auf sich zu lenken im Stande sind, und seine Mittheilungen über die Vegetations- und klimatischen Verhältnisse der Marquesas-Inseln, Neu-Caledoniens, der Gesellschafts- und Sandwichs-Inseln, des Madreporen-Archipels von Poumotu, sowie des, obwohl außerhalb der Tropen gelegenen Neu-Seeland, sind vom hohen Interesse.

Die Vegetation der Marquesas-Inseln erlitt durch europäische Ansiedlungen nur wenige Veränderungen, indem sich erst im Jahre 1842 die Franzosen daselbst festsetzten, und zwar an zwei Buchten der Inseln Nukalriva und Tauata; diese kleinen Niederlassungen, mehrmals aufgegeben und wiederbesetzt, waren nur Militär-Stationen, und außer einigen kleinen Industriellen fanden sich niemals Ansiedler oder Anpflanzungen in größerem Maßstabe. Diese Inseln zeigen eine sehr bedeutende Erhebung, 1100 bis 1300 Metres, was ihre Ausdehnung aber anbelangt, so hat die größte derselben nur 20 Seemeilen Länge auf 10 Meilen Breite. Ihre geologische Formation ist der Produktion der verschiedenen Pflanzen sehr günstig; der vulkanische Ursprung ist großartig ausgeprägt. Hohe Basaltberge, an deren Gehänge die tropische Sonne ihre Strahlen hinwirft, setzen die Küste zusammen; tiefe Abgründe, feuchte Thäler, enge von großen Bäumen beschattete Schluchten gestatten auch Pflanzen der benachbarten gemäßigter Zone ihre Entwicklung, während auf den hohen Berggipfeln selbst man an geschützteren Stellen Gattungen, selbst Arten von Pflanzen bemerkt, die gewöhnlich nur in solchen Regionen vorkommen, welche auch einen Winter aufzuweisen haben. Ungeachtet dieser günstigen Verhältniße sind die Arten wenig zahlreich und die Vegetation der Marquesas bietet mehr Interesse als Mannigfaltigkeit.

Die meisten der oceanischen Inseln bestehen aus einem gebirgigen Mittelpunkte, umgeben von einem ebenen Küstenstriche, welcher wieder von einem mit ihm zusammenhängenden oder durch einen Kanal von ihm getrennten Korallenriffe umgürtet ist. Nicht so bei den Marquesas. Ihre Umrisse sind fast überall durch schroffe, gegen das Meer sich plötzlich in fast unersteiglichen Abhängen absenkende Gestade gegeben. Hie und da umschließen aus dem Innern vorgeschobene Berge tiefe Buchten, die in einen sandigen Strand ausgehen, in welchen sich die Wasserströme der Höhe ergießen. Sümpfe oder Tümpel findet man keine, höchstens an

irgend einer Flußmündung sumpfige Stellen, die, wenige Meter haltend, nicht zu vergleichen sind mit den Flußdeltas oder den mit Manglebüschen besetzten niederen Strecken Madagascars oder des großen asiatischen Archipels.

Im Ganzen genommen ist der Boden dürftig, felsig, ausgenommen im Grunde der Thäler, wo seit Jahrhunderten aufgehäufte Ueberreste der Vegetation eine dichte Humusdecke bilden, während die Hügel nur mit einer dünnen Erdlage bedeckt sind und dort oft eine dürre, trockene Grasart ihre Wurzeln direkt in die aufgerissene Lava senkt; auf den hohen, rundlichen Berggipfeln ist der Boden von einem alcalischen, rothen Gesteine gebildet, welches weich und glatt, wie feuchte Seife ist.

Das Klima ist warm und feucht, die Jahreszeiten sind nicht strenge geschieden, doch sind Juni und Juli die Monate, wo es am meisten regnet; im Oktober ist die Hitze drückend und im November und Dezember verhindert die Trockenheit jede Vegetation. Während der Zeit der großen Hitze sind die Höhepunkte der Inseln fast immer mit Wolken bedeckt; man sieht die Nebel an den Flanken der Berge herabsteigen, bis sie von den Schlünden aufgesaugt werden; wo die Luft verdünnter ist, da regnet es sehr häufig, während an der Küste kaum einige Wassertropfen fallen.

Wie eigenthümlich nun die Flora dieser Inseln zusammengesetzt ist, dürfte aus nachstehendem Auszuge der von Jouan aufgezählten Pflanzen und ihrer ursprünglichen Heimat erhellen. Als cosmopolitische Pflanzen erscheinen daselbst der gehörnte Sauerklee und der gemeine Portulack, Pflanzen, welche über den ganzen Erdball verbreitet erscheinen; als zufällig mit europäischer Cultur eingeführt und verbreitet der gemeine Distelsalat, der schwarze Senf; durch Gartenkultur die farnesische Acazie; von sonstigen den Tropen angehörenden Culturpflanzen zwei Arten von Baumwollsträuchern aus Südasien, der Orangen- und Citronenbaum, der Indigostrauch aus Ostindien, ebenso die Tamarinde, eine Salbei-Art, eine Beißbeere (Capsicum frutescens), die Kugelblume (Gamphrena globosa), der Ricinusstrauch, das indische Blumenrohr (Canna indica), die Ingwerwurz; aus Südamerika der eßbare Ibisch (Hibiscus esculentus), die reizbare Mimose, die Batate, die Erdäpfel, die peruvianische Judenkirsche, der Tabak, (zuerst durch Capitän Cook 1769 auf Tahiti gepflanzt), die Jalapawurzel, der Melonenbaum (Carica papaya), die Ananaspflanze; von den

Antillen die Cassia; aus Californien eine Stechapfelart (Datura tatula); aus dem asiatischem Archipel und den Molukken die ibischblättrige Passionsblume, der Gumilakbaum (Acaurites trilaba), die Banane, die eßbare Aronswurzel, die wohlriechende Pandane, die Cocospalme, das Zuckerrohr; aus China den Papierstrauch; aus Arabien die Caffeepflanze; aus Europa der Oleanderstrauch; aus Africa die Dattelpalme, aus Tahiti eine Judenkirsche (Physalis angulata), eine Malve (Sida rhomboidea), von den Sandwichsinseln der Acon-Pfeffer (Piper methysticum); außerdem zählt Jouan noch viele Cultur- und Zierpflanzen auf, welche ihre Einführung hauptsächlich der Occupation vom Jahre 1842 verdanken; als einheimische Pflanzen bezeichnet er jedoch nur sechs Arten bestimmt, darunter das Bambusrohr, die großwurzelige Aronsstaude, einen Portulack (Portulacca latea) und 2 Nachtschatten, und merkwürdigerweise den noch bei uns wildwachsenden schwarzen Nachtschatten.

Der Christbaum.

Gleichwie bekanntlich manche heidnische Tempel ganz oder theilweise in christliche Kirchen umgewandelt werden, gerade so unterliegt es auch nicht dem mindesten Zweifel, daß viele Sitten und Gebräuche der heidnischen Vorzeit, wenn auch mit anderen Intentionen und unter veränderten Namen, in die christliche Gegenwart übergingen, z. B. das Johannis-Feuer. Der Usus selbst blieb unangetastet und wird jetzt gerade so wie im grauesten Alterthume gepflegen. Die mythologischen Götter schwanden vor der Leuchte des Christenthums und machten dem geistigen Gott des Weltalles und den Heiligen der Kirche Platz, jedoch nicht ohne eine Menge von auffallenden, somit auch leicht aufzufindenden Analogien zu hinterlassen.

Wenn Socrates im „Phädros" sich betend so ausdrückte: „O lieber Pan und ihr andern Götter! wollet mir gewähren von Innen schön zu werden und daß ich für reich den Weisen halte! Goldes sei mir so viel, als dem Mäßigen und nur ihm genüget!" . . . . . so ist dies eine so bescheidene und erhabene Bitte, daß wir es nach der Lehre unserer Religion auch nicht viel besser machen können. Die Strahlen der ewigen Macht wärmten damals nur, leuchteten aber noch nicht. Die Identität

der wärmenden und leuchtenden Sonnenstrahlen im physischen Gebiete ist aber heut zu Tage schon bewiesen, es kann auch im moralischen Reiche nicht anders sich verhalten. „Pan" freilich und die „andern Götter" haben längst den Credit verloren; thut nichts: unbestritten hatte Socrates in seinem Gebete das „numen aeternum" vor Augen; sein Tod legt Zeugniß dafür ab.

Auch die so schöne, Herz und Auge der aufblühenden und noch unverdorbenen Jugend erhebende und sich jetzt immer weiter in allen Welttheilen ausbreitende Sitte der Errichtung und Verzierung des sogenannten „Christbaumes" in der heil. Nacht schlägt ihre Wurzel, wenn man will, tief hinüber in die heidnische Welt, in die Aera eines Plato und Demosthenes. Denn schon bei den Griechen und Römern war es Sitte, an solchen Orten, welche ländlichen Gottheiten gewidmet waren, Püppchen und Bilder an die Bäume zu hängen. Virgil erwähnt dieses Gebrauches:

„Et te Bache! vocant per carmina laeta, tibique
Oscilla ex alta suspendunt mollia pinu."

Rufen sie dich, o Bachus! durch fröhliche Lieder und hängen[1])
Dir an ragender Fichte herab die schwebenden Bilder.[2])

Eine weit frühere Erwähnung dieses religiösen Gebrauches finden wir in dem platonischen Gespräche: „Phädros oder vom Schönen" in welchem Socrates auf folgende Weise zu seinem Begleiter Phädros sich äußert: „Bei der Here! ein schönes Plätzchen! der Platanus selbst, wie weit umfangend und wie hoch! Wie lieblich der schlanken Müllenstaude[3]) dichter Schatten! Und jetzt, da sie in voller Blüthe den ganzen Ort mit Wohlgeruch durchduftet! Unter dem Platanus rieselt die liebliche Quelle, wie kalt zu berühren mit dem Fuß!"

„Bilder und Püppchen[4]) scheinen anzuzeigen, daß diese Stätte irgend einigen Nymphen oder dem Acheloos[5]) gewidmet sei. Erfreuend

[1]) Virg. Georg. II. 388—389.

[2] Voß. Uebers.

[3]) Vitex agnus castus, Lin., in Deutschland Keuschbaum oder Keuschlamm genannt, blüht weiß, auch blau und purpurroth, aber spät im Jahre.

[4]) Vide Anmerkung 1.

[5]) Acheloos, ein Fluß oder Flußgott, eigentlich ein König der Antolier. Er kämpfte mit Herkules um die schöne Dejanira. Herkules brach ihm, als er sich in einen Stier verwandelt hatte, ein Horn ab. Dieses ward, nach Ovidius das Füllhorn der Göttin Fülle, Copia. Andere machen dazu ein Horn der Ziege Amalthea, die den kleinen Zeus gesäuget hatte.

ist und sanft im kühlen Wehen die Luft, sommerlich und melodisch durchtönt von der Cicaden Chor. Und wie anmuthig das Gras auf gelindem Abhang zum natürlichen Lager gewachsen für das ruhende Haupt!" —

Da nun Plato, wie bekannt, um die Mitte des 4. Jahrhundertes vor Christo, sein Lehrer Socrates aber 399 vor Christo starb, so ist der Beweis für die uralte Sitte des heutigen Christbaumes leicht hergestellt. Und wenn auch Jahreszeit, Ort und Maßstab dieses antiken Gebrauches jetzt nach den religiösen Bedürfnissen und Anschauungen unserer Zeit sich änderten und etwas modifizirt wurden: eine tiefe religiöse Bedeutung und idyllische Anklänge haben sie mit einander gemein, wie auch die äußere Darstellung desselben religiösen Gedankens im Laufe von mehr als zwei Jahrtausenden eine frappante Aehnlichkeit beibehielt.

Mährchen aus Kärnten.

Von **F. Francisci.**

Der schlafende Riese.

Der wilde Mann lag einmal am Ufer des See's und schlief. — Er schnarchte so stark, daß der See wild bewegt aufschäumte und die Bäume am Ufer wie im Sturme sich schüttelten. Die Leute am Felde glaubten, ein Gewitter sei im Anzuge und flüchteten sich in's Gebüsch am Seeufer, wo sie zwei große Höhlen bemerkten; sie stiegen hinein, aber es waren die Nasenlöcher des Riesen; und als die Leute mit ihren genagelten Schuhen in der Nase des Riesen herumkrabellten, erhob er sich und nieste so gewaltig, das die Leute in den See hinausflogen und in der Tiefe ertranken.

Die Rothkäppchen.

Auf einem einsamen Bauernhofe hauste ein Höfler mit seiner Tochter Janette; er war zu arm, um sich einen Knecht zu halten und hatte darum vollauf zu thun. Einmal als er mit der Arbeit recht in's Gedränge kam, rief er voll Unwillen: „Da möcht einem schon der Teufel zu Hilf' kommen" und kaum hatte er das Wort ausgelassen, stand schon ein kleines Männchen vor ihm und bot ihm seine Hilfe an. Der Höfler war etwas

verstimmt und dachte sich: Du holst mich. Aber das Männchen agte: als ob es seine Gedanken errathen hätte: Nicht doch, gib mir nur Arbeit genug. An der mangelt es bei mir nicht, dachte der Höfler und nahm das Männchen in Dienst.

Er hätte sich keinen fleißigeren Knecht wünschen können, die Arbeit ging ihm so flink von der Hand, daß der gute Höfler fast gar nichts zu thun hatte; aber als im Herbst alles eingeheimst war, da ging die Arbeit zu Ende. Entweder triffts mich oder die Tochter, dachte der Höfler und es ging ihm heiß auf bei diesen Gedanken; — ganz niedergeschlagen ging er in der Kematen auf und nieder: was soll ich ihm für eine Arbeit geben, der Winter ist vor der Thür. Bei der Nacht, wie er so da lag, ging ihm ein Licht auf; ich hab's, rief er, und sprang mit den Füßen aus seinem Mooslager. Noch ehe der Morgen graute, begab er sich in den Hof, nahm zwei Säcke Weizen und leerte sie am Boden aus. Als nun der Knecht kam und um Arbeit fragte, befahl er ihm, eine Heugabel zu nehmen und den Weizen auf den Boden hinauf zu werfen.

Der Knecht hatte den ganzen lieben Tag vollauf zu thun; er warf und warf, daß ihm der Schweiß von der Stirne rann, aber als der Abend kam, war er noch am Anfang der Arbeit; voll Zorn warf er die Heugabel in eine Ecke „Der Bauer hat mich überlistet, aber ich werde ihm schon einen andern Streich machen" rief er voll Gift und Gall, ließ alles liegen und stehen und machte sich auf und davon.

Im Dorf war ein Schneiderlein, das hieß das vortreffliche Schneiderlein. Zu dem ist er hin und sagte: „Er soll ihm die Janette verhelfen und wenn er das nicht zu wege bringt, so wird es ihm schlecht gehen; falls es ihm aber gelingt, soll er reichlich belohnt werden."

Der Schneider geht, wirbt um Janette. „Ja sagte der Bauer, wie er das Brautkleid in einem Tag fertig macht, so willigt er ein". Da rieb sich das Schneiderlein vergnügt die Hände und sah den Handel schon für gewonnen an, und das nicht ohne guten Grund: er war ja im Besitz eines geheimnißvollen Kästchens, in das man die zugeschnittenen Zeugstücke blos hineinlegen durfte, und nach ein paar Minuten war das Kleid fertig.

Ueber Hals und Kopf eilte der gute Schneider am nächsten Morgen zum Höfler und wie er da seine Siebensachen auskramte, fehlte ihm das Kästchen. „Ach Gott, mein Nähzeug hab' ich in der Eile zu Hause gelaßen oder gar verloren" er wollte gleich auf und fort; aber Janette sagte, er habe ja keine Zeit zu verlieren; während er zuschneidet, sei sie

mit dem Nähzeug wieder da. „Ist wahr, meinte der Schneider, gab ihr einen Schlüßel zu seiner Stube; „an der Bank wird ein Kästchen liegen; das soll sie bringen, aber sie dürfe ja nicht hineinsehen, sonst könnte sie unglücklich werden."

Mit diesen Auftrage huschte Janette flugs zur Thüre hinaus, ging in's Dorf und fand an der Bank in der Schneiderstube richtig das Kästchen; sie nimmt es unter den Arm und eilt fort; aber wie sie so über die Wiese hinschreitet, da fängt sich das Kästchen zu bewegen an immer mehr und mehr, daß sie es kaum mehr erhalten kann. „Was hüpft und springt da darinnen" dachte sie, zieht den Schlüßel ab und guckt durch das Schlüsselloch hinein; da sieht sie etwas rothes, ihre Neugierde war groß; als sie schon die Lust anwandelte, das Kästchen zu öffnen da drehte sie sich herum und sagte: „Nein, nie, aufmachen darf ich nicht, sonst werde ich unglücklich"; und ging weiter.

Doch im Kästchen wurde es immer unruhiger, und ihre Neugierde wurde immer größer. Ei was, dachte sie, kann dann das für ein Unglück sein, wenn ich da hineinblicke. Sie drehte den Schlüßel und hob vorsichtig den Deckel auf. — Husch husch, sprangen fünf bluthrothe Männchen heraus, daß sie vor Schrecken bald auf den Boden gesessen wäre; sie hatten rothe Käppchen auf, hüpften auf die Wiese herum und riefen:

Arbeit, Arbeit, schöne Meisterin!

Janette war in keiner geringen Verlegenheit; doch besann sie sich bald: „nun also", sprach sie "wie ihr arbeiten wollt, so rauft's mir das Gras da auf einen Haufen zusammen."

Das war bald geschehen, einer war schneller als das andere und als sie fertig waren, da hüpsten sie wieder um sie herum und riefen:

Arbeit, Arbeit, schöne Meisterin!

„Nun was soll ich euch geben?" Arbeit, schöne Meisterin, Arbeit, schrieen die Männchen. „Nun, so geht's und legt mir alle Steine auf der Wiese auf einen Haufen zusammen". Da sprangen die Männchen, eines schneller als das andere, und trugen die Steine auf einen Haufen zusammen und als sie fertig waren, hüpften sie wieder um sie herum und riefen um Arbeit.

Nun war Janette schon in Aengsten, daß sie heut gar nicht mehr nach Hause kommen wird, wie es noch eine Weile so fort geht, und sie überlegte hin und her, wie sie die Männchen einfangen könnte; diese schrieen ohne Aufhören:

Arbeit, Arbeit, schöne Meisterin!

„Nun ja, was soll ich euch geben?" Arbeit, schöne Meisterin, Arbeit. „Nun so springt auf den Zaun hinauf," und als sie oben waren, öffnete sie das Kästchen und sprach: „Jetzt springet alle in's Kästchen herab." In einem Satz waren sie im Kästchen, sie klappte den Deckel schnell zu und lief damit so schnell sie konnte nach Hause.

„Wo geht sie denn so lang um" herrschte sie der Schneider an, riß ihr das Kästchen aus den Händen, öffnete es und die fünf Männchen sprangen heraus und streckten ihm ihre Händchen entgegen. „Mai, was ist euch begegnet, eure Händchen sind ja ganz beschmutzt." Janette entschuldigte sich, daß ihr das Kästchen auf die Erde fiel, weiter wisse sie nichts. Und als die Männchen das Brautkleid in die Arbeit nahmen, da waren ihre Fingerchen ganz steif — sie nähten und nähten viel; aber das Kleid ist halt nicht fertig worden.

Voll Verdruß und Aerger packte das vortreffliche Schneiderlein seinen Kram zusammen und ist auf und davon; es ging so weit es nur gehen konnte, bis es müde und matt in ein Wirthshaus kam, wo es, um die Galle hinabzuschwemmen, dem Weine so tapfer zusprach, daß es bald den Verstand verlor.

Das Männchen aber hatte das Schneiderlein bald eingeholt und war mit ihm spurlos verschwunden.

(Aus dem Drauthale)

Sommerfrischen und Reisen in Kärnten.

Es bedarf nur eines sehr oberflächlichen Vergleiches, um einzusehen, daß unser Leben jetzt viel reicher an Genüssen, aber auch an Arbeit ist, als es das unserer Vorfahren auch nur vor einem Menschenalter war. Wie viel mehr Raum, Licht und Luft, wie viel mehr Schmuck, Comfort und Annehmlichkeit hat selbst Jedermann in seinem Hause als ehedem, wie leicht kann sich Jeder Kunst- und Naturgenuß durch wohlfeile Ausstellungen oder kurze schnelle Reisen verschaffen? Desto mehr Arbeit erfordert jetzt aber auch der Erwerb; wer, wie früher, in hergebrachter Weise leben und arbeiten will, der wird gar bald von der nimmer rastenden Concurrenz überholt oder niedergeworfen, es ist wie ein allgemeiner

Wettlauf nach Gewinn und Reichthum und gar nicht zu läugnen, daß in dieser übergroßen Lust und Hast des Gelderwerbens etwas fieberhaftes liegt.

Je intensiver aber in jeder Richtung, je reicher an Arbeit das Leben, je anstrengender der Erwerb geworden, je mehr die Thatkraft eines Jeden in dem allgemeinen Kampf um das Leben in Anspruch genommen wird, desto mehr macht sich aber auch Jedem früher oder später mehr oder weniger das Bedürfniß zeitweiliger Ruhe und Erholung von der Anstrengung der Arbeit, einer kurzen Rast im Wettlaufe des Lebens fühlbar, um „procul negociis" fern im Wald und Gebirg sich zu erholen und zum Bewußtsein zu bringen, daß er doch noch mehr als eine Firma der Handelswelt oder eine Nummer des Staatsschematismus sei.

Dieses Bedürfniß nach zeitweiliger Ruhe und Erfrischung ist es, welches die Landhäuser in der Nähe der Städte baut, das größte Kontingent zu den Touristenschaaren liefert, welche die Alpen durchziehen, dies Bedürfniß ist es, welches die Bäder übervölkert und vergrößert und deren immer neue entstehen läßt. Wo immer ein Gesundbrunnen der Erde entquillt, sucht man der Umgebung des entstehenden und schnell wachsenden Kurortes den Reiz stiller naturfrischer Ländlichkeit zu geben, und in der Abgeschiedenheit schöner wiesen- und waldesgrüner Thäler entstehen neue Bäder, ja, den frischen Bergquell, die kräftigende Waldesluft sucht man schon immer höher oben in den Thälern der Alpen auf.

So hoch wir auch die Wirkungen der Thermen und Salinen oder der Bäder im kalten Seewasser anschlagen mögen, so werden wir doch immer zugeben müssen, daß bei dem Gebrauch derselben, bei einer Badecur, die geänderte Lebensweise, die geschäfts- und sorgenlose Ruhe, vor allem aber der Aufenthalt in frischer Bergluft, im frischen Waldes- und Wiesengrün, die Wanderungen über Berge, in den Thälern voll kräftigendem Waldesduft mächtige Factoren im Heilprocesse jener Krankheiten sind, welche in übergroßer Lebensthätigkeit oder auch Lebensgenuß ihren Grund haben.

Darum sind neben eigentlichen Thermal- und Brunnencuren auch die sogenannten Sommerfrischen in Aufschwung gekommen, welche nur das letzterwähnte Element, frisches Wasser, Berg- und Waldesluft allein zu bieten vermögen, um in Arbeit oder Genuß zu sehr ermüdeten Nerven Ruhe und Erholung zu gönnen. Mehr also, als die Bäder selbst, müssen die Sommerfrischen jenes Element in reichem Maße bieten: schöne schattige Parthieen für kurze Spaziergänge in nächster Nähe, Berg und Wald für längere Gänge, eine reiche, schöne Umgebung für weitere Ausflüge.

Frische Berg- und Waldesluft, herrliche Quellenspende, üppiges Wiesengrün und schattiges Waldesdunkel, Ausflüge und Naturgenüße aller Art bietet unser Kärnten in Hülle und Fülle; es war daher wohl voraus zu sehen, daß nach der Eröffnung der Eisenbahn auch hier die Touristenschwärme sich einfinden werden, um unsere schönen Thäler zu durchwandern, die Berge zu besteigen und in mannigfachen, reizenden und großartigen Fernsichten zu schwelgen; aber es war auch vorauszusehen, daß gar viele die vielen reizenden Orte und Plätze aufsuchen werden, um dort eine eben geschilderte Rast zu halten und sich Ruhe zu gönnen von der Werkeltagarbeit des Lebens.

Es ist aber auch vorauszusehen, daß die Zahl der Reisenden, der Bad- oder Sommerfrischbedürftigen nach Eröffnung der Rudolfsbahn, wo Kärnten der Residenz so nahe gerückt ist, wie Salzburg und das Salzkammergut, in kaum im voraus zu berechnenden Maße sich vergrößern wird, wenn man ihnen nur halbwegs entgegenkommt und das bietet, was sie eben brauchen. Es ist aber gar nicht zu läugnen, daß in Kärnten dies gar wenig der Fall und man in Bezug auf Bewirthung der Fremden kaum ein wenig angefangen hat, aus den alten patriarchalischen Zuständen sich hervor zu winden und in dieser Beziehung auch nur den Nachbarländern Tirol und Salzburg gleich zu kommen.

Von den seit lange bestehenden sogenannten Bädern in Kärnten sind: St. Leonhard, Fellach und Villach allein von Bedeutung und, wenn man auch nicht sagen kann, in Aufschwung, doch in Ausbreitung begriffen.

St. Leonhard, eine eigentliche Sommerfrische, nur gute Luft und treffliches Wasser bietend, mit schönen schattigen Spaziergängen und einer prachtvollen Aussicht von seinem nur eine Viertelstunde entfernten Gipfel. Am seinem vornehmlichen Schatze nagt aber ein nimmerrastender Feind, die schlägernde Axt der Holzknechte, welche schon große Flächen der benachbarten Berglehnen kahl abgeforstet hat und mit ihrer verwüstenden Thätigkeit bereits in die nächste Nähe des Bades selbst vorgedrungen ist. Seine bedeutende Höhenlage (3600 W. F. über dem Meere), an sich mit ein Heilfaktor für gewisse Krankheitsformen, bedingt jedoch mit dem Umstande, daß es auf dem Nordabhang des Gebirges liegt, auch in Mitte des Sommers oft raschen Wechsel und bedeutendes Sinken der Temperatur, die zuweilen selbst eine, wenn auch vorübergehende, Schneedecke zur Folge hat. Dadurch wird das Bedürfniß an häuslichem Comfort, das der Gast vielleicht vom Hause mitbringt, jedenfalls bedeutend gesteigert, harret aber hier, auch auf ein sehr kleines Maß herabgestimmt, verge-

bens auf Befriedigung Sporadisch kommen wohl noch Fremde von Wien, Graz oder Laibach, doch ist der Besuch im allgemeinen wohl nur auf Kärnten beschränkt und kaum in erheblicher Zunahme begriffen. Die Zahl der dießjährigen eigentlichen Badegäste wird auf 127 angegeben.

Im Gegensatz von St. Leonhard, das an einer Berglehne des Centralgebirges nahe an deren oberstem Kamme gelegen ist, liegt das Bad Fellach um fast 1000 Fuß niedriger, in einem tief eingeschnittenen Thale am Fuße der höchsten Erhebungen der Kalkalpen, in Mitten reicher, schöner Baumvegetation, welcher die auch in diesem Thale herrschende Waldverwüstung bisher noch nicht zu Leibe gegangen ist. Neben frischer Alpenluft und vorzüglichem Trinkwasser hat die Natur dem Bade hier ganz vorzügliche Sauerbrunnen gespendet, welche an sich schon eine besondere Beachtung verdienen.

Diese Säuerlinge, so wie die Lage des Bades an der trefflichen Reichsstraße, in einem reizenden Thalkessel, der von Klagenfurt, Laibach und Graz in einer kleinen Tagreise erreicht werden kann, sind Elemente genug für eine bedeutende Entwicklung desselben zu einem vielgesuchten, bedeutenden Curorte. Dr. A. Eisenstein hat in einer kleinen Abhandlung Fellach geschildert und die Wiener Aerzte auf seine werthvollen Säuerlinge aufmerksam gemacht und Fellach als klimatischen Curort empfohlen.

Es finden sich in Folge dessen alljährlich Familien aus Wien und Triest und manche darunter als regelmäßig wiederkehrende Stammgäste ein, doch liefern auch hier Laibach, Graz und Klagenfurt das größte Contingent der dort weilenden Bevölkerung, die im letzten Sommer 107 Badegäste zählte; auch hieher muß der an Bequemlichkeit gewohnte Städter einige Entsagung mit in die Berge bringen.

Nur das Warmbad bei Villach entspricht mit seinen hohen, luftigen Zimmern, seiner meist vortrefflichen, gewiß aber billige Wünsche immer befriedigenden Bedienung, den Anforderungen, welche das Bäder besuchende Publikum an solche zu stellen gewohnt ist. Wer große, weite Spaziergänge zu machen liebt, findet an den Abhängen des Dobratsch reizende Parthieen in Fülle; wer aber über, (im Bade oder in Villach leicht zu erhaltende) Fahrgelegenheit verfügen kann, dem bietet das Bad einen überaus günstigen Ausgangspunkt für eine Menge von Ausflügen, welche ihn in die um Villach ausmündenden, an Schönheit und reichem Wechsel der Scenerie mit einander wetteifernden Thäler, an den Fuß der Central- wie Kalkalpen führen und ihm die lieblichsten wie erhabensten Landschaftsbilder zeigen. In der nächsten Nähe aber können die

in nassen Jahren bedenklich sumpfigen Niederungen der Gail ebensowenig wie das karstartig kahle Plateau oder die nachbarliche Viehweide irgend angenehme Promenaden bieten; ausgedehnte Anpflanzungen sind schon seit lange Bedürfnisse und müßten vor allen im ausgedehnten Maße geschehen, wenn das Bad zu einem großen Curorte erweitert werden wollte, wozu seine Lage und reichen, vorzüglichen Thermen ganz vorzüglich einladen. Auch gegenwärtig schon finden sich alljährlich Gäste aus Wien und Triest im Bade ein (1865 F. v. Rothschild aus Wien), wenn auch begreiflich der größere Theil der Curgäste Kärnten angehört, deren Zahl heuer 253 betrug.

In neuester Zeit aber hat man die Schönheiten des Wörther-See's, die eigentlich erst durch die Fahrten des Dampfschiffes erschlossen worden sind, näher kennen gelernt und in Folge dessen an den Ufern desselben ein lebhafteres Sommerleben sich entwickelt. Zunächst hat sich Velden, wo 1864 Herr Moro an einem hübschen Punkte des See's eine Art Bad oder Schwimmschule erbaut hat, rasch zu einem vielbesuchten Kurort emporgeschwungen, dessen Personenfrequenz schon jetzt die jedes der früher genannten alten Bäder erreicht, wenn nicht übertrifft. — Die kalten Bäder im Wasser des See's, das, nur durch Zuflüße aus dem niedern Mittelgebirg genährt, eine mäßige Temperatur gleichbleibend bis in den Herbst beibehält, die schöne Lage Veldens, die durch Dampfschifffarth, Straßen und Eisenbahnen begünstiget die abwechselndsten und reizendsten Ausflüge sowohl zu Fuß in die nähere, als zu Wagen in fernere Umgebung auf die mannigfaltigste Weise gestattet, sind natürliche Vorzüge, die Velden schnell eine große Beliebtheit verschafften und Gäste von Nah und Fern herbeilockten. Mag auch das Wohnen in einzeln stehenden Häusern manchem Gast angenehm sein, so lassen doch die nur nothdürftig für die Gäste adaptirten Wohnungen, die meist schattenlosen Umgebungen derselben, Kost und Bedienung gar vieles zu wünschen übrig, wie es dann vor allen an einem allgemeinen Versammlungsort gänzlich gebricht. Hier in Velden wäre die Erbauung eines großen Gasthauses nach Art der Schweizer Pensionen gewiß ein höchst rentables Unternehmen.

Angelockt durch die schöne Lage und wohl auch durch das sich entwickelnde Sommerleben Veldens hat Herr Trau aus Wien an einem dominirenden Höhenpunkte (am höchsten der Straße nach Rossegg) mit prachtvoller Rundschau eine Villa erbaut, welche jedoch mit ihrem großen, breiten Thurme unlieb an unser jetziges Befestigungsfieber mahnt, während die an einem andern schönen Punkte im Mitte prächtiger Baumgruppen er-

baute Villa des Herrn Wrann sich in ihrem schmucken freundlichen Baustyle der landesüblichen Bauart unserer Bauernhäuser anschmiegt.

In Pörtschach, das mit seiner herrlichen Lage am See mit Velden zu wetteifern berufen und seit lange das Ziel vieler Ausflüge der Touristen ist, baut Herr Vogel nächst dem Bahnhof ein großes Landhaus und hat Herr Werzer am Seeufer an einem besonders schönen Aussichtspunkte ein Wohnhaus für Sommergäste gebaut, das in seiner Bauart aber der Mode und Geschmack keinerlei Conzession gemacht hat.

Am untern Seebecken hat nur bei Krumpendorf neben dem Bahnhofe die im schönen modernen Style gebaute Villa des Herrn West an einem Punkte sich erhoben, der eben so schöne Fernsicht über See und Gebirge wie in nächster Nähe die schönste parkähnliche Umgebung hat.

Die im Verkehr freilich nur auf das Dampfschiff beschränkte Schattseite des See's ist noch wenig besucht, Maria-Wörth und Kollitsch in Sekirn vielmehr in Abnahme; auch in der schönen Bucht bei Maiernig schaut noch immer das schmutzige kleine Bauernhaus gar wenig einladend über die Seefläche und wird, ungeachtet seiner ungenügenden Bauernwirthschaft, meist nur von den untern Ständen viel besucht; gerade diese reizende Bucht mit ihren schönen Waldparthieen und dem herrlichsten Quellwasser in der nächsten Nähe der Stadt wäre vorzugsweise geeignet für die Errichtung einer großen Wirthschaft und Landwohnungen für die Städter.

Daß auch am schönen Millstädter-See, der bei Fortsetzung der Kärntnerbahn starken Besuch zu erwarten hat, und sogar am kleinen Klopeiner-See bei Eberndorf kleine Badeanstalten, vielleicht als Anfänge für Sommerfrischen, entstanden sind, wollen wir nur im Vorbeigehen erwähnen.

Neben diesem Sommerleben in Bädern und Sommerfrischen zieht ein jährlich wachsender Touristenschwarm durch das Land. In der Regel eilen sie nach kurzer Rast in Klagenfurt über Villach nach Heiligenblut und Tirol, oder nach Tarvis und Raibl weiter. In manchen Tagen des letzten Herbstes waren die Gasthöfe in Klagenfurt und Villach kaum genügend für die Zahl der Obdachsuchenden.

In Klagenfurt sind nur der See und Maria Rain Zielpunkte der Ausflüge, andere Punkte wie z. B. der Maria- Saaler-Berg mit seiner so leicht zu gewinnenden und doch so lohnenden Rundschau, fast gar nicht gekannt; in Villach aber wird vor allen nur das nahe Warmbad aufgesucht, so viel schöne Ausflüge auch sonst zu machen wären.

Wie Villach jetzt schon der Endpunkt zweier Eisenstraßen ist, so hat Tarvis Hoffnung es zu werden und dann einen ganz besonders großen Andrang von Reisenden zu erwarten. Denn es ist der Mittelpunkt für Ausflüge in eine großartige Gebirgswelt: Luschariberg, Raibl mit dem See und Prediel, die Manhardtsee'n u. a.; dann werden aber die ganz guten Gasthöfe in Tarvis und Raibl noch weniger genügen und weitere Verbesserungen der Anstalten zur leichtern Besteigung des Luschariberges nothwendig sein.

Für den Dobratsch (Villacher-Alpe) sind solche und zwar ganz durchgreifende bereits in Ausführung. Diese Alpe mit ihrer prachtvollen, mit der des Rigi wetteifernden, die des Schaafberges übertreffenden Fernsicht hat alle Elemente für einen großartigen Fremdenbesuch: ihre Lage mitten zwischen dem Central- und Kalkalpenzug°, am Knotenpunkte mehrerer Eisenbahnen, zu ihren Füßen das industrielle Bleiberg mit seinen leicht beizustellenden Führern und Pferden, leichte Besteigbarkeit u. s. w. Es ist bereits ein Comité zusammengetreten zur Bildung einer Actiengesellschaft, welche einen fahrbaren Weg bis zur Spitze und an dieser selbst ein großes Hotel zur anständigen Unterbringung von 20 bis 50 Fremden herzustellen die Aufgabe hat. Der Fahrweg ist zum größern Theile bereits hergestellt und schon heuer theilweise benützt worden.

Schon gegenwärtig, wo das armselige Alpenhaus kaum mehr als nothdürftigen Schutz und Obdach gewährt, konnte es an manchen Tagen die Zahl der Alpenfahrer nicht fassen; im ganzen beträgt die ganze Frequenz kaum 300 Personen; auch am Rigi betrug sie vor 50 Jahren, wo nur ein ähnliches kleines Haus nahe an der Spitze stand, nicht viel mehr, während jetzt 4 oder 5 große Hotels fast immer überfüllt sind und an schönen Tagen 2- bis 300 Personen an der table d'hôte sitzen. — Wir wünschen daher nicht nur, sondern wir prophezeien dem Unternehmer eines Dobrasch-Hotels den besten Erfolg, wenn es nur einigermaßen klug und energisch in Ausführung gebracht wird.

In Oberkärnten wird das schöne Maltathal mit seinen imposanten, reichen Wasserstürzen verhältnißmäßig noch wenig besucht; dagegen ist Heiligenblut und der Großglockner, von Tirol und Salzburg leichter zu

erreichen, noch immer das Ziel der Touristen; besonders in den schönen Septembertagen d. J. war das dortige Gasthaus überfüllt. Der Großglockner wurde mehrmals bestiegen, doch macht sich in den Glocknerbesteigungen schon die Concurrenz von Kals bemerkbar, von wo er mehrmal und unter andern in den letzten Tagen des August von 2 Augsburgern erstiegen wurde. Einer derselben schrieb darüber in der „Allg. Zeitung": Besonders erleichtert ist die Besteigung von Kals aus, weil Herr Stübel in Prag auf der Vanitschscharte (8396') eine sehr wohnliche Hütte erbauen ließ. Von Kals hat man dahin 4 Stunden, um dann in der Früh mit frischen Kräften in 4 oder 5 Stunden den Gipfel zu erreichen. Die Kalserführer haben sich ausgezeichnet bewährt; die Bewirthung in Kals ist vorzüglich.

Ein besonderes Ereigniß war die Ersteigung des Glockners durch eine Dame; es war dies die Frau des Primararztes in Wien Dr. R. Koller, der, ein geborner Heiligenbluter, schon mehrmals den Berg bestiegen hatte. In seiner und mehrerer anderer Gesellschaft bestieg seine Frau am 2. September d. J. die kleine Spitze; es war dies für die Glocknerführer eine Ehre und Freude ganz besonderer Art.

Skizzen aus dem Thierleben.

Karl Ruß erzählt folgende anziehende Begebenheit aus dem Thierleben mitten in Paris:

Der aufmerksame Blick des Naturkundigen oder die theilnehmende Beobachtung des Thierfreundes finden zu ihrer Ueberraschung häufig genug freies Thierleben an solchen Orten, an denen sie es nicht erwarten durften. Eine solche Thatsache ist die Bevölkerung jeder großen Stadt mit den oft sehr zahlreichen Individuen sehr scheuer und wilder Thierarten, hauptsächlich aus den Reihen der Vogelwelt, auf den Thürmen und andern hohen Gebäuden, auf den hohen und dichten Bäumen alter Alleen, in den vom Stadtweichbilde umschlossenen großen Gärten u. s. w. Hier hausen, inmitten des lärmenden Treibens Hunderttausender von Menschen, friedlich und ungestört die Kinder der Wildniß und Waldesstille.

Auch Paris hat sein zahlreiches und mannichfaltiges freies Thierleben; es hat dabei vor Berlin und andern Großstädten einen Schatz voraus, der in den Augen begeisterter Naturfreunde einen außerordentlich hohen Werth haben dürfte.

An einem schönen Nachmittage im Spätherbst weilte ich zum ersten Male im Jardin des Tuileries. Es war Sonntag und Hunderttausende geputzter Menschen wallten hier auf und ab, pilgerten nach den Champs Elysées hinaus, umstanden die großen Bassins des Parks, promenirten in den Alleen, hatten alle Bänke nebst den zahlreichen vermie'heten Stühlen dicht besetzt. Ein buntes, heiteres Treiben, ein echt großstädtisches Volksgewühl jedoch mit der eigenthümlichen, dem Fremden mindestens auffallenden, gemessenen unheimlichen Stille, oder richtiger, dumpfen Ruhe des dritten Kaiserthums.

Während ich zu den schönsten hohen Bäumen des Parks emporblickte, sah ich eine Wildtaube vorüberstreichen. Neugierig, was für eins dieser so überaus scheuen Geschöpfe sich hierher wagen könne, folgte ich ihr eilig, doch behutsam. Wie groß war aber meine Verwunderung, als ich an der nach der Rue Rivoli zugewandten Seite des Parks auf den Bäumen dicht an der großen Promenade, eine, zwei, drei, ja unzählige Wildtauben, und nicht bloß in den höchsten Wipfeln, sondern auf den mittleren Zweigen sitzen, ganz unbekümmert um das Menschentreiben unter ihnen ab- und zufliegen und später auf jedem Baume familienweise zur Nachtruhe sich setzen sah.

Das war ein Naturschauspiel wie ich es nochniemals gesehen. Unschwer konnte ich feststellen, daß es Ringeltauben waren, von denen Brehm, der Vater, sagt, daß sie „äußerst scheue, flüchtige, rasche Vögel" seien, was jeder deutsche Jäger zuversichtlich bestätigen wird. A. E. Brehm fügt über sie in seinem trefflichen Werke „Illustrirtes Thierleben" (Hildburghausen, Bibliographisches Institut) hinzu: „Glücklicherweise ist es nichts weniger als leicht, eine Ringel- oder Holztaube zu berücken. Diejenigen, welche in den Städten nisten und wenige Fuß über den Häuptern der Spaziergänger ungescheut ihr Wesen treiben, ja thun als ob sie gezähmt wären, sind eine große Ausnahme von der Regel. Im allgemeinen ist die Ringeltaube vorsichtig und traut keinem Menschen, auch dem nicht, welcher harmlos zu sein scheint. Diese Vorsicht rettet sie von den vielen Nachstellungen der größten Thierfeinde, gieriger Bauern, trauriger Sonntagschützen und der Südeuropäer, welche ihre Wanderschaaren lichten, soviel sie nur irgend können, während der kundige deutsche Jäger ihr nicht nachstellt, weil er sie kennen und lieben gelernt hat. In ihrer Vorsicht liegt auch der hauptsächlichste Grund, daß diese Taube noch überall bei uns vorkommt und noch nirgends ausgerottet ist.

Wenn man nun aber bedenkt, in welcher argen Weise alle Thiere, am meisten natürlich freilebende, in der Nähe vieler Menschen fast regelmäßig, sei es aus Muthwillen, sei es aus Habsucht, gehetzt und verfolgt sind, wenn man bedenkt, daß in Berlin jede Hauskatze, die sich auf der Straße blicken läßt, ein Gegenstand sofortiger hitziger Jagd wird, daß der Sperling dort, aus triftigen Ursachen, so gewitzigt und vorsichtig ist, wie wol nirgends anders in der Welt, wenn man bedenkt, daß Speculation und Industrie in der Großstadt selbst den unscheinbarsten Gegenstand begierig auszubeuten pflegen, so kann man sich über die großen, fetten, kostbaren Wildtauben dieses pariser Parks gar nicht genug wundern. Sie sitzen dreist und sorglos da, in voller Wahrheit nur wenige Fuß über den Häuptern Hunderter, oft Tausender von Menschen; sie rufen lustig ihr „Rukuku, kuku!"; sie bauen ihre Nester auf den Wipfeln der Bäume, und niemand denkt daran, in der leichtesten Weise sie mit einem Blasrohr, einer Armbrust, Leim oder Netz zu erlegen, so einträglich dies auch sein würde. Ja, niemand fällt es ein, jemals einen Stein nach ihnen zu werfen oder sie sonstwie zu behelligen, davon kann man sich durch ihr völlig sorgloses Gebaren leicht überzeugen.

In der That, dies ist eine Erscheinung, die außerordentlich zu Gunsten des Volkscharakters der Bevölkerung von Paris zu sprechen scheint. Bezeichnend sagt der Dichter:

> Wo im Fenster armer Leute
> Blumentöpfchen reichlich stehen,
> Mein' ich, wohnt in kleiner Hütte
> Sinn für's Schöne, rein're Sitte.

Noch viel zutreffender dürfte dieser Ausspruch sich aber doch wol auf die Menschen beziehen, welche unsere lebendigen Mitgeschöpfe hegen und pflegen, beschützen oder auch nur schonen. Zweifellos sind die Wildtauben des Jardin des Tuileries (und auch in andern Parks und großen Plätzen in und bei Paris habe ich sie gefunden), wenn auch nirgends weiter so furchtlos als hier, nicht allein eine Zierde und ein Schmuck dieses Parks, sondern auch, gleich den Schwarzdrosseln von Leipzig, ein Ehrenzeugniß für die hier verkehrenden Menschen.

Einige Tage später zeigte sich in diesem Parke aber noch ein Bild, welches mich in die größte Verwunderung versetzte. Ich pflegte des Morgens, wenn ganz Paris noch im letzten Schlummer lag, die freien Plätze, Parks, Gärten u. s. w. zu besuchen, um ungestört die Vegetation und, so weit es eben vorhanden, auch das Thierleben studiren zu

können. So fand ich nun im Jardin des Tuileries auf den eingegrenzten Rasenmatten und selbst in den breiten Gängen die Tauben familienweise, die Weißbrod- u. s. w. Brosamen aufpickend, welche beim Promeniren essende Leute verstreut hatten. Sobald ich dann, etwa um 9 Uhr, um die Ecke einer hohen Heckenwand, dem linken, nach dem Quai des Tuileries zu gelegenen Theile des Gartens mich vorsichtig näherte, sah ich stets ein Schauspiel, welches einem Mährchen mehr als der Wirklichkeit glich. Ein junger Mensch, seiner Kleidung nach dem Arbeiterstande angehörend, stand inmitten des Ganges, umflattert von etwa 10 bis 12 jener scheuen, wilden Tauben. Die meisten umtrippelten ihn auf der Erde, alle Augenblicke aber kam die eine oder andere, setzte sich auf seine ausgebreitete Hand, ließ sich zu seinem Munde führen, aus dem sie Leckerbissen emsig pickte, bis er sie hinunterschwenkte und von einer andern ihre Stelle einnehmen ließ. Sobald ein anderer Mensch nahte, flatterten alle Tauben davon, jedoch nur auf die nächsten Bäume, um nach Entfernung von etwa 20 oder 25 Schritten, — so nahe etwa ließen auch die andern, welche ich in den übrigen Theilen des Parks angetroffen, stets an sich herankommen, bevor sie aufflogen — sogleich zu ihrem Freunde wieder herabzufliegen und sich von ihm füttern lassen.

Augenscheinlich war es eine Familie von einem Paare mit ihren Kindern und Kindeskindern, die Gesellschaft dieser gezähmten Wildtauben. Denn nur immer dieselben waren es und andere vorüberfliegende kamen niemals zu ihnen herab. Drei Morgen hintereinander war ich stets früher als der Taubenfreund zur Stelle, doch erst sobald er ankam, fand sich der Taubenschwarm schnell ein. Es hielt übrigens außerordentlich schwer, mit dem jungen Manne in Berührung zu kommen; so lange die Tauben ihn umschwärmten, winkte er jedem Nahenden stets bittend zurückzubleiben, daß nur ein sehr rücksichtsloser Mensch ihn hätte stören können, und ehe ich mich versah, war er dann stets hinter den Gebüschen verschwunden. Endlich wußte ich es doch einmal zu ermöglichen, daß wir uns begegneten, und als ich mich ihm ebenfalls als einen großen Freund der Thiere vorgestellt, ließ er sich, jedoch nur zögernd, auf einige Erklärungen ein.

Meine Annahme ging zuerst dahin, daß er ein Paar junge Tauben aus dem Neste gehoben, aufgefüttert, dann der Freiheit zurückgegeben, aber die Freundschaft mit ihnen und ihren Nachkommen sich erhalten hätte. Dies war falsch; er hatte mit der nöthigen Beharrlichkeit zwei volle Jahre hindurch an jedem Morgen zur ganz bestimmten Zeit

ein Paar dieser Tauben gefüttert. Die erste Annäherung, sagte er ganz richtig, hatte die Zeit gebracht, in der sie Junge hatten und seine Brosamen für diese nöthig bedurften. Dennoch erst zu dieser Frist des dritten Jahres hatte er sie völlig sich zu befreunden vermocht und auch erst mit den Jungen der zweiten Generation gelangte er so weit, daß sie auf den Arm ihm geflogen kamen und aus der Hand und dem Munde ihm das Futter pickten.

Als ich ihm meine Bewunderung aussprach über seine unendliche Ausdauer und Ruhe (die freilich der Uneingeweihte gar nicht zu ermessen vermag), mit der er diese freiwillige Zähmung so unglaublich vorsichtiger Vögel in so hohem Grade erreicht habe, äußerte er mir schwermüthig: „Alle Menschen, Vater, Mutter — und Geliebte hatten mich verlassen; da mußte ich mir andere, treuere Freunde suchen."

Mittheilungen aus dem Geschichtvereine.

Ankäufe.

1. Die Kosenamen der Germanen. Studie von Dr. Franz Stark. 1868.
2. Register zur Geschichte der Markgrafen und Herzoge Oesterreich's aus dem Hause Babenberg. Von And. von Meiller.
3. Theatrum Caesarium, von Hieronymus Megiser. 1616.
4. Denkmale deutscher Baukunst, Bildnerei und Malerei. Von Dr. Ernst Förster 288. und 289. Lieferung.
5. Atlas kirchlicher Baudenkmale des Mittelalters in österreichischen Kaiserstaate. 8. Lieferung.
6. Alterthümer von Zollfelde, welche bei den Erdarbeiten für die Rudolfs-Bahn (Zweiglinie St. Veit-Klagenfurt) im Jahre 1868 aufgefunden wurden: 1 große keltische Silbermünze; 1. Bronzemünze des Kaisers Titus Claudius; 1 dto. des Kaisers Valerian; 2. Kupfermünzen unkenntlichen Gepräges; — 2 Schmuckstücke aus Stein und Thon; 3 schöne wohlerhaltene Aschenkrüge aus rothgelbem Thone (bauchig, mit engen Hälsen und Henkeln); 1 Urne aus schwarzem Thone; 3 Grablampen (1 unbeschädigt; 2 beschädigt), wovon 2 mit dem Töpfer-Namen „Vibianus", 1 mit dem Namen „Inarus" bezeichnet sind; 2 Fragmente großer Hasteln (Fibula) aus Bronze; 2 antike Bronze-Münzen (1 Hadrian; 1 Diocletian).
7. Antike Bronzemünze des Kaisers Probus. Vom Zollfelde.
8. Eine steinerne Bank; ein großer viereckiger Trog aus Tufstein mit thönernen Heizröhren. (Vom Helenenberge).

9. Die Dolomitberge, Ausflüge durch Tirol, Kärnten und Friaul. Von J. Gilbert und G. C. Churchill, aus dem Englischen von Gustav Adolf Zwanziger. Klagenfurt 1868. 2. Band.
10. Carinthia. Jahrgänge 1811, 1812, 1813.
11. Beiträge zur älteren Geschichte und Topographie des Herzogthumes Kärnten. Vom P. Ambros Eichhorn. 1. und 2. Sammlung.
12. Allgemeine Weltgeschichte von Dr. Georg Weber. 7. Band.

Mittheilungen aus dem naturhistor. Landesmuseum.

Geschenke a. für die Naturaliensammlungen.

Vom Herrn Dr. Burger: Ein Rohrhuhn.

Von Herrn Münichsdorfer, Hüttendirector zu Heft: Eine höchst interessante Mißgeburt eines Kalbes mit zwei ineinander verwachsenen Köpfen und Einem Rumpfe.

Vom Herrn Ant. Pferscha Bezirkswundarzte zu Metnitz nächst Friesach: 5 Stück Foetus in Spiritus gesetzt, davon 3 Lämmer von 10, 21 und 45 Tagen und 2 Kälber von 42 und 80 Tagen nach der Begattung.

Vom Herrn Pfarrer D. Pacher; 71 Pflanzenarten Kärntens.

Vom Herrn G. Ritter von Gröller, Oberst der k. k. Marine: Ein Zuckerrohr von New-Orleans.

Vom Herrn P. Mühlbacher: Ein Prachtstück des opalisirenden Muschelmarmors von Bleiberg.

Vom Herrn H. Sowaik, k. k. Beamten in Spittal: Eine Suite Mineralien von Bleiberg.

Von Th. Lanner's Erben, Besitzer der Braunkohlenbauten in Schiefling: Ein dort gefundener Zahn des Mastodon augustidens; ein Fund von hohem geologischem Interesse.

Vom Herrn Dr. Hörnes, Director des Hofmineralienkabinettes: 130 Arten Petrefakten des Wiener Bekens.

Vom Herrn Prof. J. Gobanz: Magnesit vom Rottenmanner Tauern und Chlorkalium von Radstadt.

Vom Herrn Fr. von Rosthorn: Eine Suite Felsarten des Fellachthales.

Vom Herrn G. Grafen Thurn: Braunkohle in Form eines Brettes aus dem Bergbau Homberg.

Vom Herrn Hanger, Verwalter in Osterwitz: Eine sehr schöne Zusammenstellung von krystallisirtem Schwefelspat und ein ganz neues Vorkommen des seltenen Witherithes vom Helenenberg.

Vom Herrn Prof. Ritter von Gallenstein: Gold- und Silberstufen vom Rathhausberg.

b. für die Bibliothek.

Monatsberichte der k. pr. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Sept. bis Dez. 1867, Jänner, Juli 1868.

Jahrbuch der k. k. geol. Reichsanstalt. 1867. Nr. 4. XVIII. Nr. 1. 2 und Verhandlungen der geol. Reichsanstalt 1867. Nr. 13—18; 1868 Nr. 1—7.

Verhandlungen des naturhistor.-medizinischen Vereines zu Heidelberg. IV. B. 5. H.

Sitzungsberichte der Isis, Gesellschaft für Natur- und Heilkunde. Dresden 1867. Nr. 4—12; 1868. Nr. 1—6.

Verhandlungen des naturforschenden Vereines zu Brünn. V. B.

Jahresbericht der naturforschenden Gesellschaft Graubündens, XII und XIII.

Sulzfluh, Excursion der Sect. Rhaetia.

Sitzungsberichte der k. bair. Akademie der Wissenschaften zu München. 1867. Heft. II und III. 1868. I—IV.

Verhandlungen der k. k. zool.-botan. Gesellschaft in Wien. XVII.

Diagnosen der in Ungarn und Slavonien bisher beobachteten Gefäßpflanzen, welche in Koch's Sinopsis nicht enthalten sind; von Dr. A. Neilreich.

Die Diatomeen der hohen Tatra von J. Schumann.

Beitrag zu einer Monographie der Sciarinen von J. Winnertz.

Correspondenzblatt des zoologisch-mineralogischen Vereines in Regensburg Jahrg. 21.

Verzeichniß der Sammlungen des zoolog.-mineralog. Vereines in Regensburg; von Prof. Singer.

Lotos Zeitschrift für Naturwissenschaften. 17. Jahrg.

Verhandlungen des naturhist. Vereines für Anhalt-Dessau. 1867.

Abhandlungen der naturforschenden Gesellschaft in Görlitz. 13. B.

Achter Bericht des Offenbacher-Vereines für Naturkunde.

H. Helmholz's populäre wissenschaftliche Vorträge 1. H. und

O. Peschel's Geschichte der Erdkunde: beide geschenkt von Herrn Baron P. Herbert.

Würzburger naturwissenschaftliche Zeitschrift; von der phisik-medizin. Gesellschaft. VI. B. IV. H.

Jahresbericht über die steiermärkisch-landschaftliche Oberrealschule und das Joanneum in Graz 1868.

Programm des k. k. Gymnasiums zu Klagenfurt. 1868.

Jahresbericht der kais. russischen geographischen Gesellschaft für das Jahr 1867.

Der zoologische Garten. Von Dr. F. C. Noll. IX. Jahrg.

Denkschrift der Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Dresden 1868. —

Abhandlungen der schlesischen Gesellschaft für vaterländ. Cultur 1867 und 1868 sammt 45. Jahresbericht.

Jahrbücher der k. k. Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnestimus III. Band.

Die Winde über der deutschen Nordseeküste, dargestellt von Dr. M. A. F. Prestel. Von der naturforschenden Gesellschaft in Emden.

Jahrbuch des österreich. Alpenvereines. 4. Band.

Mittheilungen aus dem Osterlande. Vom Gewerbe-Verein, von der naturforschenden Gesellschaft und dem bienenwirthschaftlichen Vereine zu Altenburg. 18. Band. 3. und 4. Heft.

Nederl. Meteorolog. Jaarboek. Utrecht 1867.

Jahresbericht des physikal. Vereines zu Frankfurt a. M. 1866—1867.

Ungarischer naturwissenschaftlicher Verein. Bericht. 1865—1867. Mittheilungen. 1865—1867.

Mittheilungen des Vereines nördlich der Elbe zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse. 8. Heft.

Verhandlungen des naturhistor. Vereines der preußischen Rheinlande und Westphalens. Bogen 1—9. Correspondenzblatt Nr. 1 und 2. Sitzungsberichte Bogen 1—7.

Societé impériale des naturalistes de Moskau. Bulletin Nr. 2 und 3. 1867.

Jahrbücher des nassauischen Vereines für Naturkunde. 19. und 20. Heft.

Jahresbericht der naturforschenden Gesellschaft zu Hannover. 15—17.

Die Veränderungen in dem Bestande der hannover'schen Flora seit 1780 von L. Mejer.

Verzeichniß der in Sollingen und Umgebung wachsenden Gefäßpflanzen. Von Hinüber in Moringen.

Bulletins de l'academie royale des sciences, des lettres, et de beaux arts de Belgique. T. XXIV. Annuaire de l'academie. 1868.

Bericht des naturhistor. Vereins in Augsburg. 19.

Bericht über die Thätigkeit der St. Gallischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft. 1866.—1867.

Bulletin de la Societé Vaudoisu des sciences naturelles. Vol. IX.

Schriften der k. physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königserg. 8. Jahrg.

Mittheilungen des histor. Vereines für Steiermark. 16. Heft und Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen 5 Jahrg.

Neues Lausitzisches Magazin von der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften 1868.

Abhandlungen der Provinzial-Utrechter-Gesellschaft für Kunst und Wissenschaften.

Schriften der naturforsch. Gesellschaft in Danzig. II. B. 1. H.

Bericht über das Museum Francisco-Carolinum Nr. 17. nebst 22. Lief. der Beiträge zur Landeskunde von Oesterreich ob der Enns.

Jahresbericht der Gesellschaft für nützliche Forschungen zu Trier 1867.

Die römische Villa zu Nennig. Von derselben Gesellschaft. 1868.

Abhandlungen vom naturwissenschaftlichen Verein zu Bremen. I. B. III. Heft.

Cephalopodes Silurien de la Bohème croupement des Orthoceres Vol. II. Geschenk des Herrn Verfaßers J. Barrande.

System Silurien de Bohéme; Prachtwerk in 4 Folio-Bänden Text und 3 Folio-Bänden Tafeln. Geschenk des Herrn Verfassers J. Barrande.

Ueber einen in der Tertiärformation sehr verbreitete Farn; — über einige fossile Pflanzenreste aus Siebenbürgen und Ungarn; — botanische Streifzüge auf dem Gebiete der Culturgeschichte; — die fossile Flora von Kumi auf der Insel Euboea. — Vom Herrn Verfasser Hofrath Prof. F. Unger.

Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften, mathem. naturwiss. Klasse. LVI. B. I. Abth. 2.—5. Heft. II. Abth. 3.—5. Heft.

Denkschriften der kais. Akademie der Wissenschaften, in Wien. 27. B.

Abhandlungen der naturhistor. Gesellschaft zu Nürnberg. IV. B.

Mittheilungen des naturwissenschaftl. Vereines für Steiermark.

Schauplatz der Mühlenbaukunst von J. Leupold. 1735. Geschenk des Herren A. Ebner. Apotheker in Spital.

Witterung in Kärnten.

(Dezember 1868.)

Der vergangene Dezember hatte in seiner Witterung so viele Unregelmäßigkeiten, wie sie äußerst selten vorkommen. Seine mittlere Temperatur, welche normal —3·0 betragen soll, war aber 0·7 über Null und somit nicht nur größer als die des vorausgegangenen November, sondern überhaupt so groß, daß in der ganzen Reihe der 56 Beobachtungsjahre nur eines vorkommt, wo sie höher war. Achazel, der aber seinen Thermometer mehr geschützt im Innern der Stadt aufgestellt hatte, berechnete für den Dezember 1825 die Wärme auf +1 6, sonst ist aber nur 1832 und 1853 die Mittelwärme dieses Monats über Null gewesen. Die höchste Temperatur war am 30ten mit —11·1 beobachtet, wie sie nur im Dezember 1825 wieder vorkommt, jedoch schon am 6ten; so warme Tage am Schluß des Jahres wurden noch nie beobachtet. — Der Niederschlag war im Ganzen kleiner als die normale, aber noch nie fiel so viel Regen im Dezember.

An höhern geschützten Orten war die Mitteltemperatur noch höher, in Tiffen —1·5, Berg im Drauthal—1·1, Maltein —2·9, in Pontafel gar—3·9, in Saifnitz —1·6, wo blühende Gentianen gefunden wurden. Am Obir war die Temperatur ebenfalls ungewöhnlich hoch; es wehten dort aber heftige Südwestwinde mit Schneegestöber, während bei uns bei ruhiger Luft die Sonne schien.

Inhalt.

Druck von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Zeitschrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung.

Herausgegeben vom

Geschichtvereine und Landesmuseum in Kärnten.

№ 10. Achtundfünfzigster Jahrgang. 1868.

Die geographischen Forschungen Deutscher in Africa in den letzten fünf Jahren.

Vorgetragen im Landesmuseum am 4. December 1868.

Bei Gelegenheit eines Vortrages über Rohlfs' Reisen durch Marokko und Tuat wurde das große Verdienst deutscher Forscher und Reisender um die Erweiterung unserer geographischen Kenntnisse Africa's hervorgehoben, eines Welttheiles, welcher, obgleich er an der ältesten Culturgeschichte so großen Antheil nahm, vor fünfzig Jahren doch kaum mehr bekannt war, als jetzt Australien. Dieses Verdienst ist seither nicht verdunkelt worden. Von allen Nationen der gebildeten Welt sind es nur die Engländer, welche den Deutschen den Vorrang streitig machen durch die Lösung einer der schönsten und größten geographischen Aufgaben, der Enthüllung der Nil-Quellen durch Burton, Specke, Grant Baker und durch die glanzvollen Forschungen Livingstone's im Gebiete des oberen Zambese. Dafür waren die Deutschen unermüdlich in der Ausfüllung geographischer Lücken, welche diese und frühere große Entdeckungen übrig ließen. Sie thaten dies mit einem Erfolg, welcher nun für Central-Africa in der Anbahnung eines menschlichen Handels ein weit wirksameres Mittel verspricht, um den grausamen Menschenhandel an seinen Quellen zu überwinden, in Süd-Africa aber sogleich der europäischen Einwanderung ein unabsehbares Feld für neue und fruchtbare Culturerobernngen eröffnet. Vergleicht man die Mittel mit ihren Leistungen, so darf man diese wahrhaft als außerordentlich bezeichnen. Während Livingstone beinahe 30 Jahre von einer reichen Missionsgesellschaft und der Regierung England's unterstützt wurde, von dieser in

einem einzigen Jahre über 70.000 Thaler erhielt, kosteten in den Jahren 1860 bis 1868 die Expedition Heuglin's, bestehend aus Th. v. Heuglin, Steudner, Munzinger, Kinzelbach, Hansal, Schubert, baare 15.265 Thl.; die Expedition Munzinger's, bestehend aus ihm und Kinzelbach, 1972 Thlr., die Expedition v. Beurmann's 2776 Thlr. 25 Gr., die von Gerhard Rohlfs 2414 Thlr. 16 Gr., *) und Karl Mauch hatte bis zur Ausrüstung seiner dritten großen Reise ins Innere von Süd-Africa von den aus Deutschland durch Sammlung aufgebrachten Geldern nur 482 Thaler verausgabt und mit 751 Thaler diese Reise ausgerüstet, auf welcher er sich jetzt befindet. *)

Aber nicht bloß mit den geringsten Mitteln, sondern auch mit den größten Opfern haben die Deutschen ihre Aufgaben gelöst. Der erhebende Rückblick auf ihre Leistungen wird eben durch die schmerzvolle Erinnerung an die vielen Männer getrübt, welche in so kurzer Zeit theils dem Klima erlegen, theils durch Meuchelmord gefallen sind. Kaum erhielten wir Gewißheit über Dr. Vogel's Tod, als auf dem Wege zu ihm Beurmann dasselbe Schicksal ereilte; Dr. Steudner und Schubert sind ein Opfer des Klima's geworden, van der Decken fiel durch Meuchelmord und Th. Kinzelbach starb eines noch zweifelhaften Todes. Nur Gerhard Rohlfs steht als Sieger über alle Hindernisse da, welche Menschen und Klima seinem Forschen entgegensetzten und hat unser geographisches Wissen von Central-Africa wieder wesentlich und höchst erfreulich bereichert; K. Mauch aber wirkt in Süd-Africa, wo das Klima nicht jene Tücke gegen Europäer birgt, wie in Central-Africa.

Während diese Beiden, der Eine vom Norden der Andere vom Süden aus, ins Innere von Africa vordringen, gibt uns Richard Brenner Aufschlüsse über Land und Leute im äquatorialen Ost-Africa bis Sansibar, und der verdienstvolle Missionär Hugo Hahn nahm von seiner Missionsstation Otjimbingere aus im südwestlichen Africa das im Jahre 1847, im Vereine mit dem Missionär Roth zum Cunene begonnene, aber unterbrochene Forschungswerk wieder auf und vervollständigte die früheren Forschungen von C. Andersson (1858) und von E. Smuts (1860 bis 1864) ins Damaraland und zum Cunene. Unsere lebhaftesten Sympathieen folgen dem Dr. Schweinfurth auf seine neue Reise in die oberen Nil-Länder, wozu ihm die Berliner Akademie der Wissenschaften

*) Dr. A. Petermann's Mittheilungen 1868, pag. 228.

die Mittel der Humboldt-Stiftung zuwendet, nachdem er durch seine anziehende pflanzengeographische Arbeit (Pet. Mitth. 1868, Heft IV, V u. VII) über Egypten, die Ufer des rothen Meeres, Nubien und den egyptischen Sudan, die Aufmerksamkeit und Anerkennung der wissenschaftlichen Welt erworben hatte.

Gegenstand der Besprechung sollen die Forschungen von K. Mauch im südöstlichen Africa sein, wie sie Dr. A. Petermann in den Mittheilungen von 1867 und 1868 ausführlich bekannt gegeben. Sie haben seine Reise von der Republik Transvaal aus nach Norden in das Flußgebiet des Zambese durch die glückliche Auffindung reicher Goldfelder zu einer culturhistorischen That gemacht, weil durch diese Entdeckung mehr als durch irgend eine andere, selbst mehr als durch die größte Begünstigung von Colonisationen für die Cultivirung jenes in seinem Klima so günstig gelegenen, und durch die Fruchtbarkeit seines Bodens so gesegneten Landstriches geschehen wird, wie die Erfahrungen von Californien und Australien auf's sprechendste belegen.

Karl Mauch.

Karl Mauch von Württemberg war von seinen unbemittelten Eltern zum Lehrfache bestimmt und erwarb sich seine ersten Kenntnisse an der Oberrealschule zu Ludwigsburg. Zu arm, um an der Universität seine weitere Ausbildung zu suchen, brachte er zwei Jahre an der Volksschullehrerbildungsanstalt zu und wurde Lehrgehilfe. Er benützte die anderthalb Jahre, welche er in dieser Stellung zubrachte, zum Studium der Botanik, lateinischen Sprache und Vervollkommnung in der französischen Sprache, nahm dann eine in Oesterreich ausgeschriebene Hofmeisterstelle an, in der er vom Juni 1859 bis August 1863 verblieb. In dem letzten zweijährigen Aufenthalt in Marburg benützte er die Bibliothek, das phisikalische und naturhistorische Cabinet des Gymnasiums und während der Ferienzeit besuchte er die Sammlungen und den botanischen Garten in Graz, legte Insectensammlungen, ein Herbar und eine Mineraliensammlung an, zugleich suchte er sich durch fleißigen Umgang mit Aerzten und das Studium geeigneter medizinischer Schriften ärztliche Kenntnisse zu erwerben. Von seinem 15. Jahre an begeisterte ihn das Streben, zur Erweiterung der Kenntnisse geographischer Verhältnisse Africa's mitzuwirken.

In diesem Streben suchte er jene Vorbildung, suchte auch seinen Körper für Strapazen abzuhärten, indem er Fußreisen zu sechs und

mehr Meilen im Tag bei jeder Witterung, in jeder Gegend und häufig ohne Speise und Trank bis zur Rückkunft anstellte, Turnen und Schießen übte. Dabei unterstützte ihn sein kräftiger, vollkommen gesunder Körper.

Am 7. August 1863 schrieb Mauch von Unter-Drauburg aus an den für die Geographie höchst verdienten Dr. A. Petermann, gab ihm die soeben entworfene Lebensskizze, bat ihn um seinen Rath für die Ausführung seines Entschlusses, an Stelle des zu früh verstorbenen Dr. Steudner oder mit v. d. Deken ins Innere von Africa vorzudringen. Er dachte mit Hilfe seiner kaufmännischen Kenntnisse in die tropischen Länder zu gelangen, oder auf eine andere Art, die er selbst als abenteuerlich bezeichnete und für sich behielt, seinen Plan auszuführen. Petermann versäumte nicht, den jungen Mann auf die Schwierigkeiten seines Vorhabens aufmerksam zu machen, welche an sich so groß, aber für Deutsche noch weit größer durch den Umstand werden, daß uns mehr als andern Nationen die nöthigen Mittel dazu abgehen, unsere Regierungen und wissenschaftlichen Corporationen in der Regel kein Geld zur Unterstützung solcher Unternehmungen übrig haben.

Bis 1866 hat Dr. Petermann nichts mehr von K. Mauch vernommen. Im März d. J. erhielt er plötzlich ein Schreiben aus Potschefstroem, einer Stadt der südafricanischen Republik Transvaal in dem Boerenland, später ein zweites, beide von K. Mauch, worin er erklärt, über seine Erlebnisse seit 1863 noch einen Schleier decken zu müssen, aber mittheilt, daß er in diesem Jahre nach Empfang Petermann's Schreiben von Triest aus seine Wanderungen begonnen hatte, später nach London gelangte, wo er, wenn auch unter den mißlichsten Umständen, Gelegenheit fand, sich fünf Monate lang mit wissenschaftlichen besonders naturhistorischen Studien im brittischen Museum, dem zoologischen Garten, dem botanischen Garten zu Kew und im Krystallpalast zu beschäftigen. Er war dann über ein Jahr lang auf der See und gelangte endlich nach Süd-Africa. Dort durchforschte er vom Juni 1865 bis März 1866 die transvaal'sche Republik nach verschiedenen Richtungen und führte unter der Mitwirkung seines Freundes Friedrich Jeppe, eines Meklenburger Kolonisten und des Missionärs A. Merensky, welche die artistische Ausstattung übernahmen und die Karte durch ihre reichen eigenen Beobachtungen wesentlich vervollständigten, eine genaue und werthvolle Karte der südafricanischen Republik aus. Damit entsprach er vielseitigen persönlichen Wünschen und durch deren Verkauf

hoffte er eine Unterstützung zur ferneren Thätigkeit zu gewinnen. Mauch theilte Dr. Petermann mit, daß er eben daran sei, einen berühmten, trefflichen und gebildeten Elefantenjäger H. Hartley auf einem Zuge in das nördlich der Republik gelegene Land des Mosilikatse zu begleiten. Dieser Mann, ein hoher Fünfziger, der mehr als die Hälfte seiner Jahre auf der Jagd zugebracht hatte, war allen Kafferstämmen zwischen dem Kaplande und dem Zambese der Ostküste und dem Nyami-See bekannt, und in seiner Begleitung war man bei Mosilikatse, der ihn seinen alten Freund nannte, vollkommen sicher. Ihnen schlossen sich noch die drei wackeren Söhne von Hartley und ein alter Elefantenjäger und freundlicher Boer Ch. Harmsen an. Mauch klagte über seine ärmliche Ausrüstung für wissenschaftliche Forschungen; sie beschränkte sich bloß auf einen Compas; er verhehlte aber auch nicht die große Gefahr, wissenschaftliche Instrumente im Mosilikatse-Lande zu gebrauchen oder sehen zu lassen, wie dies später seine eigene Erfahrung dort bestätigte, da er nur im Geheimen skizziren und Mineralien sammeln konnte.

Diese Reise, dauerte acht Monate: vom Mai 1866 bis Jänner 1867. Der Theil derselben, welcher nördlich von der Residenz des Mosilikatse die Quellengebiete der südlichen Zuflüsse des Zambese und die Wasserscheide zwischen diesem und dem Limpopo berührt, bewegte sich nach Dr. Petermann auf vollständig neuem Boden. Von diesen beiden Flüssen, den größten des südöstlichen Africa, nimmt der Limpopo einen anfänglich nördlichen und nordöstlichen, der Zambese einen anfänglich südlichen und südöstlichen Lauf, dann strömen beide in paraleller zuerst östlicher, zuletzt südöstlicher Richtung in das indische Meer, wo der eine im 25. der andere im 19. Breitengrad einmünden. Die Wasserscheide. zwischen Beiden erhebt sich, bis zu 7000 Fuß Höhe, bildet im Ganzen einen breiten Rücken, eine stellenweise bis sieben Meilen breite Hochebene, die nach Norden sanft abfällt, nach Süden von ihrem höchsten Punkte nach der Schilderung Mauch's eine wunderbar schöne Aussicht in ein Meer von Berggipfeln öffnet, welche aus kolossalen Blöcken in den wunderlichsten Formen bestehen, und dazwischen eine charakteristische Vegetation tragen. Granit und granitische Gebilde sind die vorherrschenden, und in schönster Regelmäßigkeit liegen darauf die Schichten sedim. Formationen. Aber auch Berge von basaltischem Charakter finden sich bei Selhomo, dort wo der Fluß Limpopo seine nordöstliche Wendung nimmt und bilden eine Doppelreihe von mit Gesteintrümmern bedeckten, oberflächlich dunkelgrau gefärbten, 600 Fuß hohen, fast kahlen Bergen.

Dort verschwindet ein Flüßchen nach kurzem Lauf und erscheint darauf wieder mit 15 Percent Salzgehalt. Am oberen Laufe des Marico im Gebiete der Republik herrschen Schiefer und Sandsteine (Grauwake) vor. Zwischen diesem und dem Vaal-Fluß sind zahlreiche Kupfer-, Eisen- und Bleierze und bei Pretoria am oberen Vaal-Fluß auch Steinkohlen, die bis zur Zeit noch unbenützt liegen.

Wie an der nordöstlichen Wendung des Limpopo, so treten weiter nach Norden noch Diorite, Serpentin, Melaphyre u. dgl. auf und bei Umswefwe und seinem oberen Nebenflusse, dem nördlichsten Punkte der Expedition, fand Mauch äußerst feinen Quarzsand mit einer Unmasse von Knochenbruchstücken, so lose und mächtig, daß die Wässer zwischen 20 und 30 Fuß hohen Sandwänden laufen. Dort vorgefundene halb zerstörte Vorkehrungen ließen ihn vermuthen, daß vor wenigen Jahren noch Sandwaschungen vorgenommen worden sind. Dieser Fluß gehört bereits dem Quellgebiete des Zambese an, dem er nach Norden zuläuft, wie der südwestlich davon befindliche Sepakwe-Fluß von ähnlichem Verlauf wie dieser. Diesen nun wählte Mauch für seine weiteren Forschungen auf einer zweiten Reise aus.

Wir haben es hier mit einem Gebiete zu thun, das reich an Wasser und Vegetation ist. Das Hochland der Wasserscheide bildet eine Grasfläche mit vereinzelten Bäumen. Gegen Nordosten von Mosilikatse, das schon auf dem nördlichen dem Zambese zufallenden Gehänge liegt, befinden sich bei dem Stamme der Mashona Reisculturen in unglaublicher Menge. Alle Nebenflüsse des Limpopo und dieser selbst tragen an ihren Ufern sehr breitblättrige Bäume, darüber hinaus und von den Flüssen weg treten die niedrigen, feinblättrigen für den Reisenden höchst lästigen Dornbäume auf. Im Gebiete des Zambese dagegen verschwinden diese ganz und machen einer ganz verschiedenen Vegetation Platz, nachdem zwischen beiden Gebieten an den Makuka-Bergen der Wasserscheide der Mosanibaum die einzige baumartige Vegetation bildete.

Von dem Reichthume der dortigen Thierwelt, welche sich, wie wir aus Livingstone's Reisen wissen, nicht bloß auf die von Karl Mauch durchzogenen Gegenden, sondern im ganzen Flußgebiete des Zambese und Limpopo findet, gibt eine von diesem mitgetheilte Notiz über die Ausbeute des Jagdzuges von Hartley eine Vorstellung, nachdem auf demselben 91 Elefanten und 80 Stück anderes Vieh — letzteres meist zur Nahrung — erlegt wurden. Darunter waren 2 Giraffen, 3 Büffel,

8 Elends, 2 Flußpferde und 5 Rhinoceros. Wenn Fr. Jeppe in seiner Beschreibung der transvaal'schen Republik das Gebiet derselben für das Eldorado der Jäger erklärt, so gilt dies, seitdem das Wild, dort durch eine Menge Jäger aus Süd-Africa und selbst Europa Jahr für Jahr beunruhigt, mehr nach Norden zog, noch weit mehr von den hier besprochenen Gegenden. In den Niederungen finden sich zahlreiche Heerden von Springböcken, Steinböcken, Bläsböcken, Antilopen, Gnu's (Wildebeeste), Zebra's (Quagga's), auch Strauße, mehr nach Norden zogen sich Elefanten, Nashörner, Seekühe, Büffel und Giraffen; allenthalben finden sich endlich Raubthiere aller Art: Löwen, Panther, Tiegerkatzen, Wölfe, Hyänen sogar, insoweit sie nicht die Cultur verscheucht, nebst Schakals und Füchsen. Von sonstigen Thieren erwähnt K. Mauch der Tsetse-Fliegen und als Curiosum einer Bienenart, welche hauptsächlich auf der Wasserscheide verbreitet sind. Die erstere findet sich am meisten in den Niederungen des Limpopo zwischen diesem und dem Zambese, aber reicht jedoch nicht so weit nach Norden, als sie östlich von Transvaal-Republik in dem Küstenstriche des indischen Oceans nach Süden und zwar bis 28° südlicher Breite gelangt. K. Mauch durchzog eben auf seiner Reise nach Norden ihren nördlichen Verbreitungsbezirk und beschreibt sie als große Plage und Geißel für jeden nicht zu Fuß Reisenden. Sie verursacht durch ihren Stich eine Entzündung ähnlich der, welche bei uns der Stich der Stechfliegen erzeugt; doch nach einer Stunde war, wie K. Mauch an sich erfuhr, Schmerz und Entzündung verschwunden. Dafür ist sie eine fürchterliche und verheerende Plage für die Rinder. Auf diese ist man in den dortigen Gegenden für den Transport von Gütern und Reisenden angewiesen, nachdem Pferde alljährlich in großer Anzahl zwischen November bis Mai, d. i. in den dortigen Sommermonaten, einer dort auftretenden, ihrer Natur nach noch unbekannten Seuche erliegen, Esel aber zu wenig noch eingeführt und verbreitet sind; und nur diese sind gegen den Stich der Tsetse wie vor jener Seuche gefeit. Die Tsetse läßt sich aber, wie Jeppe versichert und die von K. Mauch angegebenen Verbreitungsgrenzen bestätigen, von Menschen auswohnen. Sie verschwinden, wenn die Büsche gelichtet, das Wild vertrieben wird, sie stechen und tödten wohl die Hausthiere, wenn sie in die von ihnen eingenommenen Gegenden kommen, suchen sie aber nie auf und ziehen ihnen nicht nach. Er erwähnt eines Falles am untern Steelport-Flusse, wo die Tsetse-Fliege erst eingezogen ist, als der Stamm der Sekwati-

schen Basuto von dort durch die Kaffern Mosilikatse's im Jahre 1825 vertrieben und Büffel, Elefanten und Rhinoceros in ihre früher stark bevölkerten Striche einzogen.

Die von K. Mauch auf seiner ersten Reise beobachtete Bienenart, Mokka genannt, ist stachellos, bereitet den fettesten und süßesten Honig, den sie in sehr unregelmäßig geformten und zu Klumpen vereinigten Säken von etwas mehr als Erbsengröße in verlassene Termitenhügel sammelt, und baut Waben bloß für die Larven und deren Nahrung.

Im Sande der nördlich von Mosilikatse befindlichen Flüsse fand unser Reisender Scelette von Fischen mit unverhältnißmäßig großen starken, spitzigen Zähnen und Krokodile in jedem Fluß selbst von seichtem Wasser.

Die ausführlichen Berichte über diese Reise waren nicht vollendet, als er alle Anstalten traf, um im März 1867 abermals nach dem zuletzt verlassenen Gebiete aufzubrechen und am Sepakw-Flusse, einem Nebenflusse des Zambese, aufwärts, d. i. nach Süden, dann im Bogen nach Osten und Norden näher dem Zambese zu und zurück an den Umfali, den Endpunkt seiner ersten Reise zu gelangen. Nur durch Darlehen konnte er es ermöglichen; er fand aber in der europäischen Ansiedlung die Unterstützung von einigen Deutschen und vor Allem von dem Schweden A. Foorsman, einem in Potschefstroem ansäßigen Kaufmanne. A. Petermann war entzückt über die Thatkraft des jungen Forschers, fand für eine Sammlung von Beiträgen bei einigen Freunden der Wissenschaft und deutscher nationaler Bestrebungen geneigtes Gehör; bald wurden an verschiedenen Orten von Vereinen und Einzelnen Sammlungen veranstaltet und Beiträge gegeben und durch Petermann an Mauch geschickt.

Am 15. März 1867 hatte Mauch schon seine zweite Reise angetreten. Er begleitete abermals den Engländer Hartley auf einem Zug der Elefantenjagd in Mosilikatse's Reich, welcher 8½ Monate bis 1. December 1867 in Anspruch nahm. Es wurden im Ganzen dieselben Richtungen eingeschlagen, wie auf der ersten Reise, nur daß Mauch von dem damaligen Endpunkt seiner Reise am Umfule-Fluß etwas weiter nordwestlich gegen den Zambese vorzubringen vermochte. Das auf dieser Reise erreichte nördlichste Gebiet befindet sich ungefähr im 17° südlicher Breite an einem Zufluß des Umfule, nur 40 deutsche Meilen von der

portugiesischen Niederlassung Tete am Zambese entfernt. Es ist die interessanteste und wichtigste Stelle dieser Expedition. In seinem Berichte an A. Petermann erzählt Manch wie folgt:

„Am 27. Juli brachte mir Hartley die Nachricht, daß er, einem angeschossenen Elefanten folgend, an mehreren Gruben, in Quarz angelegt, vorbeigekommen sei, und daß er vermuthe, die früheren Bewohner des Landes hätten hier ein Metall ausgegraben; was das aber für ein Metall gewesen sei, habe er noch nicht ausfinden können. Nach der Beschreibung Hartley's mußte ich die Oertlichkeit von unserem Lagerplatz in einem Tage erreichen können, und so machte ich mich denn am nächsten Tage mit meinem Hammer versehen auf, um in der angegebenen Richtung suchen zu gehen. In einer Entfernung von etwa $4\frac{1}{2}$ englischen Meilen passirte ich einen kleinen Bach, dessen Gerölle und Sand von einem kalkigen Gneißgestein herrührte; auf dem andern Ufer betrat ich eine große kahle Stelle aus Brackgrund, auf der sich in $1\frac{1}{2}$ Meilen Entfernung über der abgebrannten schwarzen Landschaft eine weiße Linie scharf abzeichnete und sich bei meiner Annäherung als eine Quarzader erwies, die stellenweise mehr als vier Fuß hervorragte. Bald kam ich in ihre Linie und wenige Schritte längs derselben brachten mich zu einer Stelle, die ich als einen Schmelzplatz erkennen mußte. Sie hatte etwa 10 Fuß im Durchmesser und enthielt Schlacken, Quarzsteine, Stücke thönerner Röhren, Asche und Kohlen. Etwa 50 Schritte davon fanden sich einige Gruben von 4 bis 5 Fuß Tiefe, die jedoch 2 Fuß tief mit Wasser angefüllt waren, was wahrscheinlich das Weitergraben der Eingebornen verhindert hatte.

Beim Untersuchen einiger herausgeholten Steine fand ich Bleiglanz mit geringem Silbergehalt, ungemein glänzend, und „Gold". Nun blickte ich nach dem Streichen der Ader und machte meine Speculationen darüber, die sich später bestätigten. Höchlichst erfreut steckte ich meinen Hammer in den Gürtel, nahm das Gewehr auf die Schulter und rannte mehr, denn ich ging, nach dem Lager zurück, um diese freudige Botschaft mitzutheilen.

Am 29. Juli früh Morgens kehrte ich nach der Localität zurück, ging über die N. 35° O. streichende Ader in südöstlicher Richtung weiter, und gelangte nach 20 Minuten zu einem starken Bache, in dessen Sande ich feine, goldartig glänzende Theilchen entdeckte. Nach Ueberschreitung dieses Baches fand ich auch bald die von Hartley mir bezeichneten Ausgrabungen. Sie sind in regelloser Richtung angelegt, bald hier bald

dort; der Quarz, der ein Lager zu bilden scheint, umgekehrt und umhergeworfen; in der Nähe des Baches fand ich eine größere Vertiefung, welche wahrscheinlich dazu bestimmt war, in einer Goldwäscherei das Metall abzusondern.

Die Gruben befinden sich auf einem 2 Meilen langen und 1½ Meilen breiten Gebiete, in dessen nordöstlichen Theile eine regelmäßige Ader bis zur Tiefe von 6 Fuß ausgearbeitet, jedoch schon wieder mit so viel Erde bedeckt ist, daß bereits Bäume von 7 Zoll Dicke darauf stehen. Gneiß bildet die Basis des Goldfeldes, Granit tritt in Kuppen von 150 Fuß Höhe auf; Diorit zeigt sich in kleineren Trümmerhaufen und ist von einem grünlich grauen Dioritschiefer begleitet; auch findet sich viel Alluvial-Boden und am südwestlichen Ende ein Conglomerat; an manchen Stellen wird Glimmerschiefer sichtbar. Nordöstlich befindet sich eine große Fläche brackartigen Grundes, von weißlich-gelbem Kalkstein herrührend, ohne Bäume und Büsche; überhaupt ist der Busch hier sehr licht. Uebrigens stand das hohe Gras einer noch genaueren Untersuchung des Goldfeldes im Wege."

Nur mit Mühe gelang es Mauch, unbewacht von den mißtrauischen Blicken der Eingebornen im Mosilikatse-Reich einige wenige Quarzstücke zu sich zu stecken. Ein Theil davon, nach Potschefstroem gebracht, lieferte 200 Thaler Gold, den andern brachte er nach Natal zum englischen Gouverneur, wo sich das Gold als der reinsten Beschaffenheit ergab.

Erst nach seiner Rückkehr traf ihn die Geldsendung aus Deutschland, welche ihn im höchsten Grade erfreute; er eilte sogleich nach Natal, um die Vorbereitungen zu einer dritten Expedition und diesmal mit weit besserer Ausrüstung als je zuvor und mit weiter gehenden Absichten zu treffen. Doch wäre, wie man gewöhnlich sagt, jetzt sein Glück gemacht gewesen, wenn er sich auf den Goldfang verlegte; hatte ihm doch die englische Regierung eine Belohnung von 14.000 Thalern zugewendet. Statt dessen übte er sich auf dem vortrefflich eingerichteten Observatorium in Natal für geodätische und astronomische Beobachtungen, kaufte Instrumente und trat die neue Wanderung an mit der ausgesprochenen Absicht, über den Zambese hinaus vorwärts gegen den Aequator zu dringen. Solche Thatkraft und Hingebung für eine wissenschaftliche Aufgabe zwingt uns Bewunderung und Verehrung ab, es folgen daher unsere Glückwünsche allen seinen Unternehmungen, welche für Geografie und Geologie noch folgenreich zu werden versprechen.

Mit 1. December läuft schon ein Jahr seit der Rückkehr Mauch's nach Potschefstroem ab; seine Entdeckung wurde sogleich nach allen Richtungen bekannt und gab in Transvaal-Land wie in Natal zu Unternehmungen nach dem neuen Goldlande Veranlassung. Wir dürfen daher schon jetzt die Bestätigung seiner Entdeckung ansprechen. Dabei rückt noch die Frage heran, ob sie überhaupt die Aussicht auf große praktische Erfolge zu bieten vermag, nachdem diese Goldfelder ungefähr zwischen 17° und 18° südlicher Breite (43° bis 50° östliche Länge) liegen, also auf einer Breite wie Nubien, Senegambien oder die Gangesländer nördlich vom Aequator.

Ueber das Klima der englischen Colonie, des ganz in der gemäßigten Zone gelegenen um 15 Breitengrade südlicher befindlichen Striches von Kapland, gibt Dr. Fritsch in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin *) gerade nicht den günstigsten Bericht. Er hatte in den Jahren 1863 bis 1866 diese Länder nach verschiedenen Richtungen durchzogen und geht für seine Betrachtungen von den Beobachtungen der drei Orte aus: Kapstadt im Süden, Graaff-Reinet im Innern von Kapland, südlich dem 8500 Fuß hohen Compaso-Berg und Pieter-Maritzburg in Natal. Die mittlere Jahrestemperatur dieser Stationen beträgt in Kapstadt 13·75° R. (Max. 29·7° Min. —3·5°), Graaff-Reinet 14·29° R. (Max. 32·8° Min. —1·8°), Maritzburg 14·59° R. (Max. 28·8° Min. —1·3°). Dabei ergeben sich namentlich in den vom Meere entlegenen Orten wie Graaff-Reinet bedeutende Temperaturschwankungen 10·9° zwischen Tag und Nacht und bis zu 22° zwischen Schatten und directer Sonnenhitze. Die Gesammtmenge des niedergefallenen Regens beträgt für Kapstadt 23·8 Zoll, für Maritzburg 30·23 Zoll, aber die Vertheilung ist eine höchst ungünstige und ist durch die Ausrottung der Wälder noch weit ungünstiger geworden, so daß durch drei Monate Wassermangel herrscht, indem mehrere Flüsse und Bäche in dieser Zeit ganz versiegen. Der Einfluß der das ganze Jahr hindurch andauernden zwar mäßigen aber doch warmen Witterung gibt sich in einer Erschlaffung kund, welche Menschen und Thiere in auffallender Weise befällt. Wenn daher jener Berichterstatter der Culturfähigkeit dieses Theiles von Süd-Africa kein günstiges Prognostikon stellt, so ergeben dennoch die bisher bekannt gewordenen Berichte über die klimatischen Verhältnisse der Transvaal-

*) Im Auszug im Naturforscher 1868 pag. 224.

Republik und des Mosilikatse-Reiches ein weit günstigeres Bild, wenngleich diese Länder nördlich von jenen um 5° bis 15° näher dem Aequator liegen. Jedes ist ein Hochland; das eine beherrscht das ganze nördliche Quellengebiet des im Westen von Africa mündenden Oranje-Flusses und das südliche des im Osten mündenden Limpopo-Flusses, das andere liegt auf der Wasserscheide dieses und des nördlicher befindlichen Zambese-Flusses. Diese Länder erreichen eine Höhe von 3000 bis 7000 Fuß über der Meeresfläche und geben durch ihre Gebirge Veranlassung zu Niederschlägen aus den vom Meere herkommenden Luftströmungen.

Der Boden der Republik ist daher von zahlreichen Flüssen und Quellen bewässert; selbst in der trockenen Jahreszeit, im Winter, erfrischt häufiger Regen das Land. Die Verschiedenheit der hohen Lage und des Klima's macht auf den höchst gelegenen südlichen Ländereien die Schafzucht, in den mittleren die Viehzucht und den Getreidebau, in den nördlichen die Anlegung von Kaffee-, Zucker- und Baumwoll-Plantagen lohnend. Es gedeihen Mais und Reis, Tabak und Hanf, jede Art Gemüse vortrefflich und Früchte aller Art sind das ganze Jahr zu haben, da unsere Obstarten alle und darunter auch Weintrauben, Aepfel und Mandeln im Sommer, die Apfelsinnen und Bananen im Winter reifen. Mauch sowohl wie Jeppe, welcher doch schon acht Jahre in der Republik ansäßig ist, finden für die Erscheinung, daß das Land bei diesen für die Bodencultur natürlich günstigen Bedingungeu, wozu noch der Reichthum an werthvollen Mineralien und Erzen kommt, bisher keinen größeren Aufschwung nahm, nur in der Trägheit der dortigen Bauern und im Mangel an Arbeitskräften die Erklärung und glauben die erstere Erscheinung auf die Leichtigkeit zurückführen zu müssen, mit welcher der Mensch hier seine Bedürfnisse befriedigt und auf das Lockende der Jagd in einer an Wild aller Art so überreichen Gegend. Wenngleich Mauch das nördlichste Gebiet seiner beiden Expeditionen, d. i. eben jenes, wo sich die von ihm entdeckten Goldfelder befinden, nur in der kühleren Jahreszeit kennen lernte, und wenngleich ihn die Natur mit einer kräftigen Körperbeschaffenheit ausgerüstet hat, so geben doch beide Reisen für die Zeit vom Mai bis December ein günstiges Zeugniß und es dürfte sich für die Ausbeutung jener Goldfelder und die Rückwirkung auf die Cultur der höher gelegenen südlichen Länder mehr erwarten lassen, als die dem Aequator nahe Lage sonst annehmen ließe.

Die bisher über die Bedeutung jener Goldfelder eingelangten Berichte und die dort unter der Leitung eines Capitäns, Black, ausgeführten Arbeiten bestätigen nach den Mittheilungen von Dr. A. Petermann, X. Heft, daß sich goldreicher Quarz in meilenweiter Ausdehnung vorfindet, wogegen goldhältiger Sand noch nicht so vorgefunden wurde, daß er die Mühe des Waschens verlohnt. Der genannte Capitän, ein Engländer, der sich über Goldfelder seine Erfahrung in Californien gesammelt hat, bewog bereits den einheimischen Landesfürsten zu dem Anerbieten, sein Gebiet unter den Schutz des Gouverneurs der Kapcolonie zu stellen. Ein englischer Geologe ist zur näheren Untersuchung abgeschickt; der in Süd-Africa bereits heimische und viel erfahrene Ed. Mohr reiset mit einem Geologen der Bergwerksakademie in Freiberg, Otto Hübner, dahin, und in Natal und der Transvaal-Republik, sogar in der Kapcolonie organisirten sich Gesellschaften zur Ausbeutnng der Goldfelder.

Das Alles bestätigt die praktische Bedeutung der Entdeckung und verspricht in Kürze schon bestimmte Resultate. C.

Kammerzwerge und Zwerginnen am römischen Kaiserhofe in Wien vom 16. bis ins 18. Jahrhundert.

Abgesehen von dem vorübergehenden Eindrucke, den jede außergewöhnliche Erscheinung hervorruft, erweckt der Anblick einer unnatürlich verkümmerten Menschengestalt, eines Zwerges, in unseren an Bildung so weit vorgeschrittenen Tagen weit eher ein Gefühl des Bedauerns, als des Vergnügens oder der Belustigung und selbst ein vollkommenes Ebenmaß der Glieder, wie dies z. B. die drei Zwerge aufzuweisen hatten, welche vor einigen Jahren einen Theil Europa's als Schauspieler bereisten und auch auf unserem Theater sich sehen ließen, vermag jenen unbehaglichen Eindruck nicht ganz zu verwischen. — Anders war es vor 2- bis 300 Jahren, wo nach der damals allgemein herrschenden Sitte, Zwerge und Zwerginnen wesentliche, ja fast unerläßliche, Beigaben eines fürstlichen Hofstaates waren, welche man insbesondere bei festlichem Erscheinen des Hofes, bei den gegenseitigen Besuchen fürstlicher Personen, bei Beilagern, Fürstentagen des hl. römischen Reiches, Kaiser- und

Königskrönungen ꝛc. nie zu vermissen gewohnt war, bei deren Anblick, zudem die Ueberzeugung von ihrer behaglichen Lebensstellung ein Gefühl des Mitleidens nicht so leicht aufkommen ließ.

Die Hof- oder Kammerzwerge bildeten in der Regel einen Theil des Hofgesindes des Landesfürsten; so wie dieses wurde nach dem damaligen Sisteme auch diese kleine Mannschaft auf Kosten des Landes unterhalten und hatte nebstbei ihre eigene Bedienung, deren Unterhalt gleichfalls die allgemeine Hofcasse zu bestreiten hatte.

Wir entnehmen einem in den trefflich redigirten „Blättern für Landeskunde von Nieder-Oesterreich" (Jahrgang 1866) enthaltenen Aufsatze, welcher den, den vorliegenden Zeilen vorangesetzten Titel führt, einige Mittheilungen, die, wie wir dafür halten, für den Geschichtfreund nicht ganz ohne Interesse sind, weil das Zwergenwesen nicht nur die Culturgeschichte jener Zeit vervollständigt, sondern auch zur Charakteristik der fürstlichen Personen jenes Hofes gehört, deren Leben in den angedeuteten Zeitraum fällt.

Die handschriftlichen Hofregister, welchen die folgenden im obenerwähnten Aufsatze mitgetheilten Aufzeichnungen entnommen sind, umfassen die Periode vom Jahre 1543 bis 1715, während welcher acht Fürsten aus dem habsburgischen Stamme ununterbrochen das Scepter über das heilige römische Kaiserreich führten, die sowohl in ihrem eigenen, wie im Hofstaate ihrer Gemahlinnen und Kinder, Kammerzwerge beiderlei Geschlechtes hatten.

Im Hofstaatsverzeichnisse vom Jahre 1543 des damaligen römischen Königs Ferdinand I. finden wir den Benedikt Volkher „römischen khuniglichen Majestäts-Zwerg" mit einem Monatlohn von 7 fl. eingestellt. Im selben Jahre wurde ihm und „seiner Hausfrauen" zu „Hofclaid" gelbes und rothes lindisches Tuch *) sammt „Pereth" (Barett) bewilligt. — In einer Hofkammervorschreibung für das Jahr 1554 erscheint „ein Petl, zway Pölsterl, sambt einem Ratzischen Teckhl (Bettdeckerl) für den khuniglichen Majestät-Zwergel." Dieser Volkher erscheint jährlich im Kammerdienste unter der Hofdienerschaft bis zum Jahre 1556, in welchem „Blasy Fugina, Römischer khuniglicher Majestät Diener" zu Wien im

*) Roth und gelb war die von Ferdinand I. aus Spanien mitgebrachte Kleiderfarbe seines sämmtlichen Hofgesindes, bis die römischen Kaiserfarben „schwarz gelb und weiß" angenommen wurden.

Archional auf Befehl Ferdinands wegen Bestattigung zur Erden Ihrer Majestät Diener Benedikt Volkher „Zwerg" 6 fl. erhielt.

Nebst diesem hatte, den Hofacten zufolge, Kaiser Ferdinand I. noch drei Zwerge in seinem Hofstaate, welche jedoch bloß mit Kleidung von ihm ausgestattet wurden.

Kaiser Max II. hielt einen Kammerzwerg Namens Peter König, hatte aber nebst diesem noch zwei andere Zwerge in seiner Umgebung, die nicht im Verzeichnisse der Hofdienerschaft erscheinen. Der eine hatte den Spitznamen das „Gulden-Mandel", der andere hieß insgemein „der lateinische Marxel". In den Hofregesten vom Jahre 1571 heißt es: „Jakob Archer, das Gulden-Mandel genannt, haben Ihre Kayserliche Majestät 15 fl. geben, dann ain Summerclaid als ain Rockl und ain par Hosen von schwarzer Lehnwoath machen lassen, bringt benanntlichen 17 fl. 43 kr."

Die Gemalin des Kaisers Max II., Maria, ältere Tochter Kaisers Karl V., hatte mehrere Kammerzwerginnen. In den Kammerregesten vom Jahre 1567 ist zu lesen: „Dem Archleben Paulik, Herzogs Wenzeslawen zu Teschen Diener, haben die römisch kayserliche Majestät wegen ainer verehrten Zwergin zwanzig Gulden verabreichen lassen." Dann im Jahre 1573: „Der römischen Kaiserin Khlainisten (kleinsten) Zwergin Magdalena Vatter aus gnaden 30 fl., — dann für Claid als Hosen, Wammeß und Stokh 9 fl. 26 kr."

Kaiser Max II. hatte auch einen Riesen in seinem Dienste; dieser hieß Martin Wischovsky und kömmt in den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts unter den kaiserlichen Hofdienern sehr oft mit dem Namen „Röm. Khayserl. Majestät langer Pollakh" vor. Er war ungarisch gekleidet. Vom Jahre 1574 an war er im k. k. Hofspital in Verpflegung, wo er bis zu seinem Tode blieb.

Bei Kaiser Rudolf II. kommen in den Hofregesten erst in den letzten Jahren seiner Regierung Zwerge vor. Im Hofstaatsverzeichnisse von 1609 liest man: „Erhard Pullenhofer dient als Ihrer Majestät Kammerzwerg vom 1. Oktober an mit monatlichen 20 fl. Hofbesoldung." Er blieb durch die drei folgenden Jahre, welche Kaiser Rudolf II. noch erlebte, unter dessen Dienerschaft. Unter den mißglückten Versuchen der Leibärzte des Kaisers, dessen Trübsinn zu zerstreuen und

ihm einige Aufheiterung zu verschaffen, scheint allein jener durch die Heranziehung des muntern Zwerges Pullenhofer von einiger Dauer gewesen zu sein. Nach Kaisers Rudolf II. Ableben übernahm ihn Kaiser Mathias und behielt ihn bis zu seinem Tode. Der Kaiser und der Zwerg starben fast zu gleicher Zeit: Ersterer am 10. März 1619, Pullenhofer am 20. desselben Monates und Jahres.

Aus den wenigen Stellen, welche die Hofregesten über anderweitige Versuche, den Kaiser (Rudolf II.) zu zerstreuen, enthalten, als da waren: Seiltänzer, Ballschläger, Springer, Fechter, spanische und wälsche „Freudenmacher", ist zu entnehmen, daß alle diese Bemühungen ohne Erfolg blieben. So wurden auch die im Jahre 1605 eigens in Prag angestellten Hofballspieler schon im Jahre 1609 wieder entlassen.

Die Hofregesten des Kaisers Mathias, der seinem Vater, Kaiser Max II., an Lebenslust und Prachtliebe so ähnlich war, sprechen von einem zweiten Kammerzwerge des Kaisers, Hänsel genannt, der diesen überall hin begleitete, im Verzeichnisse der Hofdienerschaft aber nicht vorkömmt. Es scheint, daß Hänsel aus der „geheimben Kammer" des Kaisers unterhalten wurde. Als Kaiser Mathias im Jahre 1608 von Wien aus seinen Kriegszug nach Böhmen antrat, ritt (wie der Codex der k. k. Hofbibliothek erzählt) auch der „treue Hänsel" in seiner „packschiesigheit" mit.

In dem sehr zahlreichen Gefolge, mit welchem Kaiser Mathias' Gemalin Anna bei ihrer Krönung im Jahre 1612 zu Frankfurt erschien, befanden sich ein Zwerg und eine Zwergin.

Kaiser Ferdinand II. scheint an dem Zwergenwesen weniger Gefallen gehabt zu haben, als seine Vorfahren. Wenigstens enthalten die Hofregesten aus seiner Zeit keinerlei Nachweis über von ihm unterhaltene Zwerge, mit Ausnahme des von seinem Oheim, Kaiser Mathias, übernommenen „treuen Hänsels", welchem er unter Anderem im Jahre 1633 zu seiner (Hänsels) Hochzeit „ain silbern Trinkgeschirr pr 60 fl." schenkte. Ob Hänsels neue Lebensgefährtin gleichfalls eine Zwergin gewesen sei, ist aus den besagten Kammerregesten nicht zu entnehmen.

Im Gegensatze zu Ferdinand II. war Kaiser Ferdinand III. ein ganz besonderer Protector des Zwergenthumes, dessen von hier ab beginnende Blüthe fast durch 100 Jahre andauerte. Sowohl bei ihm als bei seinen Gemalinnen und Kindern führen die Hofregesten Zwerge

und Zwerginnen auf. — Im Jahre 1640 erscheint zum ersten Male am österreichischen Hofe ein Gehalt für Erziehung der Kammerzwerge. In den Hofcassenjournalen ist in diesem Jahre Johann Georg Heindel als „Kammerzwergen-Präceptor“ mit einem Jahresgehalte von 200 fl. eingestellt.

Mit dem gleichen Gehalte erscheint in derselben Anstellung als Zwergen-Erzieher Jakob Rigoß, welcher zweifelsohne ein Mann von höherer Bildung war, da er im Jahre 1644 wegen „ainer Irer khayserlichen Majestät Ferdinand III. dedizirten juristischen Disputation“ 100 fl. erhielt.

Im Jahre 1642 wurde Wenzel Ferdinand Blach, kaiserlicher Kammerzwerg, zur Bestreitung der „Reis-Umkhosten nach Unser lieben Frauen Cell“ (Maria Zell) mit 60 fl. unterstützt.

Als „Cammerzwerg“ des römischen Königs Ferdinand IV. findet sich im Jahre 1648 ein Christian Peiller, welcher den König auch nach Linz zum Beilager Kaisers Ferdinand III. mit seiner zweiten Gemalin Maria Leopoldine von Tirol begleitete.

Im Jahre 1646 fand als seltenes Ereigniß in Graz die Einkleidung einer Zwergin Namens Margaretha Moserin im Nonnenkloster St. Clara statt, welche bei ihrem Eintritte in das Kloster vom Hofe 150 fl. zur Einkleidung und Ausstattung erhielt, woraus zu schließen sein dürfte, daß sie früher im kaiserlichen Kammerdienste gestanden hatte.

Der früher erwähnte Jakob Rigoß scheint im Jahre 1649 seine Aufgabe als „Kammerzwergen-Präceptor“ bereits vollendet zu haben, da er in diesem Jahre schon als „gewester“ Präceptor vorkömmt und fortan keinen weiteren Nachfolger hatte.

Nach dem Tode Königs Ferdinand IV. (gest. am 10. Juli 1654) erscheinen im Hofstaate des Erzherzogs Karl Joseph (geboren 1657) fortan ein Zwergendiener und eine Zwergendienerin bis zu seinem im Jahre 1664 erfolgten Tode.

Nebst diesen Zwergen der Familienglieder Kaisers Ferdinand III. führen die Hofacten fortlaufend mehrere kaiserliche Zwergendiener auf, deren Zahl jedoch drei nicht übersteigt. Uebrigens hatten diese Kammerzwerge und Kammerzwerginnen häufig auch wieder Zwerge beiderlei Geschlechtes zu ihrer Bedienung.

Das Erdbeben im August 1868.

Wenn wir in unsern Erdstrichen, die wir die gemäßigten nennen, vom Aufruhr oder Wüthen der Elemente sprechen, so kommen von den sogenannten 4 Elementen Feuer, Luft, Wasser, Erde, jedenfalls nur die drei ersten in Betracht. Von der vernichtenden Wuth des Feuers oder der verderblichen Gewalt der Wasserfluthen haben wir nicht selten zu leiden gehabt; aber die Macht der Stürme kennen wir nur in geringem Grade und überlassen es dem kühnen Segler draußen auf dem Meere, dem rasenden Orkane Trotz zu bieten: von dem weit größeren Schrecken des Erdbebens aber haben wir bei den schwachen, oft kaum merkbaren Erdstößen, die hier vorkommen, gar keinen auch nur leisen Begriff. Was kann es aber entsetzlicheres geben, als wenn die Erde selbst, die wir als das absolut feste, sichere, unerschütliche anzusehen gewohnt sind, plötzlich zu wanken beginnt, wenn in unerwarteten wiederholten Stößen unsere Wohnungen zusammenstürzen, der Erdboden in weiten schrecklichen Klüften sich aufthut und unsere Habe oder unsere Lieben verschlingt, wenn endlich sogar das Meer seine Ufer verläßt und seine hochgethürmten Fluthwellen in das Land geworfen werden und das noch verschlingen, was im allgemeinen Beben der Erde verschont geblieben ist.

Solche entsetzliche Katastrofen sind aber in einigen Gegenden der Erde nicht einmal gar so selten, besonders in Südamerica, Peru und Chile, wo die häufig vorkommenden Erdstöße mehr als das Klima die leichte Bauart der Häuser und die Gewohnheit der Bewohner bedingen, zur Nachtzeit darin Licht zu halten, um bei solchen Erdstößen schnell sich orientiren und das Freie gewinnen zu können; schon manche reiche, blühende Stadt ist in jenen Ländern durch Erdbeben gänzlich zerstört worden.

Zu den vielen solchen tellurischen Ereignissen, die von jenen Gegenden berichtet worden sind, hat sich nunmehr eins der furchtbarsten gesellt, welche die Geschichte kennt: das Erdbeben vom 13. August, das sich von Africa aus der Hafenstadt Boliviens am stillen Ocean, wo wahrscheinlich sein Centralpunkt lag, nordwärts durch ganz Peru und einen Theil von Ecuador, südwärts durch einen Theil von Chile, in einer Länge von 500 deutschen Meilen, erstreckte. Theils durch das Schwanken der Erde, theils durch das Toben

des Meeres, welches, erst vom Ufer zurückgeworfen, dann mit wüthender Brandung in sein bisheriges Niveau zurückstürzend, sich weit landeinwärts ergoß, wurden sämmtliche Hafenorte in Peru zerstört. In Pisco zog sich das Meer über 1200 Fuß zurück und überschritt bei seiner Rückkehr seinen gewöhnlichen Stand über 600 Fuß, indem es alles mit sich fortriß. Die ganze Stadt Chinca Baja wurde zerstört. In Arequipa, der zweiten Stadt der Republik, die gänzlich aus Steinen erbaut ist und über 50.000 Einwohner zählt, fanden 19 Stöße statt, so, daß fast alle Häuser einstürzten und kein einziges bewohnbar blieb. Auch die prachtvolle Kathedrale ist theilweise eingestürzt. Doch war der Verlust an Menschenleben nicht sehr beträchtlich, nur kamen alle Personen in den Gefängnissen und den Hospitälern um. In der umliegenden Ebene öffneten sich viele Spalten im Erdboden, in denen sich zum Theile Wasser zeigte. Iquique wurde gänzlich zerstört. Erst, schreibt ein Augenzeuge, stieß die See ein Stöhnen aus, dann zog sie sich 300 Fuß zurück, stand darauf wie eine feste Mauer 50 Fuß hoch und warf sich schließlich mit wüthendem Brüllen auf uns, indem sie Iquique mit sich in die Felder riß. Die Häfen Mejillones, Pisagua, Irica, Ilo und Chala theilten das Geschick Iquique's. In den Ortschaften Torato, Cocumba und Pachia liegt der größte Theil der Häuser in Trümmern. Im Culathale ist alles zerstört. Von 49 bei den Chincainseln landenden Schiffen blieben nur 6 unbeschädigt. Paracas ist von der See verschlungen worden. In Callao brach am 14. August wahrscheinlich in Folge des Erdbebens ein Feuer aus, welches über 1 Million Dollar Schaden verursachte.

Sogar nach dem entfernten Ecuador, jenseits des tief eingeschnittenen Amazonenthals, erstreckte sich die verheerende Heimsuchung. Die Städte Ibarra, San Pablo, Atantaqui und Imontad sind in Ruinen. Wo Cotochachi stand, ist jetzt ein See. In Quito war die Zerstörung nicht ganz so schlimm, doch sind alle Gebäude sehr beschädigt worden. Verschiedene Kirchen, Klöster und andere öffentliche Gebäude stürzten ein. In Ibarra und Cotochachi ist die ganze Bevölkerung umgekommen. Die in der Nähe von Quito gelegenen Ortschaften Perucho, Puellaro und Cachegnango sind fast gänzlich verschwunden.

In Chile, südwärts von Arica, waren die Stöße des Erdbebens nur schwach, wurden jedoch selbst in Valparaiso verspürt. Die Schwankungen der See, die überhaupt die größte Zerstörung anrichteten, erstreckten sich jedoch auch weit längs der chilischen Küste. Die Fluthwelle

schweifte in der Nacht des 13. August in die Talcahuanabai an der Südküste von Chile und überschwemmte Talcahuana und Tome, zwei Wallfischereihäfen. Es fand kein Erdbeben statt; die See zog sich jedoch von der Bai an 800 Fuß weit zurück. Die Einwohner durch dieses Zeichen gewarnt, flüchteten sich sofort in die Berge, und als nach Verlauf einer Viertelstunde die Fluthwelle zurückkehrte, ertranken nur wenige Personen. Es kamen drei solche Wellen während der Nacht, und ein Schiff, das entweder ein italienisches oder französisches war, scheiterte an der dortigen Küste.

Arica, die Hafenstadt Boliviens im Süden von Peru, wo wahrscheinlich der Mittelpunkt des Erdbebens war, hatte auch am meisten zu leiden. Die Erdbebenstöße begannen um 5 Uhr des Nachmittags. Eine halbe Stunde später wurde die untere Stadt durch die Fluth überschwemmt. Der Agent der Pacifischen Dampfschifffahrt berichtet hierüber: „Ich floh mit meiner Familie in die Straße, worauf mein Haus sofort einstürzte. Zugleich spaltete sich der Erdboden drei Zoll weit und stieß Staub nebst einem entsetzlichen Gestank von Schießpulver aus. Es wurde so dunkel, daß ich meine Frau und Kinder an meiner Seite nicht sehen konnte. Es währte nur zwei Minuten. Wir hätten sonst ersticken müssen. Ich eilte nach den Bergen weiter und kam unter dem Schutz der Vorsehung unbeschädigt durch die stürzenden Häuser, während andere verwundet und erschlagen wurden. Als wir unter dem fortwährenden Beben des Erdbodens uns den Bergen näherten, erscholl plötzlich der Schreckensruf: „Die See zieht sich zurück!" Ich blickte auf die Stadt zurück und sah, daß die Schiffe unwiderstehlich seewärts trieben. Nach einigen Minuten stand die See still und es erhob sich eine mächtige Woge 50 Fuß hoch, stürzte sich mit furchtbarem Ungestüm heran und riß alles mit sich fort. Sämmtliche Fahrzeuge kamen zurück und eilten ihrem unvermeidlichen Geschick entgegen. Nach einigen Augenblicken war alles vorbei: jedes Schiff lag entweder auf dem Strande oder mit dem Kiel aufwärts. Der zufällig am Lande sich befindliche Kapitän Fox von der Chanarcillo, einem der damals verunglückten Schiffe, beschreibt die Scene als äußerst herzzerreißend. Das entsetzte Volk schrie und jammerte furchtbar; viele waren von den Häusertrümmern nur halb verschüttet, manche ragten eben mit dem Kopfe aus dem Boden hervor. Als dann die Braudung über die Stadt hereinbrach, ertranken die halb Vergrabenen. Die peruvische Fregatte Americana wurde 900 Fuß und die englische Barke Chanarcillo 1500 Fuß oberhalb der gewöhnlichen Fluthhöhe aufs

Land geschleudert. Die Mannschaften dieser und aller andern in der Bai gescheiterten Schiffe ertranken sämmtlich.

Ueber die Zerstörung im Innern des Landes haben wir noch keine nähere Nachricht. Noch am dritten Tage zuckte der Erdboden. Unbeschreiblich ist das Elend der Ueberlebenden in der verwüsteten, bisher so blühenden Region, jetzt einer schrecklichen Wildniß, wo der Erdboden in weiten Spalten klafft, die Wohnungen und die Saaten vernichtet, die Flüße vertrocknet sind. Und dieser ganze Ruin war das Werk weniger Minuten! Die Bewohner der zerstörten Städte zögern, dem verrätherischen Boden von neuem ihr Heil anzuvertrauen und an derselben Stelle wieder ihre Wohnungen zu errichten.

Die telegraphischen Berichte über das Erdbeben in den Sandwichinseln scheinen etwas übertrieben gewesen zu sein; doch war das Ereigniß allerdings ernstlich genug. Ein Augenzeuge berichtet darüber in der „New-York Times" folgendermaßen: „Das Erdbeben fand am 2. April um 4 Uhr Nachmittags statt. Von einem solchen Stoße wußte weder die Erinnerung, noch die Geschichte, noch die Tradition auf diesen Inseln. Er hielt 2 bis 3 Minuten an und war entsetzlich stark. Die Häuser schnarrten, krachten, schwankten, glitten, fliegen, sanken. Viele Gebäude in Kau, einschließlich fast aller Kirchen, und mehrere in Hilo stürzten ein. Diejenigen, welche stehen blieben, sind meistens so zerrüttelt und gebrochen, daß sie unbenutzbar geworden sind. Die Steingebäude in Hilo, einschließlich des Gefängnisses, wurden fast sämmtlich zerstört. Die Bäume wankten und fielen; die Steinzäune wurden niedergeworfen, große Steinblöcke wie Bälle hin- und hergerollt und geschleudert. Beträchtliche Erdabstürze fanden an zahlreichen Stellen statt; die Felsen stürzten krachend in die See. Der Erdboden spaltete sich an Tausenden von Stellen; die Spalten waren von 1 Zoll bis 6, 8 und 10 Fuß weit. Klüfte öffneten sich ringsumher in Erdschichten, die man für die letzten Ablagerungen der längst ruhenden vulcanischen Kräfte gehalten hatte. Die Ströme waren mit Schlamm erfüllt. Unsere Häuser wurden vom Dachboden bis zum Keller mit Schutt angefüllt. Pulte, Tische, Kommoden, Bücherschränke, Kleiderschränke, Glas- und Thongeschirr, kurz alles Bewegliche wurde durcheinandergeworfen. Mein großer Bücherschrank, welcher von Osten nach Westen stand, wurde nach Norden zu umgeworfen, während mein Conchylienschrank, welcher dazu im rechten Winkel stand, stehen blieb, was zu beweisen scheint, daß die heftigsten lateralen Oscillationen in der Richtung der Magnetnadel waren. Die

verwirrten Geräusche, der Staub, die schrecklichen Zuckungen der Erde, das Stürzen der Felsen in die See, das Entsetzen der Menschen und Thiere bildeten eine Scene, die sich nicht beschreiben läßt, eine Scene des Schreckens, wie sie unsere Inseln nie zuvor gesehen haben. Die Erdrinde stieg und sank, wie die See in einem Sturme. Es war, als ob die Felsenrippen der Berge und die Granitmauern und Pfeiler der Welt einbrechen wollten. Dann spaltete sich plötzlich der Boden zwischen dem Grundstücke der Herren Reed und Richardson und dem des Richters F. S. Lyman in Kau. Schnell, wie das Abfeuern einer Batterie oder die Explosion einer Bombe, fand nun ein ungeheuerer Ausbruch von Schlamm, Steinen und Erde, welche nicht erhitzt waren, statt und verschlang den Erdboden in der Länge von 3 und der Breite von 1½ Meilen nebst einem Dorfe mit 31 Eingebornen und 600 Stück Rindvieh. Der Ausbruch war so plötzlich, daß Niemand in seinem Bereiche Zeit zur Flucht hatte. Zur selben Zeit stieg und fiel das Meer plötzlich rings um die Küste der Insel, ein Umkreis von 200 Meilen. An der Hilobai stieg es bis an die Frontstraße, 6 bis 8 Fuß über die Hochwassermarke. Im Bezirk Puna stieg es 10 bis 15 Fuß, riß eine Anzahl von Häusern weg und ertränkte einen Menschen. In Kau aber kam die Fluthwelle 20 bis 25 Fuß hoch heran und zerstörte alle Dorfschaften und Kirchen der unteren Ufer und ertränkte eine große Anzahl Menschen. Männer, Weiber, Kinder wurden sammt all ihrem irdischen Besitzthum in einem Augenblicke weggerissen. Gegen 100 Personen wurden getödtet und gegen 80 entkamen verwundet."

Der Mond als Ursache der Erdbeben.

(Eine neue Theorie derselben.)

Der vorausgehende Aufsatz, in welchem alle bisher bekannt gewordenen Thatsachen über das Erdbeben des August verflossenen Jahres zusammengestellt wurden, das als eines der großartigsten und verheerendsten Ereignisse dieser Art betrachtet werden muß, gibt uns Veranlassung, eine neue Erklärungsweise dieser Naturerscheinung unseren Lesern in Kürze mitzutheilen, nach welcher wieder, wie für so vieles Ueble, das uns die Natur zufügt, der Mond der Urheber auch der Erd-

beben ist. Vor nicht gar langer Zeit wurde in der meteorologischen Section der französischen Akademie von Mary Davy über Beobachtungen referirt, die Perrey am Vesuv gemacht und daraus eine mit dem Mondenlauf zusammenhängende Periodicität seiner Ausbrüche gefolgert hat; in der in Graz erscheinenden Zeitschrift für populäre Astronomie „Sirius" wurde diese Theorie weiter und die Gründe für dieselbe entwickelt. Wir gehen gerne in eine Erörterung derselben ein, da sie jedenfalls neu, manches für sich und besonders in dem letzten Erdbeben eine Bestätigung gefunden hat; wir wollen aber auch, da es die Zeitschrift dies als ihren Wunsch ausspricht, unsere Bedenken gegen dieselbe nicht zurückhalten. Diese neue Erklärungsweise ist, kurz gefaßt, folgende:

Daß die Erde in ihrem Innern glühend flüssig sei, wird nicht nur durch viele astronomische und geologische Gründe wahrscheinlich, sondern durch die Thatsache bewiesen, daß bei Vulkanausbrüchen glühend geschmolzene Lava in großer Menge ausgeworfen wird.

Wie aber das flüssig bewegliche auf der Erde, das Wasser, der Anziehung von Sonne und Mond folgend, in der Richtung gegen diese Gestirne sich aufbaucht, eine Fluthwelle macht, so muß eine solche auch im flüssigen Erdinnern geschehen.

Wie die beiden Fluthwellen, die durch die Sonne und die durch den Mond hervorgebrachte, sich verstärken, wenn beide Gestirne in derselben Richtung ihre Anziehung üben, also wenn sie in Conjunktion oder Opposition sind, bei Voll- nnd Neumond, so müssen auch die Fluthen des inneren Gluthmeeres bei solchen Constellationen sich verstärken.

Sie müssen sich auch verstärken bei der größten Annäherung des Mondes zur Erde, wenn zur Zeit des Neumondes Sonne und Mond geringe Breitendifferenz haben, oder gar, wenn diese 0 und eine Sonnenfinsterniß eintritt, endlich wenn beide Gestirne in solcher Verbindung im Zenith jener Zone sich befinden, in welcher die unterirdischen Räume die Wellenbildung am meisten befördern, was am Aequator der Fall ist.

In allen diesen Fällen müssen die so verstärkten Fluthwellen des Erdinnern auf die schon erstarrte Erdrinde drücken und im Allgemeinen eine von Ost nach West gehende wellenförmige Hebung und Senkung derselben verursachen; in besonderen durch die vorausgehenden Zustände begünstigten Fällen können sie Rupturen, Risse in der Erdrinde und wo diese an Vulkanen schon vorhanden, flüssiges Erdinnere an die Oberfläche bringen, also Erdbeben und Vulkanausbrüche verursachen.

Diese Erklärungsweise, welche die Erdbeben auf die allgemeinen Gravitationsgesetze zurückführt, erklärt Vieles ganz leicht und ungezwungen, so die Gleichzeitigkeit der Ausbrüche von Vulkanen und Erdbeben, das häufigere Vorkommen dieser in der Troppenzone u. s. w.; namentlich sind aber die Umstände und der Verlauf des vorjährigen dieser Annahme ungemein günstig gewesen. Conjunktion der Sonne und des Mondes nahe am Aequator bei einer Sonnenfinsterniß, der Mond außerdem in größter Erdnähe; die Erdbebenwellen bewegten sich von Peru nach Neu-Seeland mit derselben Geschwindigkeit, wie die gewöhnlichen Meeresfluthwellen.

Theoretisch wird sich diese Theorie eben so schwer beweisen, als widerlegen lassen; wenn wir auch mit Hilfe der Mathematik ganz genau die Anziehung berechnen können, welche Mond und Sonne auf jedes Theilchen des Erdinnern ausübt, so wird der Grad von Leichtflüssigkeit, den dieses haben muß, immer nur auf Voraussetzung und Annahme beruhen, ebenso der hohle oder leere Raum, den die Theorie im Innern voraussetzt; schon öfter und unlängst wieder von Spiller wurde die Behauptung, daß die Himmelskörper hohl seien, durch mancherlei Gründe plausibel zu machen versucht, obwohl ihr die Betrachtung entgegensteht, daß die feste Erdrinde bei ihrem Erstarren vielmehr eine Zusammenziehung erfahren mußte. Daß unmittelbar unter derselben die Erde in einem sehr dickflüssigen, breiartigen, und erst weit darunter in sehr großer Tiefe in einem flüßigeren Zustande sich befinden könne, ist für sich klar.

Alle diese und damit zusammenhängende Betrachtungen können aber die ganze Theorie weder widerlegen noch beweisen. Dies letztere kann nur durch Induction geschehen, indem der Nachweis geliefert wird, daß alle größeren, ausgedehnteren Erdbeben immer nur zu den Zeiten eingetreten sind, bei welchen die vorausgesetzten Fluthwellen des Erdinnern eine beträchtliche Größe erreichen mußten; nur wenn alle großen Erdbeben mit den größten Fluthwellen zusammengetroffen sind, kann man diese als Ursache jener annehmen.

Die in der Akademie zu Paris gelesenen Arbeiten Perrey's sind uns nicht bekannt; im „Sirius" ist aber eine viel zu kleine Zahl von Erdbeben und darunter viele von ganz unbedeutend kleinem Erschütterungskreis in Untersuchung gezogen, welch' letztere offenbar nur localen Ursachen: Einstürzen von kleinen Hohlräumen nach Volger's Theorie, ihr Entstehen verdanken. „Sirius" liefert aber auch eine Gegenprobe:

Wenn, sagt er, die durch den Mond auf der Erde verursachten Reactionen des Innern auf die Oberfläche schon so gewaltig sind, so müssen sie auf dem Monde, so lange er noch flüssig war, 98mal stärker gewesen sein, da die Erde auf ihn 98mal stärkere Anziehung ausübt, als umgekehrt. Die Oberfläche des Mondes bestehe aber fast nur und zwar aus mächtigen hohen und ausgedehnten Vulkankratern und Ringgebirgen. Die ganze Oberfläche des Mondes zeige von ungeheuer gewaltigen Vulkanausbrüchen und beweise damit die Wirkung der Attraction der Erde.

Wenn die Hauptprobe einmal geliefert, ist dies eine recht schöne Gegenprobe.

Heimatliche Chronik.

Zusammengestellt von **M. F. v. Jabornegg-Altenfels.**

Monat Mai 1868.

Laut Allerhöchsten Handschreibens vom 22. April 1868, eingelangt und kundgemacht Anfangs Mai 1868, wurde dem Herrn Albert Freiherrn von Dickmann-Secherau der Orden der eisernen Krone III. Classe und dem Gemeinderathe Anton Stocker in Wolfsberg das silberne Verdienstkreuz mit der Krone, Beiden wegen verdienstvoller gemeinnütziger patriotischer Leistungen verliehen.

Am 27. April 1868 starb in Pest der aus Eisentratten in Ober-Kärnten gebürtige Bildhauer Hans Gasser, wegen seiner vorzüglichen Leistungen in diesem Kunstfache bekannt, in Folge einer erlittenen Beschädigung an der Hand. Diese Todeskunde langte Anfangs Mai in Klagenfurt ein.

Die Gemeinde Kirchbach im Gailthale Ober-Kärntens erhielt zum Schulhausbau 600 fl. und die Gemeinde Uggowitz im Canalthale Ober-Kärntens zu demselben Zwecke 400 fl. aus der Privatcasse Seiner Majestät des Kaisers.

Anfangs Mai fand zu Emmersdorf im unteren Gailthale eine Versammlung der Lehrer des Schulbezirkes Unter-Gailthal zum Zwecke der Berathung statt, wie im Sinne des § 2 der Statuten des allg. kärnt. Lehrervereines vorzugehen sei. Es wurden periodische Versammlungen zur Förderung der Vereinszwecke und Vorbereitung für

die Hauptversammlungen beschlossen, und der Schulbezirksvertreter und Cassier in der Person des Lehrers Janach gewählt.

Am 13. Mai wurde mit dem Bau der Halle für die römischen Steindenkmale im Hofe des Landhauses in Klagenfurt begonnen.

Am 13. Mai wurde im Hause der Reichsrathsabgeordneten in Wien die Regierungsvorlage über den Bau der Zweigbahn St. Veit-Klagenfurt und jener von Launsdorf-Mößl angenommen.

Monat Juni 1868.

Am 2. Juni wurde in Klagenfurt die durch einen Frauenverein für arme Mädchen gegründete Mädchen-Arbeitschule von der Vorsteherin Frau Gräfin Hohenwart feierlich eröffnet.

Am 7. Juni erhielt die Gemeinde Förolach für den Bau eines Schulhauses von Sr. Majestät dem Kaiser eine Unterstützung von 400 fl.

Am 10. Juni wurde im evangelischen Pfarrhofe zu Feld, Bezirkes Villach eine Lehrer-Conferenz unter dem Vorsitze des Seniors von St. Ruprecht bei Landskron abgehalten. Die Verhandlungen bezogen sich auf den Bibelunterricht der Kinder.

Mitte Juni wurden bei einer Erdaushebung im Garten des Herrn A. L. Moritsch in Villach eine Anzahl kleiner Silbermünzen der Dogen von Venedig aus den Jahren 1254—1321 gefunden, von denen zwölf Stücke Herr Moritsch dem kärnt. Geschichtvereine für dessen numismatische Sammlung spendete.

Am 17. Juni wurde in Villach und Ober-Vellach ein Meteor in Gestalt einer feurigen Kugel mit einem langen blaßgelben Lichtstreifen beobachtet. Die Richtung desselben war von Nord nach Süd und dauerte fünf Minuten.

Am 18. und 19. Juni fand in Klagenfurt die Versammlung von Bergwerksbesitzern und Bergmännern statt. Bei den Verhandlungen wurden Beschlüsse

a) im Interesse des Bergbaues, z. B. wegen Errichtung einer Bergschule, Bildung größerer Bergreviere, Revision der Freischurfordnung u. s. w. und

b) in humanitärer Beziehung, im Interesse des Arbeits- und Aufsichtspersonales gefaßt, und vom Staate eine Subvention von 1500 bis 2000 fl. für die Bergschule durch das Ministerium zugesichert.

Mit a. h. Entschließung vom 21. Juni bewilligte Se. Majestät der Kaiser der Ortsgemeinde Hohenthurn, Bezirkes Arnoldstein, zum Bau eines Schulhauses in Feistritz eine Unterstützung von 300 fl.

Am 24. Juni, als dem Gedenktage der am 24. Juni 1866 erfolgten Schlacht bei Custozza, wurde das vom vaterländischen Regimente Baron Maroičić seinen bei Erstürmung des Monte Croce gefallenen 32 Brüdern in der Stadtpfarrkirche St. Egyden zu Klagenfurt gesetzte Denkmal feierlich enthüllt.

Am 25. Juni um 7 Uhr früh verspürte man zu Millstatt in Ober-Kärnten einen acht Secunden anhaltenden Erdstoß in der Richtung von Nord nach Süd; derselbe war bedeutend wahrnehmbar, und es klirrten in den Glaskästen die Tassen, Gläser u. s. w.

Monat Juli 1868.

Kaiserliche Entschließung vom 8. Juli über die Errichtung der politischen Verwaltungsbehörden. Kärnten ist in die 7 Bezirkshauptmannschaften: Klagenfurt, Völkermarkt, Wolfsberg, St. Veit, Villach, Spittal und Hermagor eingetheilt.

Am 18. Juli erfolgte die Allerhöchste Entschließung, womit der Domcapitar Herr Jak. Rebernig hier zum Dombechant von Gurk ernannt wurde.

Mit Allerhöchster Entschließung vom 24. Juli erfolgte die Ernennung des Görzer Statthaltereirathes Herrn Guido Freiherrn Kübeck von Kübau zum Landespräsidenten des Herzogthumes Kärnten.

Monat August 1868.

Am 2. August erfolgte die Ernennung der 2 sistemisirten Statthaltereiräthe, und

am 4. August jene der Bezirkshauptleute für Kärnten.

Nach der „Klagenfurter Zeitung“ haben 400 Kärntner-Schützen das am 18. August begonnene dritte deutsche Bundesschießen in Wien besucht.

Mitte August. Das kaiserliche Ackerbauministerium hat den Vorschlag der Seidenbaucommission in Wien über die Vertheilung der für die Seidenbauvereine im Ganzen bestimmten Staatssubvention per 15.000 fl. genehmigt, wornach auf Kärnten ein Betrag von 300 fl. entfällt; jedoch sind die Vereine verpflichtet, über den Erfolg der Ver-

wendung dieser bewilligten Staatssubvention an obgenanntes Ministerium bis October 1869 Bericht zu erstatten.

Am 18. und 19. August wurde in Klagenfurt die 6. Jahresversammlung des Hauptvereines der evangelischen Gustav-Adolf-Stiftung für die deutsch-slavischen Länder Oesterreichs abgehalten. Die Berathungen betrafen die Wirksamkeit des Haupt- und der Zweigvereine, die Rechnungsrevision, Berathung und Beschlußfassung über die Verwendung zweier Drittheile der Jahreseinnahme.

Am 22. August wurde der kärnt. Landtag eröffnet.

August. Se. Majestät der Kaiser hat zum Schulhausbau in Göriach aus der Privatcasse einen Betrag von 300 fl. gespendet.

Am 27., 28. und 29. August tagte in Bleiburg die zweite Wanderversammlung der kärnt. Landwirthe unter dem Vorsitze des Gutsbesitzers A. Freiherrn v. Mai de Madiis, bei welchem Anlasse gleichzeitig eine Ausstellung von Vieh, Getreide, Obst und Ackergeräthschaften stattfand. Es wurden von einigen Landwirthen Vorträge gehalten und am dritten Tage erfolgte die Preisvertheilung. Die Gesammtprämien beliefen sich auf 4 Golddukaten, 116 Silberthaler und 51 Silbergulden.

Am 31. August begann die Wirksamkeit der politischen Verwaltungsbehörden in Kärnten.

Monat September.

Anfangs September war die Halle für die römischen Steindenkmale im Landhaushofe in Klagenfurt vollendet.

Am 4. September. Das k. k. Ackerbauministerium bewilligte der kärnt. Landwirthschaftsgesellschaft eine Jahressubvention per 500 fl. für drei aufeinanderfolgende Jahre behufs des landwirthschaftlichen Wanderlehrens gegen künftig zu erstattenden Bericht über den Erfolg.

September. Se. Majestät der Kaiser haben der Gemeinde Seeboden in Ober-Kärnten zum Aufbau ihrer Kirche einen Unterstützungsbeitrag von 200 fl., dann Se. Majestät der Kaiser Ferdinand und die Kaiserin Maria Anna zur Herstellung der abgebrannten Kirche zu Stranig im Ober-Gailthale einen Gesammtbetrag von 400 fl. gespendet.

Am 29. September. Bei Gelegenheit des Wiesenmarktes in St. Veit wurde gleichzeitig ein Hopfenmarkt mit Vertheilung von Staatsprämien für die vorzüglichsten Hopfengattungen abgehalten. Der Tischlermeister Johann Mlinar in St. Veit erhielt den ersten Staatspreis von acht Stück Golddukaten. Im Jahre 1868 wurden in Kärnten bei 700

Centner gefechſnet; St. Veit und Umgebung lieferten davon 488 Centner; Ausſteller und rückſichtlich Verkäufer waren 70.

Am 28., 29. und 30. September, dann 1. October wurde in Klagenfurt im Salon des Sandwirthes vom kärnt. Seidenbauvereine die Ausſtellung jener Collection von Seidenproducten veranlaßt, für welche demſelben zu Hietzing bei der diesjährigen Seidenausſtellung die ſilberne Staatsmedaille zuerkannt worden war.

Monat October.

October. Nach dem Berichte der kärnt. Handelskammer erſcheinen unter den Beiträgen für die hieſige Oberrealſchule und mechaniſche Lehrwerkſtätte ſeit dem Jahre 1866 einer vom kärnt. Landtage mit 2000 fl. und von der kärnt. Sparcaſſe mit 700 fl. Die Einnahmen der Lehrwerkſtätte für gelieferte Arbeit betrugen im Jahre 1866 251 fl. 88 kr. im Jahre 1867 ſchon 388 fl. 97 kr. Der Inventarialwerth vermehrte ſich in zwei Jahren um 2268 fl. 26 kr. Die Summe der Einnahmen betrug 3583 fl. 21 kr., jene der Ausgaben 3101 fl. 24 kr. Dieſe Anſtalt iſt von ſteigendem Erfolge begleitet.

Am 1. October fand die Eröffnung der kärnt. Ackerbauſchule in Klagenfurt ſtatt.

Am 2. October wurde in Klagenfurt Abends um 7¼ Uhr ein Meteor beobachtet, welches in Südoſt aufgeſtiegen war; es leuchtete einige Secunden in weißem intenſivem Lichte und zerplatzte dann in der Luft.

October. Se. Majeſtät der Kaiſer ſpendete für den Ausbau der Pfarrkirche zu Schwarzenbach 200 fl. und Ihre Majeſtät die Kaiſerin Mutter Karoline Auguſte zu demſelben Zwecke auch 200 fl.

Am 7. October wurde der kärnt. Landtag geſchloſſen.

Am 11. October. Allerhöchſte Entſchließung, womit der Trieſter Landesgerichtspräſident, Herr Peter Scherauß, zum Landesgerichtspräſidenten in Klagenfurt ernannt und mit dem k. Leopolds-Orden decorirt wurde.

Am 15. October wurde zu Klagenfurt die von der Stadtgemeinde gegründete ſtädtiſche Knabenſchule eröffnet.

Am 17. October. Die Bauunternehmung der Rudolfs-Bahn hat bei Gelegenheit der Eröffnung dieſer Bahn von Villach bis St. Michael der kärnt. Landesregierung ein Geſchenk von 2000 fl. für Schulzwecke übergeben.

Am 19. October. Eröffnung der Rudolfs-Bahn von Villach bis St. Michael.

Am 20. October. Der landwirthschaftliche Verein für das Lavantthal veranstaltete anläßlich der auf den 20. October einberufenen Hauptversammlung eine Ausstellung landwirthschaftlicher Producte und Geräthe in Wolfsberg. Vorzüglich zeichneten sich die ausgestellten Erzeugnisse des Garten- und Obstbaues aus.

Am 23. October. Das k. Ackerbauministerium hat der kärnt. Landwirthschaftsgesellschaft einen Betrag von 400 fl. zur Vertheilung an jene Gemeinden, welche den Obstbau betreiben, zur Anlegung von Gemeindebaumschulen zugewiesen.

October. Se. M. der Kaiser hat den durch Brand verunglückten Bewohnern des Dorfes Mellweg, Gemeinde Egg im Gailthale, 200 fl. aus der Privatcasse gespendet.

Monat November 1868.

November. Se. Majestät der Kaiser hat dem k. k. Statthaltereirath Herrn Karl Reichenbach wegen dessen Verdienste um den Staat den Orden der eisernen Krone III. Classe verliehen.

November. Das k. Ministerium für Cultus und Unterricht hat angeordnet, daß die Schulprämien aufzuhören haben und daß die Erträgnisse der zu diesem Zwecke früher gemachten Stiftungen zur Errichtung von Jugendbibliotheken zu verwenden seien.

November. Das k. Ministerium hat für die Schüler der kärnt. Bergschule jährlich 1500 fl. zur Verwendung von Stipendien zugesichert und der kärnt. Landtag bewilligte für diese Schule 300 fl. jährlich.

Am 8. November schlug bei einem von Schneegestöber begleiteten Ungewitter der Blitz in den Thurm der Kirche zu Kornat im Bezirke Kötschach und entzündete das Dach, wornach der Thurm abbrannte.

Am 27. und 28. November war beim Jahrmarkte in Hermagor im Gailthale gleichzeitig eine Ausstellung ländlicher Producte insbesondere des Hornviehes, wo 31 Prämien vertheilt wurden.

Monat December 1868.

Am 1. December war die ganze Strecke der Rudolfs-Bahn von Villach bis Leoben ausgebaut und dem Verkehre eröffnet.

Am 1. December wurde in der Sitzung des Gemeinderathes zu Klagenfurt das städtische Präliminare für 1869 festgesetzt.

Die Einnahmen werden betragen	14524 fl.	49	kr.
Die Ausgaben dagegen	57838 „	44	„
Daher sich ein Abgang zeigt von	43313 „	93	„
Die Deckung wird erfolgen:			
a) durch die Zuschläge zur allgemeinen Verzehrungssteuer per	20627 fl.	55	kr.
b) durch Umlage auf die Gemeinde mit 20 kr. auf den laufenden Steuergulden per	15009 „	70	„
c) durch Umlage auf den Hauszinsgulden mit . .	7752 „	73	„
Zusammen	43389 fl.	98	kr.
wornach sich noch ein Ueberschuß per	76 „	3	„

herausstellen wird.

December. Die heurige Fechsung der Trauben im Jaunthale gab 300 Startin Sittersdorfer-Wein.

Am 13. December bewegte sich um 9 Uhr 25 Minuten Abends ein Feuermeteor am östlichen Himmel und theilte sich vor dem Erlöschen in einige Theile. Die Intensivität des Lichtes war so bedeutend, daß es scharfe Schatten — gleich dem Mondlichte — warf.

Eisen- und Bleipreise in den Monaten November und December.

Die nordfranzösischen und belgischen Eisenhütten sind wieder im vollen Betrieb und mit Aufträgen reichlich versehen. Dies gilt von Walzwerken, als auch von Gießerei- und Maschinenbauwerkstätten.

Die belgischen Schienenfabriken allein haben für ungarische Eisenbahnen die Lieferung von 700.000 Zoll-Ctc. abgeschlossen und stehen für weitere 1 Million Ctr. in Verhandlung.

Ebenso vernimmt man von Cöln, wo das Rheinländer-Eisen in allen Sorten theurer bezahlt wird und die Production vielfach in angestrengter Thätigkeit ist. Für den dortigen Eisenmarkt bestanden noch bis zur Mitte des Jahres sehr entmuthigende Verhältnisse, da die Preise für Stabeisen sogar auf 2·6 Thl. (3 fl. 90 kr. per Zoll-Centner) d. i. unter die Selbstkosten gesunken waren. Das in Folge des Kriegsjahres gesunkene Vertrauen wirke noch nach, und die Bestrebungen der Freihändler auf Abschaffung oder weitere Reduction der Zölle, bestimmten die Abnehmer möglichst lange mit ihren Aufträgen zurückzuhalten, um bei Abschaffung der Zölle von der Einfuhr fremden Eisens Vortheil zu ziehen. Erst nachdem die Zoll-

frage zum Vortheil der Fabrication entschieden war, steigerte sich auch in Folge der zurückgehaltenen Bestellungen rasch und immer mehr die Nachfrage. Dazu kamen noch die Anstrengungen mehrerer Walzwerksbesitzer die Productionspreise mit den Marktpreisen wieder in ein günstigeres Verhältniß zu bringen und das nach Oesterreich und Italien erweiterte Absatzgebiet, wodurch sich der Zustand der rheinländischen Eisenindustrie so hob, daß sie mit den besten Erwartungen einen höchst günstigen Verlauf des Jahres 1869 entgegensehen.

Ebenso berichtet man über die preußisch-schlesische Eisenindustrie. Dort ließ sich schon der Anfang des Jahres 1868 in Folge vermehrter Aufträge aus Oesterreich günstiger an, die Nachfrage belebte sich immer mehr, so daß das Jahr mit guten Preisen und viel Bestellungen schließt.

Die kärntische Eisenindustrie ist zum größeren Theil noch in gutem Betrieb, aber das Neujahr ließ mehr Bestellungen erwarten, als bisher eingetroffen sind. Die Verfeinerungswerke leiden unter den hohen Roheisenpreisen. Dabei liegt der Eisenhandel nach Italien gänzlich darnieder und soll derselbe nicht für immer verloren sein, so ist die höchste Zeit, daß endlich die Frage der Fortsetzung der Rudolfsbahn nach Italien erledigt werde.

Blei behauptet gegenwärtig auf allen europäischen Plätzen und auch in Kärnten gute und feste Preise und wird aus Preußen in bedeutenden Mengen exportirt.

Clausthaler Blei wird loco Hütte fl. 10·25 per Zoll-Ctr. verkauft; loco Berlin steht oberschlesisches auf fl. 10·12—10·25, sächsisches auf fl. 9·75, spanisches auf fl. 10·50—11·25.

Klagenfurter Getreide-Durchschnittspreise der Jahre

	1859	1860	1861	1862	1863	1864	1865	1866	1867	1868
November:										
Weizen	5·51	6·48	6·33	5·44	4·30	3·55	3·59	5·71	6·23	5·09
Roggen	3·61	4·62	5·33	4·05	2.79	2·73	2·95	3·93	3·95	3·70
Gerste	3·64	4·12	4·15	3·87	2·58	2·37	1·86	3·41	3·66	3·30
Hafer	2·32	2·30	2·24	2·29	1·95	1·43	1·19	1·71	1·70	1·91
Mais	3·40	3·23	4·06	3·11	2·35	2·36	1·95	2·68	2·88	2·43
Silberagio	124·—	115·2	137·69	121·25	118·33	116·—	117·5	126·8	120·61	115·70
December:										
Weizen	4·35	6·16	6·47	5·23	4·34	3·42	3·65	5·83	6·30	4·95
Roggen	3·49	4·67	5·63	4·06	2·86	2·55	2·94	4·21	4·14	3·75
Gerste	3·55	3·92	4·11	3·88	2·88	2·20	2·06	3·79	3·78	3·25
Hafer	2·25	2·30	2·23	2·27	1·77	1·33	1·24	1·74	1·78	1·93
Mais	3·67	3·34	4·38	3·28	2·57	2·19	2·15	3·36	2·96	2·61
Silberagio	123·56	120·41	140·—	117·—	118·84	115·78	105·05	129·—	119·31	117·60

Inhalt.

Druck von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.





